Litteratur und Völkerkunde.

[illegible] Jahrgang [illegible] Band

No. VII

Julius 1786.

Dessau und Leipzig, bey [illegible]



Litteratur und Völkerkunde.

VII.

Julius. 1786.

I.

Das warme Clima.

Eine Erzählung.

In einer alten Residenz,
Geburthsstadt mancher Excellenz
Voll Menschen und von seltner Größe,
Voll Wind, Geiz, Hoffart, Gold,
Und alter Diener ohne Sold;
Voll Mangel, Ueberfluß, Verschwendung und Getöse
Und wo im ewgen Lenz
Zerstreuung, Wohllust, Moden, Freuden
Mit raffinirten Reizen blühn,
Viel Weichlings und Verschwender ziehn,
Glanz und Vergänglichkeit stets um den Vorzug streiten
Und Tage wie Gedanken fliehn:
Wo mehr als irgendwo
Sich Glück und Recht, als Feinde meiden:
Und oft, auf leeren dünnen Stroh
Fleis, Wißenschaft, Verdienste weiden:

Der Stolz vom alten Ahnenbaume
Verächtlicher, auf Thalbewohner guckt,
Beym Fraße seiner Frucht, voll faden Schaume,
Die Kern' auf brave Köpfe spuckt:
Des Auslands Hunger auch, die Patrioten schluckt:
Der Unglaub' in den besten Jahren
Voll Kraft sich mit Vernunft zu paaren,
Doch mit Matron' Bigotterie,
Obgleich von Tisch und Bett geschieden,
Zusammen lebt in exemplarschen Frieden:
Wo stete Sättigung und steter Appetit
Auf Tafeln und in Mägen glüht;
Wo alle Zähne immer kauen
Und Bettler nur verdauen.
Viel Weiber Haut und Haar
Doch nie die Ehre schminken;
Viel Männer selber gar
Den scheuen Buhlern winken,
Und mancher sich verachtet glaubt
Wenn auch auf seinem pudersüssen Haupt,
Nicht wenigstens zwey goldne Hörner blinken:
Wo manche von den weltberühmten Zofen,
So mancher Fürstin Neid erweckt:
Wo man in einem goldnen Ofen,
Barons und Grafen täglich bäckt:
Die Herren Von wie Katzen und wie Mäuse heckt,
Doch kaum ein Dutzend Philosophen
Im ganzen Ort entdeckt!
Wo Ninons, Kutten, Ordensbänder,
Autoren, Helden und die Fremden aller Länder
Die gastlichste Gefälligkeit,
Die offenste Geselligkeit
Mit ihrem Rosenband umschlingen,
Und Kopf und Herz in Umlauf bringen.

Hier

Hier lebt in reicher Freyheit Schoos
Durch Stand, doch mehr durch Tugend groß,
Auch eine schöne junge Dame,
Die täglich Aßemblee in ihrem Hause hält,
Vom Weisheit und vom Alltagskrame
Mit Geist und Witz so unterhält,
Daß jeder sich bey ihr gefällt.
Einst kommt ein junger Graf von Lande,
Ein feiner, kluger Cavalier
Von großer Welt, mit Schlüßel, Stern und Bande,
Auch in die Aßemblee zu ihr:
Man spielt, man spricht, geht auf und nieder,
Steht Gruppenweis in Fenstern, setzt sich wieder.
Auch unser Cavalier
Läßt mit der artigsten Manier
Sich bey der Dame Wirthin nieder
Im Atlassopha neben ihr.
Er hört und sieht sie mit Entzücken
Vortreflich sprechen und zugleich
An malerischen Künsten reich,
Die schönsten Blumenkränze sticken,
Und legt, halb nach ihr hingelehnt
Wo ihre Schleppe faltenreich sich übers Sopha dehnt,
Die Hand dicht unter ihren Rücken;
Fühlt eine warme Nudidät,
Erschrickt und dreht
Die Hand geschickt aus den gebauschten Falten,
Glaubt, daß er sich zu kühn verirrt
Und kann vor Schrecken kaum sich auf dem Sopha halten,
Spricht ganz verwirrt
Und fürchtet, eingetaucht im angsterpreßtem Schweiß e
Die schrecklichsten Verweise,
Daß er die kühne Farth gewagt
Und nicht erst angefragt;

Doch staunt er, da er selbst die Faßung ganz verliehret,
Daß sich die Dame nicht aus ihrer Stellung rühret,
Auch ohne ein verblümtes Wort
Die Zaubernadel fort
Durch ihre Cränze führet;
Schnell steht er auf und mischt sich zum Gesellschaftscreis,
Schielt aber, wie nach schon gezückten Dolchen,
Noch vom verwegnen Irrweg heiß,
Hin nach den Ausbruch seiner Folgen.

Indem tritt ein Prälat
Im geistlichprächtigem Ornat
In das gesellschaftvolle Zimmer:
Ein schöner Mann von herrlicher Gestalt,
Mit Würde ohne Heuchlerschimmer,
Nur wenig über dreyßig alt,
Voll Demuth, Lebensart und milder Menschenliebe,
Ganz Toleranz, voll Wissenschaft;
Ein Gegenstand der allgemeinen Liebe,
Von großen Ruhm und kurz ein Mann voll Kraft.
Er nimmt nach einer kleinen Pause,
Vertrauter schon in diesem Hause,
Den leeren Platz im Sopha ein;
Besieht die Stickerey mit seinem Glase
Und seine Hand befährt dieselbe Straße;
Gräbt in der Dame Kleid sich auch von hinten ein
Bis an den Fuß des schlanken Rückens;
Der Graf verfolgt sie unverwand
Und ärgert sich des ungestörten Stickens;
Nun lehnt sich der Prälat,
Nachdem er gnug gesehen hat,
Im Sopha rückwärts nieder,
Doch seine ganz verkrochne Hand
Kommt aus dem Faltenbausch nicht wieder.

Ja!

Ja! endlich fängts gar drunter an zu klätscheln,
Der Graf setzt bey sich selbst den Kopf zum Pfand,
Der Bischof müsse mit der Hand
Die Nuditäten tätscheln!
Starr blickt er nochmahls auf den Fleck
Hin wo es deutlich klätschelt,
Der Bischof zieht die Hand nicht weg,
Spricht auf den Graf und tätschelt
Sein Stückgen ruhig fort:
Der Graf kein Wort,
Denkt, hol die Pfaffen all' der Teufel.
Wenn dieser auch ein Heuchler war.
Und daran bleibt mir ja kein Zweifel!
Er prahlt mit seiner Frechheit gar.
Wie heute Morgen am Altar
Noch diese Hand erhoben war,
Mich und das arme Volk zu segnen!
Der nun mein Blick so muß begegnen!
Ists möglich! können Rock, Amt, Anstand, Ruf so lügen?
Kann solch ein Weib, mit solchem Tugendschein
So unverschämt auf einmal seyn?
Die Ehrfurcht auf den Knien vor ihr, so trügen?
Mit dem Erstaunen bleibt er so vor beyden stehn,
Sich satt an dem Scandal zu sehn,
Und handelt schon in einem neuen Buche
Von Pfaffen- und Vestalentruge. —
Auf einmal kriecht ein nackter Hund
Mit einem unbehaarten Felle,
Der Dame steter Schlafgeselle
Aus diesem myst'schen Hintergrund —
Aus unsrer Dame Schleppenfalten,
Wo warm zu seyn, das Vieh auf ihr Geheis,
Wie der Prälat als Hausfreund weiß,
Beständig pflegt sich aufzuhalten:

Der Hund stammt aus Tahitiland,
Und einst empfieng von werther Hand
Die Dame ihn zum Angedenken
Mit andern seltnen Seegeschenken!
Ein warmes Climà schon von Kindheit an gewohnt,
Ward er durch diese Lage
In kühler Nacht, am wärmern Tage,
Für den Verlust des Vaterlands belohnt.
Das Thier, das von der Mittagsruh erwachte,
Steigt jetzt vom Sopha faul
Herab und schüttelt
Das Fell sich gähnend aus, und rüttelt
Mit aufgesperrtem Maul
Den Grafen auf vom schrecklichsten Verdacht,
Vor dem die ganze Nuditàt
Nun lehrreich auf vier Beinen steht.

II.

Ueber das patriotische Monument in Berlin, zu Ehren der deutschen Philosophen, Leibnitz, Lambert, Sulzer und Moses Mendelssohn.

Es war würdigen Patrioten, Bewohnern der aufgeklärtesten Stadt Deutschlands vorbehalten, in einem Zeitalter, wo man so viel vom Patriotismus träumt, einen Entwurf zu machen, das Andenken grosser Deutschen durch ein Monument zu verewigen. Die Sache hat mehr als eine Seite, von welcher sie zu betrachten ist; die berühmten Vorsteher aber dieser Unterneh-

ternehmung begnügten sich sehr weißlich mit einer simplen Anzeige ihres Vorhabens, sie hielten es ihrem eignen Ruhm und des grossen Gegenstandes unwürdig, durch viele Bewegungsgründe den Eifer deutscher Patrioten zu einer Theilnehmung anzuflammen, da die Sache von selbst redet. Für einen Fremden aber dürfte es nicht unschicklich seyn hierüber ein paar Worte zu sagen.

Es fehlt in keinem cultivirten Lande in Europa an Denkmählern, die Schmeichelen, Dankbarkeit, Ehrgeiz, oder andre Bewegungsgründe, bösen und guten Fürsten errichtet haben. In manchen Ländern sind Feldherren, Staatsmännern, und andern vornehmen Personen Monumente gewidmet, die ihnen dankbare Fürsten oder Mitbürger aufgestellt haben. So siehet man in Berlin die Bildsäulen grosser Feldherren, die in dem siebenjährigen ewig denkwürdigen Kriege sich durch ihre Thaten auszeichneten, und die Büste eines Cocceji, der Friedrichs erstes Gesetzbuch entwarf; so wie in Rotterdam die Bildsäule des Erasmus, die seine Mitbürger im Taumel ihrer Verehrung diesem für sein Zeitalter sehr grossen Manne errichteten. Alle diese und ähnliche Denkmähler aber sind local, und haben nicht selten das Embellissement grosser Städte und schöner Plätze zum Gegenstande. Der Einheimische sowohl als der Ausländer siehet sie daher auch gewöhnlich ohne Rührung an, und Reisende betrachten sie bloß in Rücksicht auf die mehr oder weniger dabey angewandte Kunst.

Ganz anders war es bey den Griechen und den Römern, wo ein ganzes Volk an Errichtung solcher Denkmähler den

innigsten Antheil nahm, wo der Enthusiasmus der Verehrung auch nach Jahrhunderten noch fortdauerte, und eher vergrössert als vermindert wurde. Wir begnügen uns diese und andre Handlungen jener beyden unsterblichen Völker zu bewundern, ohne sie nachzuahmen. Nur die Engländer allein zeichnen sich hierin von allen neuern Nationen in Europa aus; und so wie in Griechenland und Rom siehet man in England Denkmähler, deren Grundsteine Tugenden und ächter Patriotismus sind. Wenn die Gelder dazu aus dem öffentlichen Schatz genommen werden sollen, so schweigen bey dem Antrag im Parlement alle Factionen und Partheyen, man hört nicht den geringsten Widerspruch, alles ist einstimmig, selbst die Gegner, die nichts unangefochten lassen, loben den Vorschlag, die sonst so contrastirenden Zeitungsblätter sind auf einen Augenblick eintönig, und die ganze Nation klatscht ihren Beyfall dazu. Werden die Kosten zu solchen Denkmählern durch Subscription zusammengebracht, so ist diese in kurzen geschlossen, man drängt sich dazu, und zwar aus den edelsten Absichten; denn selbst das Anreizungsmittel, das in andern Ländern von grossem Gewicht seyn muß, nämlich seinen Namen als Beförderer einer patriotischen Unternehmung gedruckt zu lesen, verliehrt in England durch zu häufige Vorfälle dieser Art ganz seinen Werth, und läßt dem Ehrgeiz zu einer so wohlfeilen Erndte keine Hofnung übrig. Nur unwissende, äusserst niedrig denkende Menschen, können sich ein solches patriotisches Gefühl nicht erklären, und verlachen es. Wehe diesen Elenden! sie schänden ihr Volk, ihr Jahrhundert und die Menschheit, sie gehören durch ihre Sinnesart in ein barbarisches Zeitalter, und sind nur durch ein Spiel der Natur in ein aufgeklärtes geworfen.

Die

Die Unternehmung in Berlin ist die erste und einzige ihrer Art nicht allein in Deutschland, sondern in Europa überhaupt, wenn man England ausnimmt; sie ist national; und nur allein Personen, die ihren Geiz beschönigen wollen, können sie aus einem localen Gesichtspunct betrachten. Ob Berlin durch ein Kunstwerk embellirt wird oder nicht, kann dem entferntwohnenden Deutschen, der mit den preussischen Ländern in keiner Verbindung steht, und nie Hofnung hat diese schöne Stadt zu sehen, gleichgültig seyn; allein wenn dieser Deutsche Begriffe von den erhabenen Verdiensten jener ausserordentlichen Männer hat, denen man jetzt ein Denkmahl errichten will, so wird er es für eine angenehme Pflicht halten, ihrem Andenken einen thätigen Danktribut zu zollen, wenn auch das Monument am Nordpol aufgestellt werden solte. Welcher Deutsche, der sich die Cultur seines Verstandes ernstlich hat angelegen seyn lassen, kann behaupten, daß er aus den Schriften dieser Weltweisen nichts gelernt habe? Selbst die noch lebenden Colossen unsrer Litteratur, deren Grösse die Nachwelt mit Bewunderung ausmessen wird, werden sich nicht schämen einen Leibnitz unter ihre Lehrer zu rechnen; Leibnitz, der durch seinen alle Wissenschaften umfassenden Geist selbst in seiner einzigen Person eine ganze Academie vorstellen konnte, und der bey diesem Denkmahl für seine drey Mitphilosophen fast zu groß ist.

Es muß einem jeden Patrioten ein Vergnügen machen, daß dieses Monument nicht auf Kosten des Königs errichtet wird, weil es dadurch einen grossen Theil seines Werths verliehren würde. So aber ist es eine Nationalunterneh-

mung, die künftigen Zeitaltern ein Criterion seyn wird, wie in Deutschland am Ende des achtzehnten Jahrhunderts der Patriotismus beschaffen war; das heißt: zu einer Zeit, wo die verachtete, an wenig Orten beschützte, und an keinem unterstützte deutsche Litteratur sich zu einer bewunderungswürdigen Höhe geschwungen hatte; einen Ruhm, den ihm alle cultivirte Völker Europens ertheilten, und wo einige Grossen der deutschen Nation anfiengen sich nicht ihres Vaterlandes zu schämen.

Es ist der Wunsch vieler, so wie auch der meinige, daß die würdigen Vorsteher dieser für Deutschlands Ehre bey Welt und Nachwelt so wichtigen Unternehmung sich Zeit nehmen möchten. Ihr Entwurf ist nur noch sehr unvollkommen, in manchen Gegenden Deutschlands aber, wie ich aus Erfahrung weiß, gar nicht bekannt, und wird gewiß noch von vielen Patrioten gehörig beherzigt werden, denen es leid seyn müßte in einer solchen Liste ihren Namen zu vermissen. Solte eine so grosse, ausgebreitete, und nicht arme Nation, wie die deutsche ist, bey einem so rühmlichen Entwurf wohl unthätig seyn? Und ist man nicht zu der Hofnung berechtigt, daß reichliche Beyträge aus allen Kreisen Deutschlands die Vorsteher in Stand setzen werden, ein Denkmahl zu errichten, daß sowohl an Kunst als an Pracht, dem Ruhm der verherrlichten Weisen entsprechen müßte. Eine fühllose Gleichgültigkeit bey einer so interessanten Angelegenheit, die schon fremde Nationen aufmerksam macht, würde ein überzeugender Beweiß von dem so oft beschuldigten aber nie eingestandenen Phlegma der Deutschen seyn, und uns eine unauslöschliche Schande zuziehn.

v. Archenholtz.

III. Das

III.

Das jetzige Zeitalter.

Bemerkungen über das türkische Reich.

Aus dem Englischen.

Das türkische Reich ist in Ansehung der Fruchtbarkeit des Bodens, der Annehmlichkeit des Climas und der Bevölkerung, heut zu Tage das erste in der Welt. Auch ist es das erste in Ausdehnung, wenn wir diese nicht nach unbewohnten, unbeherrschten, und nur allein auf Landcharten bekannten Regionen abmessen, sondern die Anzahl der Provinzen nach ihrem innern Werth und Wichtigkeit betrachten. Es ist wahr, wenn Ausdehnung und Raum der gerechte Maaßstab von der Grösse der Reiche wäre, so würden die spanischen Staaten die ottomannischen, und die russischen wieder die spanischen übertreffen; ja, das brittische Reich, nach allen Verstümmelungen, dürfte vor beyden noch den Vorzug haben; denn ausser den Inseln, die wir uns im Südmeer zugeeignet, weil wir sie entdeckten und ihnen neue Namen gaben, hat Herschel auf eben diese Art dem brittischen Reich den ganzen Raum des Georgium Sidus einverleibt; eine Acquisition, die ohne Zweifel den König und seine Minister für den Verlust von Nordamerica trösten wird.

Das ungeheure Reich der Türken erstreckt sich ostwärts bis ans arabische, persische und caspische Meer, westwärts aber bis an die Strasse von Gibraltar, vor Alters die Säulen

des

des Hercules genannt. Die Breite dieser Staaten ist ungefähr 1800 englische Meilen, und der ganze Umfang begreift den größten Theil der alten Welt in sich. Daher haben diese Regionen einen Werth, der noch zu den natürlichen und Handelsvortheilen hinzukommt, einen Werth, den die cultivirte Einbildungskraft den litterarischen Glanz der Vorwelt ertheilt, denen Scenen, wo wir die Patriarchen des Menschengeschlechts, die griechischen Weisen und die Helden Griechenlands und Roms finden.

In Europa ist die Macht der Ottomannen über Bosnien, Servien, Bulgarien, Morea, Macedonien, Albanien, Griechenland, Achaja und Thracien verbreitet, desgleichen über die Inseln im Archipelagus, über Negroponte, Scutari, und andre angränzende Länder.

In Asien besitzen sie Arabien, Idumea, Assyrien, Phönicien, Syrien, Cappadocien, Trebisond, Bythinien, Paphlagonien, Eolis, Lycien, Rhodis, Jonien, Pamphylien, Cilicien, Cypern, Taurus, und einen Theil des alten Persiens.

In Africa erstreckt sich ihre Herrschaft über Egypten, Lybien, Numidien, Mauritanien, das Königreich Algier, einen grossen Theil der Barbarey mit Tunis, Tripolis, Biserta und andern Oertern, desgleichen über zahllose Inseln im mitländischen Meer. Die so berühmten Städte Cairo, Babylon, Alexandria, Aleppo, Tyrus, Sidon und Damascus erkennen die Oberherrschaft des Großherrn, und betrachten Constantinopel mit ehrfurchtsvoller Unterwürfigkeit.

Diese

Diese weit ausgedehnten Staaten, die den reichsten und ehrwürdigsten Theil der Erde in sich begreifen, sind hintereinander sieben Mächten unterwürfig gewesen, die alle in der Waagschale der Nationen das Uebergewicht hatten; den Assyrern, Medern, Persern, Griechen, Römern, Saracenen, und endlich den Türken. Die Länge der Zeit, während welcher diese beherrschten Völker einer jeden von jenen grossen Regierungen gehorchten, ist ein schöner Gegenstand der Speculation. Ein Vergleich von der Dauer der Reiche mit gehöriger Sachkenntniß und Fähigkeit gemacht, würde den politischen Untersuchungen ein weites Feld eröfnen.

Die Türken leiten ihren Ursprung von den alten Scythen ab, die wir jetzo mit dem Namen Tatarn bezeichnen. Diese Nation zog sich in ihre Gebirge hinter dem schwarzen und caspischen Meer, und zwar nachdem sie das Blut ihrer Feinde reichlich vergossen hatte. Sie widerstand der Macht der Perser, der Griechen und der Römer, und erhielt sich in ihrer Unabhängigkeit mitten unter dem Umsturz der größten Reiche. Einige Facta, die von alten Schriftstellern, besonders vom Herodot angeführt werden, geben zu erkennen, daß es eben dieses wandernde Volk war, das in alten Zeiten Einfälle in Asien that; das zu verschiedenenmalen die griechischen Besitzungen überschwemmte, Italien angrif, und *zuletzt das* römische Reich umstürzte. Diese Scythen *strömten aus ihren* hyperboreischen Wohnungen an den Gränzen des Caucasus in abgesonderten Horden hervor; sie erkannten keinen Anführer im Kriege, sondern fielen bloß schaarenweise in die benachbarten Länder, um zu plündern. Sie griffen selbst die tapfersten

Nationen an, und nachdem sie Pontus und Cappadocien erobert hatten, so liessen sie sich endlich in Natolien oder Kleinasien nieder. Hier wohnten sie, als Muhamed, nachdem er Arabien, Syrien und Egypten erobert hatte, den Sitz seines Reichs in Damascus aufschlug. Die Saracenen dehnten nun ihre Macht auf allen Seiten aus, die Türken traten in ihre Dienste als Soldaten, und nahmen die Lehre des Muhameds an.

Da nun der Enthusiasmus der Religion zu ihrer natürlichen Tapferkeit hinzukam, wurden die Türken unüberwindlich, und als das saracenische Reich abnahm, brachten die Kriegstugenden dieser Miethsoldaten sowohl die Länder ihrer gebietenden Fürsten, als die feindlichen unter ihr Joch. Gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts wurden alle Anführer dieser kriegerischen Schaaren gezwungen sich der Macht Ottomanns zu unterwerfen, dem Sohn eines gemeinen Soldaten, dessen Nachkommen noch heut zu Tage den türkischen Scepter führen. Der Nachdruck bey einer ungetheilten Regierung machte die Türken nunmehr furchtbarer wie jemahls. Ihre Eroberungen vermehrten sich mit grosser Schnelligkeit. Sie brachten das griechische Reich unter ihre Bothmässigkeit, und nahmen 1453 Constantinopel ein. Der kriegerische Geist, durch den Enthusiasmus angeflammt, fuhr nach dieser denkwürdigen Begebenheit noch fast drey Jahrhunderte fort sich zu zeigen; allein moralische Ursachen sind noch mehr als physische der Veränderung unterworfen. Die Tapferkeit sowohl als der Religionseifer gaben endlich dem Einfluß eines wollüstigen Climas nach. Die Leidenschaften ganzer Völker sowohl als einzelner Men-

schen erkalten durch die Zeit; der Einfluß des Himmelsstrichs aber ist beständig.

Die Türken sind jetzo ein träges, unwissendes, mürrisches und brutales Volk. Da die Grundlage ihrer Regierungsform nachgegeben hat, so ist die Regierung selbst ohnmächtig geworden. Ihre Herrschaft über die entfernten Provinzen ist mehr Titel als Wirklichkeit. Vereinigungen unter den Stadthaltern, den Bassen und Beys, verursachen, daß man den Befehlen des Großsultans trotzt. Wenn man daher Verdacht auf sie wirft, oder sie Anlage zum Ungehorsam zeigen, so räumt man sie aus dem Wege, aber nicht bey hellem Tage, durch einen öffentlichen Befehl, sondern durch heimliche Ermordungen. Dieses Gemische von Despotismus, Verrätherеyen und Grausamkeiten, ist ein Gemählde der türkischen Regierung. Ohngeachtet die Türken die schönsten und reichsten Länder der Welt besitzen, leben sie doch in beständigen Kriegen mit ihren Nachbarn, und auch untereinander selbst. Die barbarischen Seeräuber haben noch Muth genung die sogenannten Ungläubigen anzugreifen, dagegen die europäischen und asiatischen Türken alle Streitigkeiten mit den Christen vermeiden, und sich lieber untereinander herumbalgen. Von dem Sultan an bis zu dem geringsten Janitscharen sieht man nichts als Scenen von Erpressungen und Raub. Der Stärkere unterdrückt immer den Schwächern. Gerechtigkeit und Menschlichkeit sind ganz durch die Tyranney verdrungen worden. Die Lehre der Prädestination, die sich so gut mit einem trägen Clima und der despotischen Gewalt verträgt, kommt der natürlichen Geistesschlafheit der Türken zu Hülfe, und lehret sie ihre Hälse

unter den seidnen Strick zu schmiegen, um dem Willen des Allmächtigen zu gehorchen.

Der grosse Grundsatz, der die Muhamedaner entschlossen und beharrsam macht, ist, daß derjenige Muselmann, der sein Leben in Vertheidigung des halben Mondes verliehrt, seine Seele rettet, und sogleich, obwohl durch rauhe Pfade, in einen Zustand übergeht, der ein Zusammenfluß der allervollkommensten sinnlichen Vergnügungen ist. Dieser Grundsatz wird durchgehends in der Speculation so sehr geglaubt wie ehemals; allein der Glaube der Türken ist so wie der christliche mehr speculativisch als practisch geworden; so daß verschiedene Glaubensgrade vorhanden sind. Es giebt Meynungen, die in der Einbildung gleichsam herumschwimmen, oder schnell durch den Verstand eilen, ohne sich des Herzens zu bemächtigen, oder die Leidenschaften in Bewegung zu setzen; andere Meynungen aber erregen das Gefühl, und fordern zu Handlungen auf. Diese letztre Art Meynungen war es, die die ersten Christen über die Schwachheiten der menschlichen Natur erhoben, und eben diese thaten bey den Türken und Saracenen viele Jahrhunderte lang ähnliche Wirkungen. Allein der Glaube ist bey beyden Secten sehr in Verfall gerathen. Indessen, so wie Widerstand, Verfolgung und neue Religionsmeynungen, in der Einbildung nach Vorschrift der Apostel und Kirchenväter zu handeln, den Enthusiasmus eine Zeit lang unter den Christen anfeuerte, so mögen die nämlichen Ursachen vielleicht auch den alten Religionseifer im türkischen Reich wieder erneuern. Hiebey aber ist zu bemerken, daß ein ganz besondrer und wichtiger Unterschied gemacht werden muß,

zwischen

zwischen dem Verfall der Tugenden, der als der Tod der freyen Staatsverfassungen betrachtet werden kann, und dem Stillstand des Enthusiasmus, der jetzo unter den Anhängern Muhameds sichtbar ist. Bey aufgeklärten Nationen finden die Menschen immer einen Vorwand um ihre Ausschweifungen durch philosophische Theorien zu bemänteln. Der Religionist hat kein solches Obdach für seine Gleichgültigkeit; sein Glaube muß ganz seyn. Lazarus ist nicht todt, sondern schläft. Der Enthusiasmus der Türken kann noch wieder belebt werden, und wenn es geschieht, so genade Gott den Christen.

Man weiß aus der neuesten Geschichte, daß ein Nachgeben der Türken zu dem andern geführt hat. Der Angrif, den die christlichen Mächte auf ihr Reich thun ist desto wirksamer, da er nach und nach geschieht. Würde ein Hauptangrif gemacht, so dürfte man grossen Widerstand finden, und wahrscheinlich zurückgeschlagen werden. *) Ja vielleicht würden die Türken sodann aufgemuntert die Gränzen eines Defensivkriegs zu überschreiten. Diese Muthmassungen gehören jedoch mehr zum Reich der Möglichkeit, als der Wahrscheinlichkeit;

*) Es scheint, daß der englische Politiker weder das türkische Reich noch dessen mächtige Nachbarn hinreichend kennt, um solche altväterische aus der Litaney hergeholte Begriffe noch jetzt niederzuschreiben. Man hat mit vieler Wahrscheinlichkeit berechnet, daß die Anzahl aller noch vorhandenen türkischen Familien im ganzen ottomanischen Reich nicht über 400,000 ist.

A. d. H.

lichkeit; denn der türkische Staat befindet sich in einem so schwachen Zustande, daß die Auflösung desselben höchst wahrscheinlich nicht ferne ist.

Daß die Religion die Macht hat den Muth der Nationen zu beleben, und die Menschen in Entzückungen zu setzen, worin sie allen Troß bieten, was nur immer den Sinnen fürchterlich seyn kann, ist keinem Zweifel unterworfen, sondern hinreichend durch die Geschichte, ja selbst durch Beobachtungen über jetzige Vorfälle bewiesen. Die Samniten waren durch einen langen Krieg mit den Römern in den elendesten Zustand versetzt, ihre Heere waren vernichtet, ihre Feldherren auf den Schlachtfeldern geblieben, und die Toscaner, Gallier und Umbrier, ihre Bundsgenossen, unfähig ihnen fernern Beystand zu leisten. In dieser verzweiflungsvollen Lage nahmen sie ihre letzte Zuflucht zum Religionsenthusiasmus. Man errichtete Altäre, und brachte den Göttern feyerliche Opfer zwischen den flammenden Altären und den aufgethürmten Knochen der Erschlagenen. Die Centurios mit blossen Schwerdtern in den Händen schwuren nie aus dem Treffen zu fliehn; sodann riefen sie die gemeinen Soldaten einen nach den andern herbey, und nahmen ebenfals von ihnen einen Eid, voller Verwünschungen in schrecklichen Versen abgefaßt, daß sie dem Befehl ihrer Anführer willig gehorchen, nie fliehen, sondern selbst ihre fliehenden Cameraden tödten wolten. Man brachte sie dahin, die gräßlichsten Flüche gegen sich und ihr ganzes Geschlecht auszustossen, im Fall sie ihren Eid brechen würden. Einige von ihnen, die sich diesen entsetzlichen Schwur zu thun weigerten, wurden auf der Stelle niedergemacht, eine Grausamkeit, die

auf

auf die Uebrigen eine so schreckvolle Wirkung that, daß sie alle ohne Widerrede gehorchten. Die Samniten waren nun von allen Leidenschaften belebt, die man von solchen Feyerlichkeiten erwartet hatte. Aber selbst die Wuth der Verzweiflung war zu ohnmächtig in den Gefechten gegen standhaften Muth, disciplinirte Tapferkeit und alten Ruhm. Der durch Gewalt angestrengte Geist der Samniten sank unter der fortdauernden natürlichen Bravour der Römer.

Ein ander denkwürdiges Beyspiel von Nationen, die in der äussersten Noth ihre Zuflucht zur Macht der Religion nahmen, findet man in dem hartnäckigen, ja man kann sagen, rasenden Widerstand, den die Juden gegen die Römer thaten.

Noch heut zu Tage geschieht es, daß die Neger in Westindien Bündnisse unter einander schliessen, wobey sie gewisse schreckliche Ceremonien beobachten, und religiöse Verwünschungen gegen sich ausstossen. Dieß thun sie, wenn sie Entwürfe machen, sich der Sclaverey zu entziehn. Auf diese Weise bemühen sie sich ihren Muth zu stärken und zu erhöhen, der bereits durch das Gefühl der Ungerechtigkeit und den Wunsch nach Rache belebt ist.

Durch die hier angeführten Beyspiele von der Macht religiöser Ceremonien will man nicht beweisen, daß dieser Einfluß immer siegend ist; im Gegentheil belehren uns diese Beyspiele selbst, daß der Enthusiasmus durch grössere Kraft und höhere Kriegskunst überwältigt wurde. Indessen zeigen sie, daß die Menschen geneigt sind in Extremitäten die Macht der

Religion zu Hülfe zu rufen. Daher kann man nicht ohne Wahrscheinlichkeit voraussetzen, daß die Türken vermittelst des Religionseifers noch zu sehr grossen Versuchen gebracht werden können. Die Politic und die Klugheit ihrer verfeinerten Bundsgenossen, der Franzosen, würde dieses Religionsinstrument mit grosser Geschicklichkeit zu lenken wissen, so daß dessen schneidende Seite auf die wirksamste Weise dahin gekehrt werden dürfte, wo das französische Interesse am besten befördert werden könnte. Wenn aber dieser Eifer den höchsten Grad erreichen solte, so würde man gegen alle Vorstellungen und Künste des Hofes von Versailles taub seyn, ja man würde sich endlich gegen den allerchristlichsten König selbst wenden, weil er unter diesem Titel als der gröste Feind der muhamedanischen Religion zu betrachten ist.

Da Zwischenzeiten von Finsterniß den Fortschritten der menschlichen Kenntnisse und der Cultur nicht ungünstig, sondern vielmehr vortheilhaft sind, so ist es wohl nicht eine zu kühne, übereilte Aeusserung, die künftige Herrlichkeit jener Regionen zu weissagen, die ehmals alles erzeugten, was nur das Leben ergötzen und veredeln kann. Wenn der Geist eines einzelnen Menschen auf gewisse Dinge gerichtet, und an diesen Zirkel der Gedanken gewöhnt ist, so fällt er nicht leicht auf neue Erfindungen. Wenn die Autorität einiger grossen Namen das Genie der Nationen gefangen hält, so werden die Gelehrten nicht Erfinder, sondern Commentators. Auf diese Art sind jetzo die aufgeklärtesten Völker in Europa Commentators des Newton. Wäre die Finsterniß im mittlern Zeitalter nicht vorhergegangen, so würden wir weder einen Newton, noch einen Galilei, noch einen Copernicus gehabt haben.

Das

Das türkische Reich ist jetzo in einem Stand der Ruhe, der gewöhnlich ein Vorbote der Thätigkeit und Energie eines neuen Tages zu seyn pflegt. Es ist ein Boden, der zwar unfruchtbar scheint, allein für die Zukunft eine reiche Erndte verspricht. Der Einfluß des Climas, in Verbindung mit einer freyen Regierungsform, wird in künftigen Zeitaltern einen andern Archelaus, einen andern Pythagoras, und einen andern Aristoteles erzeugen. Wenn die Kenntnisse der jetzigen Zeit zu solchen neuen Erfindungen gefügt werden solten, welche grosse Fortschritte in den Wissenschaften wären sodann nicht von einer so glücklichen Vereinigung der Umstände zu erwarten?

Wiederholte aber fruchtlose Bemühungen die Kriegskunst und europäische Disciplin unter den Türken einzuführen, zeigen, wie schwer es ist Verbesserungen in einem Staat anzubringen, der seinen alten Sitten und Gebräuchen blindlings anhängt. Die Religion muß hier erst mit sammt den Wurzeln ausgerissen werden, bevor an eine Cultur unter den Türken zu denken ist; aber mit ihrer Religion würden sie wahrscheinlich auch zugleich ihre Nationalexistenz verliehren.

IV.

Verordnung des Pabsts Leo X. gegen den Nachdruck im Jahr 1521.

„Es wird hiemit anbefohlen, daß kein Buchhändler, Kauf„mann, Buchdrucker oder Herausgeber von Büchern, er mag „seyn wer er will, sich unterstehn soll, binnen hier und zehn „Jahren zu drucken, das Werk betitelt: Die Castigationes „und Bemerkungen über P. Virgilius Maro, abge„faßt von Johannes Pierius Valerianus, zu irgend „einer Zeit, an irgend einem Ort, oder in irgend einer Form „und Art, als allein mit seiner Bewilligung und Erlaubniß. „Wer sich unterstehn wird dieser Verordnung zuwider zu han„deln, soll **verdammt seyn**, und noch dazu eine „Strafe von hundert Goldducaten erlegen. Gegeben zu St. „Peter in Rom, und mit dem Fischerring besiegelt den 26. „März 1521 im 9ten Jahr unsers Pontificats."

So dachte man vom Eigenthumsrechte vor einigen hundert Jahren, jetzo aber in unsern aufgeklärten Zeiten hat man davon ganz andre Begriffe. Leider kann sich mit diesem Resultat der sogenannten Aufklärung nur allein das liebe Deutschland brüsten. Da mancher Leser dieses Journals das neueste Buch des Herrn Campe: **Sammlung interessanter Reisebeschreibungen für die Jugend**, nicht kennen dürfte, so will ich hier eine Stelle daraus anführen, wo dieser würdige Gelehrte,

lehrte, der schon einmal einen ehrenvollen, obgleich fruchtlosen Versuch machte, diesem Uebel an der Quelle zu steuern, sich über die Infamie des Nachdrucks in der Vorrede folgendermaassen erklärt:

„Meine Kinderbibliothec ist nunmehr zu zwölf Bändchen „angewachsen, und der Beyfall, womit man dieses Werk von „Anfang an beehrte, hat sich, wie der Verleger mich versi„chert, bis auf diesen Tag unverändert erhalten; welches auch „daraus zu erhellen scheint, daß sie nicht nur vor einigen Mo„naten von einem namenlosen Bücherräuber in Aurich nachge„druckt, sondern auch ein zweyter und dritter Nachdruck der„selben theils von dem Edlen von Trattner in Wien, „lediglich zur Beförderung der menschenfreundlichen Ab„sichten Sr. römisch-kayserlichen apostolischen Maje„stät *), theils von dem in gleicher Bedeutung edeln Chri„stoph Torricella in Troppau, gleichfalls unter allerhöch„stem Schutze und zur Beförderung des menschenfreundlichen „Aufklärungsgeschäfts in den östreichischen Staaten öffent„lich angekündigt worden ist." — — — — — — — — — — — — — —

*) So sagt dieser edle Herr ausdrücklich in seiner Ankündigungsschrift. Solte nicht die Nachwelt, wenn nicht so viel andre Monumente von Josephs Regierung zu ihr kämen, aus dieser Blasphemie schliessen müssen, daß die menschenfreundlichen Absichten Sr. römisch-kayserlichen Majestät auf etwas abgezielt hätten, was — meine Hand sich weigert niederzuschreiben!

Anmerk. d. Hrn. Campe.

— — „Wie lange übrigens diese Sammlung, dafern sie „Beyfall finden solte, fortgesetzt werden wird, das werden „die Aufklärer des südlichen und westlichen Deutschlands, die „Nachdrucker, bestimmen, die, was andern Menschen das „Liebste ist, Ehre und Rechtschaffenheit aufopfern, um das „ihnen verhaßte Eigenthumsrecht zu zernichten, und eine Ge- „meinschaft der Güter einzuführen, die in den erleuchteten „Zeiten des Faustrechts galt."

V.

Ueber die Indianer in Nordamerica.

Aus den neuesten Nachrichten gezogen.

Man zählt acht und zwanzig verschiedene Völkerschaften von Wilden, die am östlichen Ufer des Missisippi, und am westlichen des Ohio wohnen. Hier sind ihre Namen und ihre Wohndistricte:

Die Irokesen sind die nächsten Nachbarn von Kentucke, und wohnen am Ufer des Tenes bey den Mündungen der Flüsse Clench, Holstein, Nolachucke und French Broad. Diese Flüsse durchströmen das Gebiet der Irokesen, das im Innersten von Nordcarolina liegt.

Die Chicamawgees wohnen auch am Tenes, ungefähr 90 englische Meilen unterhalb dem Irokesenlande in einer Gegend, die man Chicamawgee nennt.

Der

Der Dragomonough ist eine Völkerschaft, oder vielmehr ein Menschenstamm, der seinen Ursprung einem Oberhaupt der Irokesen zu verdanken hat, der sich mit sechszig Menschen von seinem Volk absonderte, und diesen Stamm bildete.

Die Cheegees haben ihren Wohnsitz funfzig bis achtzig englische Meilen südwärts von den Irokesen, mit denen sie sowohl wie die Chicamawgees eine Sprache reden.

Die Chicasaws wohnen an der Quelle des Flusses Tombeche, hundert englische Meilen nordwestlich von dem Flusse Cumberland.

Die Choctaws bewohnen die Ufer des Flusses Tombeche achtzig englische Meilen südwärts von den Chicasaws.

Die Creeks wohnen am Fluß Apalache, der sich in den mexicanischen Meerbusen ergießt.

Die Uchees haben vier verschiedene Wohnsitze: an der Quelle des St. Johannisflusses, an den Gabeln der heiligen Maria, an den Quellen des Cannuchee und des St. Tillis. Alle diese Flüsse entspringen an den Gränzen von Georgien, und fallen ins Weltmeer.

Die Cataubas wohnen in Nordcarolina, ungefähr 200 englische Meilen von Charles Town, der Hauptstadt von Südcarolina.

Diese neun Völkerschaften bewohnen alle ostwärts vom Missisippi gelegene Ländereyen, die folgenden aber diejenigen, die westwärts vom Ohio liegen:

Die Delawaren am Fluß Miskingum, der sich 187 englische Meilen oberhalb der Sciotha in den Ohio ergießt.

Die Mingos nordwestlich der Sciotha.

Die Wyandotts am Ufer des Flusses Sandusky, der in den See Erie fließt.

Die sogenannten sechs Nationen an den Flüssen, die in den Gebirgen entspringen, und in den See Ontario fallen.

Die Schawanesen besitzen fünf Flecken an den Ufern der kleinen und der grossen Miami.

Die Gibbaways wohnen ostwärts des Flusses Detroit, gegenüber dem Fort gleichen Namens. Dieser Fluß fließt aus dem See Huron in den See Erie, und hat in der Länge 36 englische Meilen. Das Fort liegt in gleicher Entfernung von beyden Seen.

Die Huronen haben ihren Wohnsitz sechs englische Meilen von den Gibbaways bey dem See Huron.

Die Tawaws 18 englische Meilen von den Huronen am Fluß Mawmee oder Miami, der in den See Erie fließt.

Die Mawmees oder Miamis wohnen 240 englische Meilen weiter diesen Fluß hinauf, in einem District, den man Rosedebeau nennt.

Die Piankaschaws 160 englische Meilen von den Mawmees am Fluß Wabasch.

Die Vermilions 60 englische Meilen höher am nämlichen Fluß.

Die

Die Wyahtinaws noch 30 Meilen über die Vermilions.

Die Indianer von Long Island bewohnen die Insel dieses Namens, und die Ufer des weissen Flusses, der in den Wabasch fällt.

Die Kickapoos wohnen an einem Arm des Mawmee.

Die Ozaws an dem Fluß Ozaw, der in den Missisippi fällt.

Die Kakaskys an den Ufern des Missisippi 200 englische Meilen oberhalb den Ozaws.

Die Illinesen an dem Fluß gleichen Namens, der in den Missisippi fällt.

Die Poutawottamies ohnweit dem Fort St. Joseph.

Die Sious und die Renards wohnen bey dem Fort Michillimackinac, am See Michigan.

Alle diese Völkerschaften sind Nachbarn der vereinigten americanischen Staaten. Ihre Volksmenge wird auf ungefähr 20,000 Seelen berechnet, und die Anzahl ihrer Krieger auf 5000 Mann.

Man hat seit der Entdeckung von America beständig über die Art und Weise gestritten, wie dieser ungeheure Welttheil bevölkert worden ist. Die grosse Aehnlichkeit sowohl von der physischen als moralischen Seite, die man zwischen den ursprünglichen Americanern und den nordöstlichen Tatarn findet, hat die Meynung derer bestätigt, die die Abstammung der Americaner aus diesem Theil von Asien herleiten. Buffon hat

hat die Bemerkung gemacht, daß keine andere Thiere in den beyden Weltmassen zugleich gefunden werden, als nur solche, die das nordische Clima erzeugt. Man sieht daher in America weder Elephanten, noch Löwen, Tyger oder Cameele, dagegen aber Bären, Wölfe, Hirsche und Elendsthiere in Menge, und diese sind denen in der andern Hemisphäre ganz ähnlich. Diese Muthmassung ist durch die letzten Entdeckungen des Capitain Cook fast zur Gewißheit geworden, da dieser grosser Seefahrer bis in die Meerenge drang, die Asien von America absondert, und in einer Gegend nicht über dreyzehn Seemeilen breit ist.

Die Wilden sind von brauner Leibesfarbe, die sie noch dadurch erhöhen, daß sie sich den ganzen Leib mit Fett beschmieren, und sich damit in die Sonne legen. Sie bemahlen sich auch das Gesicht, die Brust und die Schultern mit verschiedenen Farben, gemeiniglich mit roth. Die Krieger besonders treiben diese Mode sehr weit, um ihren Feinden Furcht einzujagen, auch wohl um die ihrige desto besser zu verbergen. Die jungen thun es überdem um ihre Jugend nicht sehen zu lassen, die sie in den Augen alter Krieger heruntersetzen würde. Ist ihr Endzweck ihre Schönheit zu erhöhen, so bedienen sie sich lebhafter und mannigfaltiger Farben. Auch die Todten werden gemahlt, deßgleichen die zum Tode bestimmten Gefangenen. Sonst sind ihre Züge nicht häßlich, vorzüglich bey den Weibern; sie sind von mittler Grösse und ihre Glieder wohl gemacht, so daß man fast keinen Bucklichten unter ihnen findet. An manchen Theilen ihres Körpers äzen sie sich allerhand Figuren durch Schießpulver ein. Sie schneiden ihre Haare ab, und lassen

nur einen kleinen Schopf auf dem Wirbel des Kopfs stehen, worin sie Federn, Wampum und andere Zierrathen stecken. Die Haare aber am Kinn und unter den Achseln reissen sie sorgfältig aus. Ihre Ohren hängen bis auf die Schultern; um sie so zu verlängern, machen sie im untern Theil Oefnungen, die sie mit Eisenwerk ausfüllen, daß durchs Gewicht sie sodann herunterzieht; auch befestigen sie grosse Ringe daran. Einige stecken durch den Knorpel der Nase eine grosse Feder, und diejenigen, die durch Raub oder Handel eine Art von Reichthum erwerben, tragen auf der Brust eine Silberplatte nebst Hals- und Armbändern; ferner ein Stück Leinwand, das sie um den Leib legen, ein farbigtes Hemde, an welches sie vielerley Zierrathen hängen, eine Art von Stiefeletten und Schuhen. Ueber alles dieses wird ein kurzer Mantel geworfen; so ist ihre Kleidung in Friedenszeit. Wenn sie aber in den Krieg ziehn, so lassen sie allen ihren Schmuck zurück, und nehmen nur bloß das Nöthige mit. Der einzige Unterschied zwischen der männlichen und weiblichen Kleidung besteht in einem kurzen Rock, den die Weiber tragen. Einige von diesen lassen auch ihre Haare wachsen, und binden sie hinten auf dem Kopf zusammen; allein die kurzen Haare, besonders an den Schaamtheilen, werden mit sammt der Wurzel ausgerissen.

Ihre Waffen sind eine Flinte, Pfeil und Bogen, ein Wurfspieß, ein Messer zu ihrem Haarputz, ein Schild von gehärtetem Leder, und der Tomahawk. Dieses Instrument ist fast das nöthigste von ihrer ganzen Bagage, denn es dient ihnen zum Beil, zur Pfeiffe und zum Degen. Sie sind sehr geschickt ihn zu werfen, und tödten ihren Feind in einer

 beträcht-

beträchtlichen Entfernung; auch sind sie sehr geübt im Schiessen, und erlegen Vögel im Flug, Fische im Schwimmen, und wilde Thiere im vollen Lauf.

Diese Indianer sind nicht einfältig wie viele glauben, im Gegentheil besitzen sie ein grosses Begreifungsvermögen, sind unternehmend, rasch ihre Entwürfe zu vollziehn, geschmeidig bey Geschäften, erfindsam und voller Industrie. Sie sind sanft und gefällig gegen diejenigen, die sie für ihre Freunde halten, und unerbittlich in ihrer Feindschaft; sie glauben ihre Rache nicht eher befriedigt, als bis ihre Feinde gänzlich vertilgt sind. Sie können Kälte, Hitze, Hunger und Durst auf eine erstaunenswürdige Weise ertragen, und dennoch ist kein Volk in der Welt, das sich zügelloser der Völlerey überläßt, so bald sich dazu Gelegenheit findet, als diese Wilden. Die Ausschweifungen aber, oder vielmehr die Unordnungen, die sie in der Trunkenheit begehn, haben keine bösen Folgen, denn es fällt keinem ein, eine Beleidigung zu rächen, die in solchem vernunftlosen Zustande geschehen ist, nur allein den Mord ausgenommen. Unter ihnen sind alle Menschen gleich, bloß die persönlichen Eigenschaften werden geschätzt. Weder Rang noch Geburt giebt jemanden das geringste Recht andern zu schaden; selbst auszeichnende Verdienste erzeugen bey ihnen keinen Stolz, wodurch ihre Landsleute den Abstand fühlen könnten. Sind ihnen gleich feine Empfindungen unbekannt, so haben sie doch mehr Rechtschaffenheit, weniger Ceremonien, und noch weniger zweydeutige Complimente wie wir. Ihre öffentlichen Versammlungen geben von ihrem Verstand unleugbare Beweise; sie zeigen dabey ein Talent zur Beredsamkeit, das nicht geringe ist.

Sie

Sie leben zerstreut in kleinen Flecken oder Dörfern, die theils in den Wäldern, theils an den Ufern von Flüssen liegen, wo sie unbedeutende Pflanzungen von Feldfrüchten haben, die kaum zu ihren Unterhalt auf sechs Monat zureichen; die übrige Zeit des Jahrs ernähren sie sich von der Jagd, von der Fischerey und von Erdfrüchten, die hier im Ueberfluß und ohne Cultur wachsen.

Ihre Hütten sind gewöhnlich aus Baumzweigen geflochten und mit Baumrinden bedeckt; jede derselben hat einen Rauchfang und eine Thüre, die sie mit einem Vorlegeschloß verschliessen. Diese Hütten oder Wigwhams sind übrigens sehr sinnreich gebaut, und nach dem Dache zu geründet. Ihre Höhe ist sieben Fuß, die Länge aber hängt von der Anzahl Menschen ab, die zu der darin wohnenden Familie gehören.

Die Nachrichten in Ansehung der Religion dieser Wilden sind verschieden. Ob man gleich nicht geradezu leugnen kann, daß sie eine haben, so ist es doch sehr schwer die ihrige genau zu bestimmen. Darin kommt man überein, daß sie ein oberes Wesen erkennen, es aber nicht anbeten. Sie glauben, daß Gott von ihnen zu weit entfernt, und auch zu glücklich ist, um sich um die Menschen zu bekümmern, dabey aber haben sie Begriffe von einem künftigen Leben, und sind der Meynung, daß sie ihre Freunde, die vor ihnen gestorben sind, nach ihrem Tode in einer Art von Paradies wieder finden werden.

Die Wyandotts am Fluß Detroit und einige andre Völkerschaften haben eine geringe Kenntniß von der christlichen Religion, die ihnen catholische Missionärs beygebracht haben. Man

Man findet daher bey ihnen eine Kirche, Kirchhof und Priester.

Die Schawanesen, die Irokesen, die Chickesaws und andre bekümmern sich sehr wenig um die Religion. Noch andre folgen ihren alten gottesdienstlichen Gebräuchen, die auf Gegenstände ihrer Liebe und ihres Hasses gerichtet sind, vorzüglich aber auf Wesen, die sie am meisten fürchten, und eigentlich das sind, was wir böse Geister nennen. Zu gleicher Zeit aber beten sie auch die Sonne und andre wohlthätige Gottheiten an, um von ihnen Glück zu ihren Unternehmungen, einen Ueberfluß an Lebensmitteln, und andern nothwendigen Dingen zu erlangen.

Sie haben ihre Feyertage und Feste, an welchen sie in der Runde singen und tanzen, wobey sie sich einander an den Händen fassen; sie sind alsdann bey diesem Tanz so sehr bemahlt und entstellt, daß es schwer ist sie zu unterscheiden. Nach dem Tanz versammlen sie sich an einen Ort, wo ein Gastmahl zubereitet ist, das in Fleischspeisen, Fischen, Wildpret und Früchten besteht. Alle anwesende Wilden werden dazu eingeladen, und auch während dem Mahl wird gesungen. Sie glauben, daß solche Gastmähler den Kranken sehr zuträglich sind. Wenn daher einer unter ihnen krank wird, so schlachten sie eine Ziege, kochen das Fleisch und laden dazu alle Freunde und Nachbarn ein, sodann werfen sie Tobac ins Feuer, und setzen sich auf die Erde rund um dasselbe herum, wobey sie erschrecklich heulen; nachher geht es ans Fressen unter dem Gesang melancholischer Lieder.

Einige Völkerschaften halten den Ehebruch für ein grosses Verbrechen, bewilligen die Vielweiberey nicht, und begehn keinen Diebstahl; andre aber haben von diesen Dingen nicht so scrupulöse Begriffe. Bey den Chickasaws kann ein Mann seiner Frau die Nase abschneiden, wenn sie Ehebruch begeht; die Männer hingegen haben hierin völlige Freyheit. Diese Nation duldet keine Oberhäupter. Bey den Irokesen schneidet man einer Ehebrecherin Nase und Ohren ab, sodann stößt sie der Ehemann von sich, und von diesem Augenblick an ist sie verbunden sich allen Männern Preiß zu geben, die es verlangen. Die Vermischung mit Weibspersonen ausser der Ehe wird bey ihnen für sehr erlaubt gehalten, weil sie alle Menschen als unumschränkt und völlig frey betrachten.

Ihre Heyrathsceremonien sind nicht groß. Der Bräutigam giebt in Gegenwart von Zeugen der Braut einen Hirschfuß, und diese überreicht ihm dagegen eine Kornähre. Dieses sind die Sinnbilder ihrer beyderseitigen Pflichten. Die Weiber sind wahre Sclavinnen der Männer, so wie bey allen rohen Völkern, die sich des Rechts der Stärke bedienen. Man beschuldigt diese Wilden der Rachsucht, jedoch mit wenig Grund, denn ihre Nachbegier erstreckt sich bloß darauf sich bey Beleidigungen Gerechtigkeit zu verschaffen, und auch hierin sind sie voll Nachsicht, nur allein bey Mord und Ehebruch ausgenommen. Ihr höchstes Oberhaupt hat nicht die Macht jemanden das Leben zu nehmen, sondern man überliefert gewöhnlich den Mörder den Freunden des Ermordeten, um mit ihm nach Wohlgefallen zu schalten. Oft wenn einer den andern umbringt, so wird der Mörder wieder von einem

Freund des Ermordeten umgebracht, dieser findet dann auch einen Rächer, und so geht es fort; daß Blut fließt in Menge, bis der Streit endlich durch Geschenke von beyden Seiten geschlichtet wird.

Diese Völkerschaften geben das auffallendste Beyspiel von dem Unglück der Menschen, wenn sie ohne Regierung sind. Ein jedes Oberhaupt, so bald er sich beleidigt glaubt, sondert sich von seinem Stamm ab, und läßt sich in einiger Entfernung nieder, von wo aus er seine eignen Landsleute bekriegt. Diese Oberhäupter sind fast immer untereinander im Kriege begriffen. Wenn sie Gefangene machen, so behandeln sie solche ausserordentlich grausam. Sie beladen sie mit grossen Lasten, die sie nach ihren Wohnörtern schleppen müssen. Bey ihrer Ankunft daselbst werden sie jämmerlich gemartert. Die Wilden, Männer, Weiber und Kinder stellen sich in zwo Reihen, bewafnet mit Feuerbränden, Messern, Zangen und andern Instrumenten. Hier muß der Unglückliche durchlaufen, wobey sie alle Martern an ihm ausüben. Die mehresten kommen unter diesen Qualen um, diejenigen aber, die sie überleben, werden in einer Familie aufgenommen, und wenn man keinen Verdacht wegen einer Entweichung auf sie wirft, so werden sie von ihren neuen Anverwandten mit Zärtlichkeit behandelt, und geniessen alle Vorrechte der Eingebohrnen.

Wenn man die Verfassung dieser Wilden genau untersucht, so findet man unter ihnen eine patriarchalische, oder gewissermassen eine aristocratische Regierungsform, die sehr mannigfaltig ist. Darin hat sie mit der patriarchalischen Aehnlichkeit, daß gewöhnlich das Haupt der Familie herrscht,

und diese Völker ihre Oberhäupter wie ihre Väter betrachten, wobey ihr Gehorsam allezeit freywillig ist. Aristocratisch ist sie, weil jede Dorfschaft ihr Oberhaupt hat, das von allen andern der nämlichen Nation unabhändig ist, dagegen aber auch von seinen Unterthanen sehr wenig Gehorsam fordern kann. Alle Geschäfte von einiger Wichtigkeit werden nach dem Rath der Aeltesten abgethan.

Einige Völkerschaften haben jede drey Familien oder Hauptstämme, die so alt zu seyn scheinen, wie ihr Ursprung ist. Unter diesen hat eine den Rang vor den andern beyden. Eine jede hat ihr abgesondertes Oberhaupt in jedem Dorfe und in allen Angelegenheiten, die die ganze Nation betreffen, vereinigen sich diese Oberhäupter, um darüber zu berathschlagen. Jeder Stamm hat die Benennung von einem Thier, und auch die ganze Völkerschaft führt den Beynamen eines Thiers, dessen Figur den Wilden gleichsam zum Wapen dient. Ihre Tractaten werden gewöhnlich mit solchen Thierbildern bezeichnet.

Die Huronen haben den Beynamen Stachelschweine. Ihr vornehmster Stamm heißt der Bär, die beyden andern Hauptstämme aber der Wolf und die Schildkröte. Ueberdem hat ein jedes Dorf einen solchen Namen und Wapen, wodurch viele Reisende in ihren Länderbeschreibungen irre gemacht worden sind. Ausser diesen Unterscheidungszeichen der Völkerschaften, Stämme und Dörfer, giebt es noch andre, die sich auf gewisse Gebräuche oder besondere Vorfälle gründen, z. B. einige Geschlechter unter den Huronen nennen sich die Tobaksvölkerschaft, und andre führen einen Castor zum Wapen, mit welcher Figur auch einer ihrer letzten Tractate bezeichnet ist.

Die Irokesen haben die nämlichen Thiere mit den Huronen gemein, von denen sie eine Colonie zu seyn scheinen, jedoch mit diesem Unterschied; daß die Schildkrötenfamilie bey den erstern in zwey Zweige abgetheilt ist, die sie die grosse und die kleine Schildkröte nennen. Ausser diesen Namen aber, die eigentlich nur representativ sind, führen die Oberhäupter noch andre die gleichsam ihre Würde bezeichnen. Einer wird genannt der edelste, der andre der älteste u. s. w. Ueberdem haben sie noch einen dritten Namen, der ihrer Person eigen ist.

Diese Ertheilung der Titel geschieht jederzeit mit grossen Ceremonien. Das neue Oberhaupt muß dabey ein Gastmahl geben, Geschenke austheilen, eine Lobrede auf seinen Vorgänger halten, *) und ein Lied singen.

In den nordlichen Gegenden und überall wo die algonquinische Sprache geredet wird, werden die Oberhäupter erwählt, allein die ganze Wahlceremonie besteht in Gastmählern

von

*) Es ist auffallend, daß bey zwey so himmelweit von einander unterschiedenen Völkern als die Franzosen und Huronen sind, hierin einerley Gebrauch herrscht, den wahrscheinlich keine dieser beyden Nationen von der andern entlehnt hat. Wie bekannt, ist es auch die Pflicht eines jeden neu aufgenommenen Mitgliedes der französischen Academie eine Lobrede auf seinen Vorgänger zu halten, die den Inhalt ihrer Memoires ausmachen. Wenn man daher nach den Werken dieser berühmten Academie fragt, so werden hundert Bände voll Complimente vorgezeigt.

d. H.

von Gesängen und Tänzen begleitet. Unter den Huronen aber ist diese Würde erblich, und zwar geschieht die Erbfolge durch weibliche Linien, so daß nach dem Tode eines Oberhaupts nicht sein Sohn, sondern der Sohn seiner Schwester ihm nachfolgt, ist aber kein solcher vorhanden, so fällt die Würde auf den nächsten Verwandten von weiblichen Seitenlinien. Stirbt ein ganzer Zweig aus, so erwählt die edelste Matrone der Völkerschaft einen Wilden nach Wohlgefallen, und ernennt ihn zum Oberhaupt.

Es ist jedoch ein reiffes Alter zur Regierung erforderlich, wenn nun das erbliche Oberhaupt hiezu noch nicht gelangt ist, so giebt man ihm einen Regenten zu, der alle Autorität besitzt, und die Regierung im Namen des Minderjährigen verwaltet. Man weiß zwar von keiner grossen Ehrfurcht gegen diese Oberhäupter, dennoch aber werden ihre Befehle befolgt, weil sie damit sehr behutsam sind, und wissen wie weit sie gehn können. Sie bitten und rathen mehr als daß sie befehlen, und überschreiten nie die Gränzen ihrer Macht. Ueberdem hat eine jede Familie das Recht einen Rath oder Assistenten des Oberhaupts zu erwählen, ohne welchen dieser nichts von Erheblichkeit unternehmen kann.

Dieses Corps der Assistenten ist das ehrwürdigste der Nation; nach demselben kommt die Zunft der Alten, wozu alle diejenigen gehören, die zu reifen Jahren gelangt sind. Den letzten Rang haben die Krieger, das ist, alle diejenigen, die im Stande sind Waffen zu tragen. Das Oberhaupt der Nation ist gewöhnlich ihr Anführer im Kriege, allein er muß zuvor Proben seines Muths abgelegt haben.

Man findet höchst selten bey ihnen weibliche Oberhäupter. Jedoch wurden die Attakapas, ein Volk, das westwärts vom Missisippifluß, ohnweit dem mexicanischen Meerbusen seinen Wohnsitz hat, im J. 1771 von einem Weibe beherrscht. Bossu, ein neuerer Reisender, berichtet, daß sie mit so viel Muth und Verstand regierte, wie ein Mann nur immer hätte thun können. Sie war jung, und sehr wohl gebildet; schöne Haare, regelmäßige Gesichtszüge, lebhafte Augen, eine volle Brust, und ein majestätischer Wuchs; alles vereinigt flößte nach der Versicherung des Franzosen Bossu, der wahrscheinlich seinen galanten Pinsel etwas zu stark eingetaucht hat, Bewundrung ein. Hiezu kamen nun noch die Eigenschaften des Geistes und Herzens. Kurz sie zeichnete sich von den andern wilden Damen so aus, daß die Attakapas sie wie eine Gottheit betrachteten.

Die Angelegenheiten, die bloß eine Familie oder ein Dorf betreffen, werden durch das Haupt der Familie und den vornehmsten Einwohnern regulirt. Betrift die Sache aber einen Stamm, und hat entweder Streitigkeiten unter den Dorfschaften und Familien oder die Zusammenberuffung der Krieger zum Gegenstand, so wird sie in einer Versammlung der Oberhäupter dieser Dorfschaften entschieden. Wenn aber die ganze Nation dabei interessirt ist, z. B. bei Kriegserklärungen, Friedensschlüssen, Bündnissen mit benachbarten Völkerschaften, u. s. w. so wird eine große Nationalversammlung gehalten, die aus sämmtlichen Oberhäuptern der Stämme und den Kriegsanführern aller Dorfschaften besteht.

Ein jedes Dorf hat einen Versammlungssaal, wo das Oberhaupt nebst den Alten gelegentlich zusammen kommen. Ein jeder Stamm hat wieder einen andern bestimmten Ort, wo sich die Stammhäupter versammlen. Endlich hat auch jede Nation eine Art von Reichstagsaal, wo sich alles einfindet, um über wichtige Nationalangelegenheiten zu berathschlagen. Es herrscht dabei eine Ordnung, die man nicht erwarten solte. Bevor eine Materie in der Nationalversammlung vorgetragen wird, wird sie erst von den Häuptern der Stämme und ihren Assistenten sorgfältig erwogen, und wenn diese die Sache genehmigen, so wird sie öffentlich der Beurtheilung der Nation anheimgestellt. Da ihre Regierung ganz allein auf die Ueberredung gegründet ist, so bemühen sie sich unter einander durch Geschenke Stimmen zu erlangen. So ist die Verfassung mit geringer Abweichung bey allen wilden Völkerschaften, die jetzo Nachbarn der vereinigten americanischen Staaten sind.

Bey diesen Versammlungen beweisen sie so viel Klugheit, Geschicklichkeit und Rechtschaffenheit, die den gesittesten Nationen Ehre machen würde. Man beschließt nichts übereilt, so wie überhaupt die grossen Leidenschaften, die auf die Politik so starke Wirkung haben, bey diesen Wilden, wenn es das allgemeine Beste betrift, noch nicht herrschend geworden sind. Die dabey Interessirten wenden alle nur ersinnliche Mittel an ihre Absichten zu erreichen, und zwar mit einer Verschlagenheit und Kunst, die man so rohen Menschen nimmermehr zutrauen würde.

Der erste Anblick beym Eintritt in den Versammlungssaal macht eben keinen vortheilhaften Eindruck. Man stelle sich eine Anzahl fast nackter Wilden vor, deren Haare auf eine sehr mannigfaltige, durchaus aber lächerliche Art aufgestutzt sind, mit der Pfeiffe im Maul, und mit einer Sorglosigkeit auf ihren Gesichtern, als ob sie an nichts dächten. Dann und wann läßt einer ein Wort fahren, und man antwortet ihm eben so einsilbig. Dieser nachtheilige Begrif aber hört auf, so bald man das Resultat ihrer Berathschlagungen erfährt.

Man solte glauben, daß Völker die nichts, weder im Ganzen noch für sich besitzen, die keinen Ehrgeiz haben sich auszubreiten, sehr wenig unter einander zu thun haben müßten. Der Geist des Menschen aber ist von Natur unruhig, und kann nicht unthätig bleiben, vielmehr ist er sinnreich sich Geschäfte zu verschaffen. Die Wilden treiben daher beständig Handel mit einander, und immer ist etwas auf dem Tapet. Bald ist die Rede von Tractaten zu schliessen, oder zu erneuern, bald von Dienstanerbietungen, von Höflichkeiten, von Bündnissen, die man gerne zu Stande bringen möchte, von Einladungen zum Kriege, von Glückwünschen zu angenehmen Vorfällen, oder von Condolenzen über den Tod eines Oberhaupts oder sonst einer angesehenen Person. Alles dieses geschieht mit einer Sorgfalt und Würde, die man bewundern muß.

Bei allen solchen Vorfällen halten sie Reden, die manchmal sehr lang sind; der Redner wird dabey nie unterbrochen. Ein jeder Stamm und Dorfschaft hat einen solchen Redner,

die

die denn gewöhnlich bey Hauptversammlungen das Wort führen. Sie reden immer gut und zu rechter Zeit. Diese natürliche Beredsamkeit wird ihnen niemand streitig machen, der Gelegenheit gehabt hat mit ihnen umzugehen, wobey sie eine außerordentliche Geschicklichkeit besitzen, Recht und Billigkeit anschaulich zu machen. Bey gewissen Gelegenheiten erwählen sich auch die Weiber einen Redner, der in ihren Namen öffentlich auftrit und der Dolmetscher ihrer Gesinnungen ist.

Ueber die Beredsamkeit der Indianer in Nordamerica.

Es ist ein bewundernswürdiges Schauspiel Völker zu sehen, die nicht die geringsten Begriffe von Künsten und Wissenschaften haben, und dennoch Gegenstände mit so viel Genauigkeit abhandeln, und so viel Beredsamkeit bey ihren Vortrag zeigen, daß selbst gelehrte Europäer versichern, ganze Stunden lang ihren Rednern mit Vergnügen zugehört zu haben. Das Anziehende dieser Reden besteht darin, daß sie gerade zum Herzen gehn, und daß die Wilden anstatt Phrasen zu gebrauchen, Gemählde entwerfen, wodurch sie beständig den Zuschauer interessiren; ferner reden sie die Sprache der Empfindung und der Vernunft, und wissen nichts von witzigen Anspielungen. Die Natur leitet sie; die Vernunft erleuchtet sie, und die Empfindung bestimmt sie. Sie haben keine andre Lehrer, und kennen keine Kunstregeln; dennoch rühren sie und überzeugen.

Sie haben einen Ueberfluß an Ausdrücken, und bedienen sich oft der Metaphern, der Allegorie und andrer Rednerfigu-

ren, selbst ohne es zu wissen. Mit einer lebhaften Einbildungskraft begabt, sind sie mit Replicken gleich fertig, und mischen in ihren Reden nicht selten so glückliche Züge, die man in den größten europäischen Versammlungen bewundern würde. Ihr Gedächtniß ist nicht weniger vortreflich. Ob sie gleich aller Hülfsmittel beraubt sind, die wir zur Unterstützung des unsrigen erfunden haben, so spürt man diesen Mangel doch nicht bey ihren öffentlichen Verhandlungen, wo sie die genauesten Umstände der Begebenheiten, und längst geschehener Vorfälle mit grosser Ordnung anführen. Bey gewissen Gelegenheiten bedienen sie sich jedoch kleiner Stäbe, um sich der Materien zu erinnern, die sie abhandeln wollen; hiedurch werden ihrem Geiste die Gegenstände so sehr gegenwärtig, daß sie im Stande sind ohnunterbrochen vier bis fünf Stunden lang fortzureden. Das merkwürdigste dabey ist, daß fast alle diese Reden ohne Vorbereitung geschehn, weil unerwartete Meinungen und Vorfälle gemeinhin erst dem Redner zur Richtschnur dienen und seinen Vortrag bestimmen.

Ihre Beredsamkeit hat den Nachdruck, das Natürliche und das Pathetische, das die Kunst nicht zu geben vermag, und das die Griechen an den Barbaren bewunderten. Ob sie gleich nicht von der Action unterstützt wird, da die Wilden nicht gesticuliren, und auch nicht die Stimme erheben oder sinken lassen, so sieht man doch, daß sie von dem was sie sagen durchdrungen sind. Ihre Erzählung ist so deutlich als bestimmt, und mit allen Annehmlichkeiten verbunden, deren ihre Sprache nur immer fähig ist. Hier sind einige Beyspiele ihrer Beredsamkeit:

Im

Im Jahr 1720 hatte sich ein Wilder von der Nation der Chitimachas *) an einem entlegenen Ort am Ufer des Missisippi verborgen, und tödtete daselbst einen französischen Missionarius, Namens Saint Come. Bienville, damaliger Gouverneur von Louisiana, wolte diesen Mord an der ganzen Völkerschaft rächen; um aber seine Leute zu schonen, ließ er sie durch andre wilde Nationen angreiffen, mit welchen die Franzosen im Bündniß standen. Die Chitimachas wurden überwunden, und der Verlust ihrer besten Krieger zwang sie um Friede zu bitten. Der Gouverneur bewilligte ihnen solchen mit der Bedingung, daß sie den Kopf des Mörders brächten. Sie bequemten sich dazu, und überreichten sodann dem französischen Befehlshaber die Friedenspfeiffe. Bey dieser Gelegenheit hielt einer von den wilden Abgeordneten an den Gouverneur folgende Rede:

„Mein Herz lacht für Freude mich vor dir zu sehen. „Wir haben alle das Friedenswort gehört, das du zu uns gesandt hast. Das Herz unsrer ganzen Nation lacht darüber für „Freude, so daß es in uns pocht. Unsere Weiber haben in „dem Augenblick alles Geschehene vergessen, und haben getanzt, und unsre Kinder sind herumgesprungen, wie die „jungen Rehe. Dein Wort (des Friedens) wird nie bey „uns verlohren gehn; unsre Herzen und unsre Ohren sind voll „davon, und unsre Nachkommen werden es so lange aufbehal-„ten,

*) Diese Nation wohnt westwärts von Neuorleans. Ehmals war es ein ansehnliches Volk, jetzo aber hat man es größtentheils ausgerottet, so daß nur noch eine geringe Anzahl davon übrig ist.

„ten, als das alte Wort (die Tradition) dauren wird. Da „der Krieg uns arm gemacht hat, so sind wir gezwungen wor„den eine Hauptjagd anzustellen, um dir einiges Pelzwerk zu „bringen. Wir wagen es nicht uns zu entfernen, aus Furcht, „daß die andern Nationen noch nicht dein Wort gehört haben. „Wir sind mit Zittern hieher gekommen, bis wir dein Gesicht „gesehen haben.“

„Wie zufrieden ist mein Herz und meine Augen dich „heute zu sehen. Unsre Geschenke sind klein, allein unsre „Herzen sind groß, um deinem Wort zu gehorchen. Wenn „du uns befehlen wirst, so werden wir lauffen und springen „wie die Hirsche, um deinen Willen zu thun.“

Hier machte der Redner eine Pause, und fuhr nach einer kleinen Weile also fort:

„Ach! wie schön ist heute die Sonne in Vergleich mit „der vorigen Zeit, da du auf uns erzürnt warest. Wie gefähr„lich ist ein böser Mensch! Du weißt daß ein einziger das be„tende Oberhaupt *) umgebracht, und dessen Tod unsre besten „Krieger auch ins Grab gelegt hat. Es sind uns nur noch „alte Männer, Weiber und Kinder übrig, die ihre Arme „gegen dich als einen guten Vater ausstrecken. Die Galle, „die ehmals dein Herz anfüllte, hat dem Honig Raum ge„macht. Der große Geist zürnet nicht mehr mit unserm Volk. „Du hast den Kopf des bösen Menschen verlangt, um Friede „zu machen, und wir haben ihn dir geschickt.“

„Vor-

*) So nennen die Wilden die Missionarien.

„Vormals war die Sonne roth, die Wege waren mit „Dornen und Stacheln angefüllt, die Wolken waren schwarz, „das Wasser war trübe und mit unserm Blute gefärbt, unsre „Weiber beweinten ohne Aufhören den Verlust ihrer Männer „und Verwandten, und wagten es nicht Holz zu hohlen, um „unsre Nahrung zuzubereiten; unsre Kinder schrien aus Furcht; „bey dem geringsten Geschrey der Nachtvögel waren unsre „Krieger auf den Beinen; sie schliefen nie anders, als mit „den Waffen in der Hand. Unsre Hütten waren verlassen, „und unsre Felder blieben unangebaut. Wir hatten alle die „Bäuche leer, und lange Gesichter. Das Wildpret flohe weit „von uns weg; die Schlangen zischten für Zorn, und ver„längerten ihre Stacheln; die Vögel, die nahe bey unsern „Wohnörtern nistelten, schienen durch ihren traurigen Laut „uns Todtengesänge zu singen."

„Heute aber ist die Sonne glänzend, der Himmel ist „heiter, die Wolken haben sich verzogen, die Wege sind mit „Rosen bedeckt; unsre Gärten und unsre Felder werden bear„beitet werden; wir werden dem grossen Geist die Erstlinge „ihrer Früchte anbieten. Das Wasser ist so klar, daß wir „unser Bild darin sehen können; die Schlangen fliehen, oder „sind vielmehr in Aale verwandelt; die Vögel vergnügen uns „durch ihren sanften Gesang; unsre Weiber und Kinder tan„zen und springen so sehr, daß sie darüber essen und trinken „vergessen. Das Herz der ganzen Nation lacht für Freude, „daß wir jetzo mit dir und den Deinigen auf einem Wege ge„hen können. Die nämliche Sonne wird uns beyde erleuch„ten. Wir werden nur ein gemeinschaftliches Wort haben, und

„unsre

„unsre Herzen werden nur eins seyn. Wer die Franzosen um„bringen wird, den wollen wir umbringen. Unsre Krieger „sollen auf die Jagd gehn, um für sie Wildpret zu erlegen, „und dann wollen wir alle zusammen essen. Wird dieses „nicht gut seyn? Was sagst du dazu Vater?“

Boisbriand, ein französischer Officier von vielen Verdiensten, wurde von dem Gouverneur Bienville zum Commandanten des im illinesischen Gebiete liegenden Forts Chartres ernannt. Dieser Officier war gar nicht wohlgebildet, und überdem etwas bucklicht. Bald nach seiner Ankunft im Fort langten bey ihm Abgeordnete von allen Stämmen der Illinesen an. Diese Abgeordneten waren alle sehr wohlgestaltete Menschen, und sorgfältig von ihrem Volke auserwählt; die unansehnliche Figur des Commandanten war ihnen daher anfangs auffallend, allein seine Reden und Betragen vertilgten bald diesen Eindruck. Was er sagte war ganz dem Genie dieser Wilden angemessen. Hier ist seine Anrede, die er ihnen ohne Dolmetscher in ihrer eignen Sprache hielt, wie auch die Antwort eines der Abgeordneten:

„Ihr Abgeordneten der berühmten und tapfern illenesi„schen Nation, Bundsgenossen und Freunde der Franzosen, „öfnet eure Ohren um mein Wort zu hören, das da wahr ist, „und so klar und rein ist wie die Sonne, die uns heute so „schön leuchtet, und die ich als den Herrn der Welt hiemit „zum Zeugen nehme.“

„Das grosse Oberhaupt der Franzosen wohnt wie ihr „wohl wißt jenseit des grossen salzigten Sees, in der alten

„Welt,

„Welt, wo die weissen Menschen, seine Unterthanen sich in „solcher Menge befinden, als die Blätter auf den Bäumen „in euren Wäldern sind. Dieser mächtige König hat durch „die redende Rinde *) erfahren, daß seine getreuen Bunds„genossen und Kinder, die rothen illinesischen Männer sowohl „als auch ihre Bundsgenossen die braven Kaskaschias, die Mit„chigamias, die Peuhenguichias, die Kaokias, die Tamaroes „u. s. w. ihm bey allen Gelegenheiten Beweise von ihrer Zu„neigung gegen ihn und seine Colonie gegeben haben, daher „hat der König mich hieher zu euch gesandt um in eurem Lande „zu wohnen, und es beständig weiß zu erhalten, **) weil er „überzeugt ist, daß die rothen illinesischen Männer mit Recht „verdienen seine Kinder genannt zu werden. Diese Wahl „von Seiten des grossen Oberhaupts der Franzosen schmeichelt „mich sehr, und bringt mich dahin euch zu sagen, daß ob ich „gleich klein von Körper bin, so habe ich doch ein Herz, das „groß genung ist, alle unsre Kinder, die rothen illinesischen „Männer, darin zu beherbergen."

„Ich bestätige euch also das Wort des zärtlichsten Va„ters und des besten Königs in der Welt, und habe dabey von „ihm den Auftrag euch aus seinen Magazinen Waaren zu brin„gen, die er euch schickt, um damit eure Weiber und jungen

„Mädgen

*) So nennen die Wilden die Briefe, und überhaupt ein jedes beschriebenes Papier.

**) Dieser Ausdruck ist auch den Wilden eigen. Ein weisses Land bedeutet bey ihnen einen District, wo man in Frieden lebt.

„Mädgen zu bedecken; denn das Herz des grossen Oberhaupts „der weissen Menschen leidet viel, da er weiß, daß seine „Kinder, die rothen Menschen, nackend gehn. Ausserdem „damit sie das Wild zu ihrer Nahrung schiessen, und sich „gegen ihre Todfeinde vertheidigen mögen, bringe ich Feuerge„wehre, Flinten, Pulver und Kugeln. Als ein recht lieber „Vater hat er auch etwas von seiner Milch (Brantewein) „hinzugethan, um die Herzen der Nation zu erfreuen, und „den ehrwürdigen Alten Kraft zu geben, damit sie den jungen „Kriegern weise Rathschläge geben können; sie müssen ihnen „ausdrücklich anrathen, nicht den Herrn des Lebens, oder den „grossen Geist zu verspotten, der euch gegen eure Feinde „beschützen wird. Wenn diese so verwegen sind euch Leid zuzu„fügen, in der Zeit, daß ich hier unter euch wohne, so wer„det ihr sehen, wie ich mich aufrichten, und an der Spitze „aller meiner muthigen Krieger, Franzosen und Illinesen, „mit unsern dicken Flinten (die kleinen Feldstücke) auf sie los„gehn werde; dann wollen wir diese kühnen Prahler zer„schmettern, und aus ihren Haaren Gewehrpfropfen machen.“

„Ihr müßt wissen, daß das grosse Oberhaupt der Fran„zosen Befehlshaber genug hat, die besser gebildet, und von „grösserm Wuchs sind wie ich, die er also hätte zu euch schi„cken können; allein dieser mächtige König besorgte mit Recht, „daß ein anderer sein königliches Wort seinen Kindern, den „rothen Menschen, nicht so gut hätte erklären können, wie „ich, da er weiß, daß ich eure Sprache rede. Deßwegen „nur hat er mich den grossen Befehlshabern seines ungeheuren „Reichs vorgezogen, und mich mit den Geschenken hieher

„geschickt,

„geschickt, damit ich sie unter euch nach seinem Befehl aus„theile. Dieses soll auch geschehn, ohne daß auch das „geringste euch entzogen werden soll.“

Diese Rede wurde mit der größten Aufmerksamkeit und Stille angehört, nach deren Endigung die ganze Versammlung den lautesten Beyfall zu erkennen gab.

Der älteste Redner der Nation wandte sich hierauf an Boisbriand, und hielt folgende Gegenrede:

„Dein Wort hat unsre Herzen durchdrungen, so „geschwind wie der Pfeil eines Bogens. Unsre Krieger und „unsre jungen Leute, die oft nur nach dem Schein urtheilen, „verachteten dich vorher aus Unwissenheit; jetzo aber erkennen „sie mit Recht, daß du höher an Licht und an Muth bist, als „die Sterne über unsern Häuptern, und daß du an Verstand und „Wissenschaft tiefer bist, als die Schlünde des Missisippi. Sie den„ken mit mir, daß die Kraft deines Verstandes deinen Körper zu „wachsen verhindert hat. Daher hat auch der Herr des Le„bens dich für deine kleine Gestalt hinreichend entschädigt, da „er dir ein grosses Herz und heldenmüthige Gesinnungen gab, „um die rothen illinesischen Männer und ihre Bundsgenossen „wider ihre Feinde zu vertheidigen. Wir werden uns bemü„hen deine Freundschaft zu erhalten, und freuen uns, daß „das grosse Oberhaupt der Franzosen unsere Nation zu seinen „Kindern angenommen hat.“

„Wir bitten dich daher sehr durch die redende Rinde „unserm Vater, dem grossen Oberhaupt der weissen Menschen, „zu berichten, daß wir in unserer Sprache nicht Ausdrücke

„genung finden können, um ihm für seine väterliche Liebe zu „danken, und daß er, um unser Land beständig weiß zu erhal„ten, uns einen so muthigen Befehlshaber geschickt hat, wie „du bist. Um unsere aufrichtige Dankbarkeit diesem würdigen „Oberhaupt zu bezeigen, werden wir einige unserer angesehen„sten Männer erwählen, die sich jenseit des grossen salzigten „Sees begeben, und unserm Vater, in seiner grossen Hütte, „im grossen Dorf der Franzosen aufsuchen sollen. Sie sollen „ihm sagen, daß wir als seine getreuen Bundsgenossen und „Kinder, die rothen illinesischen Menschen, leben und sterben „wollen."

Diese Abgeordneten kamen auch 1725 nach Frankreich, und wurden dem Könige vorgestellt, der dem vornehmsten derselben eine Medaille mit seinem Bildniß gab. Bald nachher kam auch die Tochter eines Oberhaupts der Missouris mit dem Commandanten des Forts Orleans, Bourgmont, nach Frankreich. Diese Indianerin wurde in Paris in der Kirche zu Notre Dame getauft, und gewöhnlich die Prinzessin der Missouris genannt.

Die Padoucas, eine ohnweit dem Fort Orleans wohnende Völkerschaft, waren mit benachbarten Nationen, Freunde der Franzosen, im Krieg verwickelt, wobey der französische Handel litt. Diesem Uebel abzuhelfen, versammlete Bourgmont alle Nationen die französische Bundsgenossen waren, und vermochte sie, mit ihm auf die Padoucas loszugehn, um sie mit Gewalt zum Frieden zu bringen. Er langte den 18ten October 1724 im Angesicht der Feinde an. Diese erschracken, und schon den folgenden Tag erschien das Ober-

haupt

haupt der Padoucas mit drey Kriegsanführern im französischen Lager. Bourgmont reicht ihnen die Hand, ließ sie niedersetzen und rauchen. Eine halbe Stunde nachher sahe man eine grosse Anzahl Padoucas mit vielen Weibern und Kindern auch im Lager ankommen. Nunmehr stand das Oberhaupt auf, stellte sich mitten unter den Haufen, und rief den Dolmetscher um alles was er sagen würde zu erklären; wobey er versicherte noch ehe er anfieng, daß er gerne zwey Finger von seiner Hand geben wollte, wenn er selbst mit dem Befehlshaber der Franzosen in seiner eignen Sprache reden könnte.

Dieß war seine Rede:

„Vater! mein Herz ist gedrückt, als wenn es zwischen „zwey Steinen läge.. Warum kann ich nicht so wie du reden, „um mich verständlich zu machen? Dennoch würde ich nicht „wie mein Herz reden können; besser wäre es, daß mein Herz „eine Zunge hätte, um sich selbst hören zu lassen.“

„Seit langer Zeit sind unsre Herzen den Blättern ähn„lich, die der Wind bewegt. Kaum hatten wir unsere Kla„gen über einen getödteten Krieger geendigt, so mußten wir „schon wieder einen andern beweinen. Unsre Weiber wagten „es nicht Holz zu holen, um uns das Essen zuzubereiten, und „unsre Kinder schrieen Tag und Nacht aus Hunger. Wir „unterstanden uns nicht auf die Jagd zu gehn, denn die Sonne „war roth, das Wetter traurig, und die Wege mit Dornen „bedeckt. Das trübe Wasser verbarg uns die Fische, und das „Wild floh uns. Der Bauch war uns eingeschrumpft und „die Backen eingefallen. Aber jetzo, lieber Vater! ist alles

„anders. O der glückliche Tag! Unsre Nachkommen werden „deinen Namen und die Güte deines Königs preisen, der uns „so schöne Sachen schenkt. Könnten wir wohl die guten Her„zen der Franzosen vergessen, die so viel Dinge ohne Ursach „hergeben. Alles was man mir von euch gesagt hat, ist „nichts in Vergleich mit dem was ich sehe. Ich habe viel von „eurem Muth gehört, ihr gebt aber den stärksten Beweiß „davon, da ihr uns so fürchterliche Waffen schenkt, deren blosses „Geräusch uns schon zittern macht. Die Spanier hingegen „behandeln uns wie Pferde, deren sie eine so grosse Anzahl „haben, daß sie nicht wissen, was sie damit thun sollen. „Sie geben uns nichts als schlechte Beile von weichem Eisen, „und kleine Messer, deren Spitze sie oft stumpf machen, aus „Furcht, daß wir uns dieser Instrumente gegen sie bedienen „könnten. Wie groß ist der Unterschied zwischen den Franzo„sen und Spaniern, die ich nicht höher halte, wie diese Erde, „(wobey er sich bückte, ein wenig Erde aufhob, und sie in „die Höhe warf,) anstatt daß ich die Franzosen wie die „Sonne betrachte," (auf die er dabey mit der Hand wies.)

„Du siehst hier, Vater! eine grosse Anzahl Krieger, „ich habe aber noch viel mehr, die nicht haben ankommen „können, weil sie weit von hier entfernt sind. Sie wissen „jedoch alle dein Wort, das ich ihnen kund gethan habe. „Daher kannst du ihnen befehlen, wenn du willst; auch ich „bin zu deinem Befehl bereit. Ich kann dir mehr als 2000 „verschaffen, die dir so gut wie mir selbst gehorchen werden, „und ich werde dir mit eben so guten Herzen gehorchen, als „du uns so schöne Sachen zu unserm Gebrauch gegeben hast.

„O

„O wie glücklich seyd ihr, meine Freunde! Ihr Nationen „der Missouris, der Osagen, der Othoiees, der Canzes, der „Aiaues und der Panimahas, daß die Franzosen eure Freunde „sind. Sie sind freygebig wie Väter es gegen ihre Kinder „sind. Wir wollen daher alle so guten Nachbarn gehorchen, „und mit ihnen nur eine Nation, ein Herz und ein Wille „seyn.“

„Sey versichert, daß alles was ich dir sage wahr ist, „denn ich bin ein wahrheitliebender Mensch.! Höre, Vater, ich „bitte dich im Namen meiner ganzen Nation einige Franzosen „zu uns zu senden. Wir wollen sie gut aufnehmen, und „ihnen Pferde und Pelzwerk geben. Ich werde gleich nach „deinem Abmarsch unsre Alten zusammenrufen, und sodann „befehlen, daß man gegen Ochsenhäute von den Spaniern „Pferde einhandle, um sie euch zu geben; auch soll man viel „Pelzwerk für die Franzosen einsammlen. Mit einem Wort, „ich werde alles thun, was du willst, damit du siehst, daß „unsre Herzen dir und deinen Franzosen mehr gehören, als „ob ihr unsre Brüder wäret. Glaube gewiß, daß meine „Worte aus meinem Herzen kommen, und daß ich die Wahr„heit liebe.“

Bourgmont antwortete hierauf: „Mein Freund! ich „sage dir Dank für deine Krieger, ich brauche sie jetzo nicht, „denn wir leben mit allen Nationen nunmehr im Frieden; „solte aber eine ihn brechen, so werde ich dein Anerbieten „annehmen.“ Das grosse Oberhaupt erwiederte: „Gut, „lieber Vater! du wirst mir ein Vergnügen machen mich zu „benachrichtigen, wenn du mich und meine Krieger nöthig

„hast. Du darfst nur verlangen, es soll dir gleich gehorcht „werden.“

Im Jahr 1770 gieng Bossu, ein Franzose, von dem man eine sehr gute Reisebeschreibung durch Nordamerica hat, die Akanças *) zu besuchen, unter welchen er viele Jahre zuvor gelebt hatte. Sie empfiengen ihn mit den größten Freundschaftsbeweisen. Zuerst reichte man ihm die Friedenspfeiffe, darauf näherte sich ihm das grosse Oberhaupt und die Krigsanführer, und drückten ihm die Hand einer nach dem andern. Nach dieser Ceremonie trug man ihn ins Bad, und von da führte man ihn in die grosse Hütte, die zu den Nationalversammlungen dient; hier setzte man ihn auf eine Art von Stuhl, der aus dem Stamm eines ausgehöhlten Baums gemacht, und mit einer Leopardenhaut bedeckt war.

Nach einem Mahl, das von den Weibern und Töchtern der Krieger aufgetragen wurde, erhob sich der Redner, grüßte das Oberhaupt und die Versammlung, und wandte sich sodann zu Bossu mit folgenden Worten:

„Es

*) Die Akancas ist eine Nation, die an dem Fluß gleichen Namens wohnt, der in den Missisippi fällt. Sie ist sehr zahlreich, besonders seitdem die Kappas, einige Stämme der Illinesen, und die Mitchigamias sich mit ihnen verbunden haben. Die Akancas werden für die wohlgestaltesten aller americanischen Wilden gehalten, daher man sie auch unterscheidungsweise die schönen Menschen nennt. Sie waren sehr den Franzosen ergeben, da diese noch Besitzungen auf dem festen Lande von America hatten. Ihr Land ist sehr schön und ausserordentlich fruchtbar.

„Es ist lange her, Vater! daß wir dein Gesicht nicht „gesehn haben. Unsre ganze Nation freuet sich zu sehen, daß „du jetzo wieder unsre Erde betrittst, die da weiß ist, und „noch nie von dem Blut der Deinigen befleckt wurde. Alle „deine Kinder, die Akancas haben um dich geweint, weil sie „nicht wußten was dir seit vierzehn Erndten und sechs Mon„den begegnet war. Wir glaubten du wärest ins Land der „Seelen gegangen; was uns aber am meisten kränkte war, „daß wir nicht den Weg zu diesem Lande kannten, und „unglücklicherweise keine Nachricht von dir erhielten."

„Wir hoffen jetzo, daß du nicht mehr über den grossen „salzigten See fahren wirst, um nach dem grossen Dorf der „Franzosen zurückzukehren, wo du gewesen bist, und wo man „dich, wie wir gehört haben, in eine verschlossene Hütte *) „eingesperrt hat, und dieß darum, weil man durch die „redende Rinde böse Worte gegen dich hervorgebracht hat. „Wärest du bey uns geblieben, so würde dir so etwas nicht „begegnet seyn. Hier unterdrückt der Stärkere den Schwä„chern nicht, der Boshafte ist nicht glücklich, und der Gute „wird nicht gestraft. Hier bringen die rothen Menschen nicht „ihre Brüder um, so wie die weissen Menschen um Erde oder „gelbes Eisen, **) das sie verachten. Hier ernährt uns die „Erde, die wir ohne Mühe bearbeiten. Diejenigen, denen „sie das meiste giebt, verwahren nicht ihre Erndte von Pata„tes, Mais oder indischen Korn, um von dem Unglück

*) Die Bastille.

**) Das Gold.

„andrer Nutzen zu ziehn, und ihnen ihre Nahrung zu rau„ben, wie die Europäer thun. Im Gegentheil freuen sich „die Americaner, wie du davon selbst ein Augenzeuge gewesen „bist, wenn sie Witwen, Waysen, Greise und Hülflose „unterstützen können. Hier kann man zufrieden leben, ohne „wie die weissen Menschen von heftigen Leidenschaften gemar„tert zu werden, ohne Mordthaten und schreckliche Verbre„chen zu begehen. Alles ist hier dem Willen des grossen „Geistes unterworfen. Hier dient man ihm auf die beste „Weise, in einem schlechten Tempel ohne Schmuck unter „einem alten dickbelaubten Baum, aus dem ein wohlriechen„der Harz fließt, ohne Kunstgriffe unsrer Jongleurs, (Prie„ster) die, wie man uns sagt, bey andern Nationen gewöhn„lich sind. Das Herz allein verehrt ihn, und bringt ihm „Worte der Wahrheit dar. Es ist hinreichend diesen lieben „Wohlthäter, diesen Herrn des Lebens zu empfinden."

„Wir schmeicheln uns, daß du beständig unter deinen „Kindern den Akancas bleiben wirst, die dich darum sehr bit„ten; denn sie haben deinen Rath nöthig zum Kriege, und „um sich den bösen Chikachas furchtbar zu machen, die unsre „unversöhnlichen Feinde geworden sind, und viele Franzosen „umgebracht und verbrannt haben."

„Da wir dich als ein Kriegsoberhaupt betrachten, so „steht es dir frey die Tochter eines Anführers zu deiner Frau „zu erwählen. Unsre Krieger werden die Feinde anfallen und „Gefangene machen, die deine Sclaven seyn sollen. Die „Jäger werden Wildpret für dich schiessen, und die Fischer „werden in den Seen und Flüssen die besten Fische fangen,

„um

„um dich damit zu nähren. Die Knaben sollen vor dir Ball „spielen, und die jungen Mädgen um dich herumtanzen, und „dir Lieder vorsingen, um dich zu ergötzen. Wer sich unter„stehn wird dich zu beleidigen, den wollen wir ohne Barm„herzigkeit mit unsern Keulen todt schlagen.“

Auch die Weiber unter den Wilden haben das Talent der natürlichen Beredsamkeit. Hier ist ein Beyspiel davon:

Im Jahr 1729 begieng der französische Commendant Chepar, der am Missisippifluß den Posten in der Nähe der Natches commandirte, *) viele Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten gegen diese Nation, die er hätte schonen sollen, da sie seit langer Zeit Freunde der Franzosen waren. Den Natches, die so wie alle andre wilde Völkerschaften die Tyranney verabscheuen, war dieß Betragen unausstehlich, und zwar von Menschen, die sie in ihrem Lande als Fremde betrachteten. Die Vornehmsten und Aeltesten des Volks berathschlagten sechs Tage untereinander, was hiebey zu thun wäre, und der einmüthige Schluß war, an einem bestimmten Tag und Stunde alle Franzosen auf einmal umzubringen.

*) Die Natches waren ehmals eine mächtige und ihren Nachbarn furchtbare Nation. Sie bewohnten die Ufer des Missisippi von dem Fluß Mantchac an, der 50 französische Meilen vom Meer entfernt ist, bis zur Mündung des Ohio, deren Entfernung vom Ocean 460 Meilen beträgt. Nach dem Blutbad aber, das sie unter den Franzosen anrichteten, wurde fast die ganze Nation ausgerottet. Diejenigen, die entkamen, flüchteten zu den Tschicachats, die ihnen in ihre Lande einen Wohnsitz anwiesen.

Ohngeachtet aller Vorsicht, die die Wilden beobachteten, ihr Vorhaben den Weibern und den Niedern der Nation zu verbergen, so geschah es doch, daß die Mutter des grossen Oberhaupts, eine Frau von vielem Verstande, die den Franzosen sehr geneigt war, durch die heimlichen Bewegungen veranlaßt, die Verschwörung ahndete. Sie fand sich beleidigt, daß man vor ihr aus dem vorhabenden Entwurf ein Geheimniß machen wolte, und beklagte sich deßhalb bitterlich bey ihrem Sohn, dem sie sein geringes Zutrauen zu ihrer Verschwiegenheit vorwarf. Da sie aber nichts bey ihm ausrichten konnte, so zog sie ihn auf die Seite, um von niemand gehört zu werden, und nun redete sie ihn folgendermaassen an:

„Wir wollen uns hier setzen, ich bin müde, und habe „dir etwas zu sagen. Oefne deine Ohren um mich zu hören. „Ich habe dir nie gelehrt zu lügen. Ich habe dir immer „gesagt, daß ein Lügner nicht verdiente wie ein Mensch „betrachtet zu werden, und daß eine lügenhafte Sonne *) „höchst verächtlich sey. Ich hoffe daher, du wirst mir die „Wahrheit sagen. Sage, sind die Sonnen nicht alle Brü„der? Indessen verbergen sich alle Sonnen vor mir, als „ob meine Lippen abgeschnitten wären; und als ob ich „meine Worte nicht zurückhalten könnte. Bin ich denn „ein Weib, die im Schlafe redet? Ich kränke mich sehr, „mich von meinen Brüdern und auch von dir verachtet zu „sehen.

*) Alle Zweige der regierenden Familie unter den Natches, sowohl männliche als weibliche führten den Namen Sonnen, weil sie so wie die Inkas in Peru vorgaben, von der Sonne abzustammen.

„sehen. Was? Bist du nicht aus meinem Leibe hervorge„gangen? Hast du nicht an meinen Brüsten gesogen? „Habe ich dich nicht mit meinem Blut ernährt? Ist dieses „nämliche Blut nicht in deinen Adern? Würdest du eine „Sonne seyn, wenn du nicht mein Sohn wärest? Hast „du schon vergessen, daß du ohne meine Sorgfalt schon „längst in der Kindheit gestorben seyn würdest? Jeder„mann hat dir gesagt, und ich habe es dir selbst gesagt, „daß du der Sohn eines Franzosen bist; *) aber mein „Blut ist mir viel lieber als das Blut der Fremden. Ich „gehe jetzo an deiner Seite wie ein Hund, den man nicht „bemerkt. Ich wundre mich, daß du mich nicht mit dem „Fuß von dir stossest. Daß die andern sich vor mir ver„bergen, ist mir nicht so empfindlich, als daß du es thust, „der du mein Sohn bist. Hast du jemals unter unserm „Volk einen Sohn gesehn, der seiner Mutter nicht traut? „Du bist der Einzige dieser Art. Es gehen so viele Be„wegungen vor, und ich soll die Ursache nicht davon wis„sen, ob ich gleich die alte Sonne bin? Fürchtest du, daß „ich deinen Vorsatz vereitle, und dich zum Sclaven der „Franzo-

*) Diese Prinzessin hatte lange Zeit mit einem französischen Officier vertrauten Umgang gehabt, so daß niemand zweifelte, daß er nicht der Vater der regierenden Sonne sey. Dieses entzog letztern nichts von der Ehrfurcht seiner Unterthanen. Die Weiber gaben unter dieser Nation den Adel. Man begnügte sich, wenn man nur der Mutter eines Menschen versichert war, denn um den Vater bekümmerte man sich wenig.

„Franzosen mache, gegen die euer Entwurf gerichtet ist?
„Ich bin dieser Verachtung satt!“

Diese Anrede wirkte auf den Sonnensohn; er brach in Thränen aus, und gestand alles seiner Mutter, die ungesäumt den Franzosen heimlich Nachricht gab auf ihrer Huth zu seyn. So groß aber war die Blindheit des vorerwähnten tyrannischen Commendanten, daß er die Boten, die ihm diese Warnung brachten, in Eisen schmieden ließ. Er wurde das Opfer seiner sinnlosen Sicherheit, und kam mit bey dem grossen Blutbade um, das den 28 December 1729 wirklich vor sich gieng. Alle in dem Lande der Natches befindliche Franzosen wurden von den aufgebrachten Wilden sämtlich niedergemacht.

Hier ist zum Beschluß noch ein Beyspiel der Beredsamkeit, das auffallend ist:

Im Jahr 1774 tödteten zwey Schawanesen einen virginischen Pflanzer, der an der Gränze wohnte, und plünderten sein Haus. Die Nachbarn des Ermordeten beschlossen diese That aufs schleunigste zu rächen. Der Oberst Kresap versammlete eine Parthey, und marschirte längst dem Fluß Kanhaway um die Wilden aufzusuchen. Man sahe ein Canoe am andern Ufer, das mit Weibern und Kindern angefüllt war, wobey sich nur ein Mann befand; sie waren ganz ruhig, und ahndeten keine Feindseligkeit. Kresap und sein Haufen verbarg sich hinter die am Ufer liegenden Felsen, liessen das Canoe herankommen, feuerten darauf, und tödteten alle die darin waren. Die Ermordeten gehörten zur Nation der Mingos. Es war die Familie des Logan, eines ihrer Oberhäupter, der sich bisher durch

seine

seine Freundschaft gegen die Virginier ausgezeichnet hatte. Diese barbarische That aber forderte seine ganze Rache auf. Es kam im Herbst eben dieses Jahres ohnweit der Mündung des Kanhaway zwischen der vereinigten Macht der Mingos, der Schawanesen und der Delawaren auf der einen, und der virginischen Miliz auf der andern Seite, zu einer blutigen Schlacht, worin die Wilden überwunden, und dadurch gezwungen wurden um Friede zu bitten. Sie schickten deshalb Abgeordnete an den Gouverneur Dunmore. Logan wolte nicht unter den Bittenden erscheinen, allein aus Furcht, daß seine Abwesenheit die Schliessung des Tractats verhindern möchte, übersandte er durch einen Boten dem Gouverneur folgende schöne Rede, die voller Empfindlichkeit, Heldenmuth und Patriotismus ist:

„Ich beruffe mich auf alle weisse Menschen. Ist einer „unter ihnen, der sagen kann, daß er hungrig in Logans „Hütte gekommen sey, ohne nicht von ihm Speise erhalten zu „haben? Ist je einer nackend und von Kälte erstarrt zu ihm „gekommen, den er nicht bekleidet und gewärmt hat? Wäh„rend dem letzten Kriege, der lange und blutig war, blieb Lo„gan ruhig in seiner Hütte, und dachte beständig auf Mittel „Friede zu machen. So groß war meine Liebe zu den weis„sen Menschen, daß meine Landsleute immer unter einander „sagten: Logan ist ein Freund der weissen Menschen. „Ich war sogar willens mich bey euch niederzulassen, und un„ter euch beständig zu leben, wenn nicht ein einziger Mensch „so erschrecklich ungerecht gewesen wäre. Der Oberst Kresap „hat mit kaltem Blut, und ohne beleidigt zu seyn, alle mei„ne Angehörigen auf die grausamste Weise ermordet, und we-

„der meine Frau noch meine Kinder verschont. Kein Tro„pfen von meinem Blut ist mehr in den Adern irgend einer le„benden Kreatur. Dieser Mord hat mich in Wuth gesetzt; „ich habe mich der Wuth überlassen, und manche von den Eu„rigen auch umgebracht. Meine Rache ist gesättigt. Die „Friedensstrahlen, die sich von ferne zeigen, geben mir Freu„de wegen meines leidenden Landes. Glaubt jedoch nicht, Ihr „weissen Menschen, daß diese Freude aus Furcht herrühre: „Logan hat noch nie Furcht empfunden; noch nie hat er sich „auf seine Beine verlassen, um sein Leben zu retten. Armer „Logan! Wer ist noch übrig deinen Tod zu beweinen? Niemand."

T.

VI.

Ein kleines Frühlingsgemählde.

Entworfen im May 1786.

---

*) Oh, speak the joy! Ye, whom the sudden tear
Suprizes often, white You look around,
And nothing strikes your eye but sights of bliss,
All various Nature pressing on the heart.

Thomson's Spring.

O schön

*) Uebers. „O mahlt sie, diese Freude, Ihr, welche die plötzliche „Thräne oft überfällt, wenn ihr umher schaut, und nichts eu„ren Blick fesselt, als Scenen des Seegens, die ganze mannich„faltige abwechselnde Natur, die sich so nahe an das Herz drängt."

D schon wandelt Gottes milde Sonne
Seegen strahlend (sanft erwärmend) über Thal und Flur,
Und gießt Heiterkeit und neue Wonne
Ueber die aufblühende Natur.

Freudig wirbeln muntrer Lerchen Töne
In die sanft erwärmte Luft empor,
Und empfindsam für das wahre Schöne
Leiht der Dichter ihnen Herz und Ohr.

Geizig sammelt er die Harmonien
Ihrer Töne auf sein Saitenspiel,
Und singt in die ofne Sympathien
Volle Seele himmlisches Gefühl.

In dem Veilchen, das er lächelnd pflücket,
Denkt er sich sein Mädchen sanft und mild,
In des Thaues Tropfen, das es schmücket,
Glänzt ihm ihrer Seele reines Bild.

In des Baumes jugendlicher Blüthe
Sieht er manchen Keim des Guten blühn,
Sieht er Weisheit, sanfte Herzensgüte
Seiner jüngern Freunde Brust durchglühn.

Wenn der Lenz ihm diese Seelenfreuden
Ueberall so rein entgegen strahlt,
Und die Abendsonne noch beym Scheiden
In den Wellen ihre Farbe mahlt:

O dann, voll des rühmlichsten Bestrebens
Wünscht der Edle, was er still oft bat,
An dem Abend eines thätgen Lebens
Reiche Erndte seiner frühern Saat.

Heiter ahndet er noch schönrer Scenen
    Ungestörten reineren Genuß,
Und empfängt schon unter Jubeltönen
    Selger Freunde ersten Himmelsgruß.

Daßdorf.

VII.

Nachricht von der Absetzung und Erdrosselung des Sultans Ibrahim und dem ersten öffentlichen Aufzuge seines Nachfolgers Mahomed IV. im Jahr 1648.

Aus dem Briefe eines Reisenden und Augenzeugen der letztern Begebenheit. Geschrieben zu Constantinopel den 24sten Aug. 1648.

Die Zeit, in der Sultan Ibrahim herrschte, fällt in den Jahren 1640—1648. Dieser elende Fürst war ein Sclave seiner Leidenschaften, so daß er sich gar nicht um die Regierung bekümmerte. Eben so sehr vernachläßigte er den öffentlichen Gottesdienst. Gründe genug, die das Volk zum Murren verleiten, und die Gemüther der Soldaten zum Aufruhre stimmen mußten. Ibrahim folgte der Gewohnheit seiner Vorfahren nicht nach, welche wenigstens monatlich einmal, wenn es auch nur aus Staatsklugheit geschahe, die St. Sophien-Medsched besuchten und sich dem Volke öffentlich zeigten. Der Großvezier Achmet Bassa hatte ihm einen Hang zur Einsamkeit beygebracht, wo er alles anwandte, durch Befriedigung seiner

seiner Lüste ihn von den Staatsgeschäften zu entfernen, um selbst desto uneingeschränkter befehlen zu können. Die Verschwendung des Sultans war ohne Gränzen, und wenn es auf die Stillung seiner Begierden ankam, so war ihm nichts heilig. Man bedrückte Land und Leute, man raubte weltliche Güter sowohl als die Heiligthümer der Kirchen, und hierzu half der Großvizier das meiste.

Ibrahim hatte neben seiner rechten Gemahlin noch acht ordentliche Weiber, deren jede einen kayserlichen Hofstaat unterhielt. Sie mußten auf Decken von Zobelfellen gehen, mit denen ihre Zimmer belegt waren. Mit eben dergleichen Fellen waren auch ihre Küssen zum Sitzen ausgestopft. Wenn der Kaiser mit den Sultaninnen auf dem Wasser spazieren fuhr, so geschahe es in Galioten, deren Hintertheile ganz von Perlenmutter und Schildkröten gemacht und mit Edelgesteinen und Perlen reichlich besetzt waren. Das Volk litt oft Mangel am Wasser, da dasselbe aus den Wasserleitungen in die Bäder geführt wurde. In diese Bäder führte Ibrahim seine Weiber. Seine Schamlosigkeit gieng so weit, daß er öfters am hellen Tage und ganz öffentlich in dem reich geschmückten Kiosk oder Pavillon, der am Ufer gegen die Seite des Hafens angelegt ist, mit Sultaninnen und Fremden Unzucht trieb. Der Großvizier mußte ihm seine Frau überlassen, und dagegen eine Tochter des Sultans von zwey Jahren heirathen. Das Beylager des Großviziers geschah mit aller ersinnlichen Pracht. Hiezu mußten andere beytragen, denen es gewaltsam genommen wurde. In der Nacht wurden die Bezestems *),

worin

*) Gebäude, worin die Kaufleute ihre Buden haben. Sie sind

worin Kaufmannsgüter, Edelsteine und Stoffe lagen, erbrochen und alles herausgeholt, ohne sich daran zu kehren, wessen Eigenthum es war. Mit dem Ambra gieng Ibrahim gleichfalls so verschwenderisch um, daß er selbst in seinen Ländern selten zu werden anfieng. Die Beförderer seiner Ausschweifungen wurden auch so reichlich belohnt, daß man bey einer Kuplerin, die ihm beständig neue Gelegenheit zur Stillung seiner Lüste verschafte, 15,000 Zechinen fand, welche sie sich nur seit einigen Jahren in seinem Dienst erworben hatte. Des Nachts hatte er vier Stunden hindurch Komödianten und Possenspieler um sich, der Schall der ehernen Paucken durchdrang die Luft, und die Erleuchtung der großen Menge Fackeln that eine solche Wirkung, daß man sie durch Constantinopel verspürte.

Während dieses Aufwands im innern des Serail war der Druck und die Unordnung in den Provinzen desto größer. Die Armee wurde schlecht bezahlt; die Gouverneurs der Landschaften, welche selbst ungeheure Geldsummen hergeben mußten, um ihre Stellen nicht zu verlieren, suchten ihre Schadloshaltung vom Volke zu nehmen, und brachten dasselbe ins Elend. Einige mißvergnügte Große bezogen ihre Landgüter, mußten aber auch da die Erhaltung ihres Lebens mit Gelde erkaufen. Die Paschas hatten kaum von der ihnen angewiesenen Provinz Besitz genommen, so wurden ihnen oft auf dem Fuß Nachfolger nachgeschickt, wo es nicht selten zum Aufruhr und Blutvergiessen kam. Denen Großen wurde das Leben genommen, wenn sie gleich von keinem Verbrechen wußten; denn ihr

Ver-

sind oft von ungeheuern Umfang, und gewölbt, und mit Kuppeln bedeckt, wodurch das Licht hineinfällt.

Vermögen machte sie des Todes schuldig. Dem Kapitain Pascha *) wurde der Kopf abgeschlagen, und nur die, welche keine Gewalt hatten, behielten ihr Leben, mußten aber alle ihre Güter hingeben. Die Zolleinnehmer konnten nicht genug Kleider und Pelzwerk zur Verzierung des Serail anschaffen, darum mußte jeder von den Gesetzgelehrten nach einer vorgeschriebenen Taxe etwas dazu hergeben, und selbst der Großvizier war genöthigt, von dem gestohlnen Gute täglich große Summen zur Erhaltung seines Lebens darzureichen.

Die Räubereyen des Großviziers waren aufs höchste gestiegen, und er wurde endlich ein Opfer derselben. Er berief den Anführer der Janitscharen, Murat Aga aus Condien nach Constantinopel. Auf dem Wege dahin hatte er schon Anstalten zu seiner Ermordung getroffen, die aber nicht glückten. Er foderte daher bey seiner Ankunft von ihm Geld, und als er bey seiner unersättlichen Habsucht nicht genug erhalten zu haben glaubte, wirkte er einen vom Großsultan eigenhändig unterzeichneten Befehl zu seinem Tode aus. Murat Aga feyerte an eben diesem Tage — es war der 6te Aug. 1648 — das Beylager seines Sohns, wo auch der Großvizier noch spät gegenwärtig war. Im Taumel der Freude und des Rausches äußerte dieser: es würden viele über den Vorgang des folgenden Tages erstaunen. Man kannte allgemein den Haß des Großviziers gegen Murat Aga; die Vermuthung, daß es auf des letztern Leben angesehen sey, machte, daß er es bald erfuhr. In derselben Nacht versammelten sich die Soldaten in das Quartier der Janitscharen. Dahin kam

 Murat

*) Der Admiral.

Murat und der Mufti, welcher auch wegen des gewaltsamen Raubes des Sultans an seiner Tochter äußerst aufgebracht war, und man fieng die Berathschlagung an, davon der Schluß war, daß man den Anfang mit Ermordung des Großvizirs machen müsse. Dieser erhielt davon Nachricht und versteckte sich bey einem seiner Freunde.

Am 7ten Aug. versammelten sich am frühen Morgen die Gesetzgelehrten, Spahis und Janitscharen auf dem Platze des Sultan Mohamet und schickten den Nakip *) an den Kayser ab, um ihm zu melden, daß sie die üble Verwaltung des Großviziers nicht länger dulden könnten. Sie bäten daher, daß er den Mohamet Pascha als einen klugen und redlichen Mann an seine Stelle setzen möchte. Der Großsultan schlug es anfänglich ganz ab, gab aber doch endlich den Vorstellungen des Bostangi Baschi **) Gehör. Vielleicht zwang ihn auch die drohende Gefahr zur Einwilligung. Er gab sogleich Befehl den Mohamet Pascha vor sich zu führen. Bey seiner Erscheinung gab er ihm den Kaftan oder das Kleid, welches diejenigen empfangen, die eine neue Stelle antreten. Zuvor aber stieß er harte Worte gegen ihn

*) Nakip ist das Haupt derer, die vom Propheten Mohamet abstammen, und das auszeichnende Vorrecht haben, grüne Turbans zu tragen.

**) Hat die Aufsicht über das Aeussere des Serails und ihre Gärten, über den Kanal und die kayserlichen Lustschlösser. Er ist der Begleiter des Sultans bey seinen Wasserfahrten, und hat, wie der Sultan allein, das Vorrecht, einen Bart im Serail zu tragen.

ihn aus, und soll ihn sogar etliche Streiche mit dem Kolben oder Streithammer, welchen er gerade bey der Hand hatte, gegeben haben. Ungeachtet dieses Empfangs trug doch der neue Großvizier dem Sultan verschiedenes im Namen der noch versammelten Miliz vor und verlangte den ältesten Prinzen zu sehen. Der Kayser antwortete: er wäre bey der Sultanin Valide, seiner Großmutter. Man suchte ihn da vergebens, und als man ihn von neuen vom Sultan foderte, sagte er: daß er nichts von ihm wisse. Indessen gab er doch die beyden jüngern Prinzen heraus, welche sogleich dem Bostangi-Baschi übergeben wurden.

Der alte Großvezier konnte in dem Hause seines Freundes nicht lange verborgen bleiben, der ihm sogar rieth, sich in den Schutz seines Nachfolgers zu begeben, der als ein redlicher Mann bekannt wäre, und Ansehen genug hätte, seine Person und sein Leben zu schützen. Dieses that er und wurde von dem neuen Großvizier wohl empfangen, welcher aber sogleich den Soldaten Nachricht davon ertheilen ließ. Diese kamen Schaarenweise voll Erbitterung herbey gelaufen, und wollten des Achmet Vorschläge, sein ganzes Vermögen ihnen zu überliefern und sich sodann auf ewig aus dem Lande zu entfernen, nicht anhören. Da er also keinen Ausweg zu seiner Rettung sah, mußte er noch vier Stunden hindurch seinem Nachfolger von allen Dingen, die er zu wissen verlangte, Auskunft geben, worauf er dann in einem Stalle erdrosselt wurde, ohne daß man ihm Zeit ließ, das bey den Muselmännern gewöhnliche Sterbegebet zu verrichten. Sein Leichnam wurde nackend auf den Platz, Ratmeidan genannt, vor die neue Metsched geschlept.

Den 8. Aug. versammelte sich die ganze Miliz auf dem Platz, und als sie den Leichnam da liegen sahen, ritten sie wüthend über ihn hin und zerfleischten ihn in tausend Stücke. Einige bissen ihn sogar mit den Zähnen an und liessen die Stücken davon zum Andenken einbalsamiren. So groß war die Wuth der Soldaten, und dies war das Ende des Mannes, der wegen seiner Handlungen kaum einen bessern Lohn verdient hatte.

Der Mufti kam in Begleitung der Rechtsgelehrten und höchsten Kriegshäupter, und bestieg mit ihnen den Altan der neuen Metsched. Als er um sich sahe und den Cadileskir von Rum-Ili erblickte, rief er aus: daß dieser nicht zu ihnen gehöre. Er hatte dieses kaum gesagt, als man über ihn herfiel und ihn in Stücken hieb. Nach geendigtem Gebet wurde beschlossen, den Großsultan in die Metsched zu fodern, um gegen die vorzulegenden Beschwerden sich zu vertheidigen. Den Auftrag, ihn vorzufordern, mußte der Hiram, nebst zweyen Gesetzgelehrten übernehmen. Der Großsultan sagte zornig: er werde nicht kommen. Die Miliz nöthigte darauf den Mufti ein Fetfah aufzusetzen, vermöge welcher der Großsultan vorgefodert wurde, vor dem Gerichte Gottes zu erscheinen. Zwey hohe Kriegshäupter von den Spahis und Janitscharen steckten diese Verordnung auf eine Lanze, trugen sie öffentlich über den Platz, und liessen beym Sultan im Serail um Gehör bitten. Dieser hatte schon des vorigen Tages auf das freundlichste an die Soldaten geschrieben, und versprochen, ihr Verlangen zu erfüllen. Da aber dieses keine Wirkung that, hielt ers fürs rathsamste, jeden herzhaft vor sich zu lassen.

Mit

Mit diesem Entschlusse empfieng er auch die beyden Officier. Er antwortete: er würde nicht auf den Platz kommen; hätten die Soldaten aber etwas bey ihm anzubringen, so wolle er sie im Serail erwarten. Nach diesen Worten zerriß er die Fetfah. Die Miliz fragte darauf den Mufti, was der für Strafe verdiene, der vor das Gericht Gottes zu kommen sich weigere? Er schlug das Gesetzbuch nach und antwortete: daß die Unterthanen eines solchen Fürsten ihm nicht länger getreu zu seyn verbunden wären, und daß die Frau desselben nicht mehr unter seiner Gewalt stünde. Dieser gesetzliche Ausspruch wurde in eine neue Fetfah verfasset und durch die vorigen Abgeordneten ihm zugeschickt. Der Sultan zerriß diese Verordnung ebenfalls, worauf die Soldaten wüthend nach dem Serail liefen. Bey diesem Anblick verlor der so lange standhaft gebliebene Fürst allen Muth und versteckte sich. Die Sultanin Valide hatte sich zur Verhütung mehreres Unglücks in das Serail begeben, und da sie bey jedermann Ansehen und Liebe besaß, stellte sie sich in ihrem Schleier mit dem Bostangi-Baschi vor den Mufti, Großvizier und die übrigen Häupter, redete sie herzhaft an und suchte ihren Zorn zu dämpfen. Da aber das Volk durchaus darauf bestand, den Ibrahim zu entsetzen und seinen Sohn auf den Thron zu heben, so holte sie, um fernern Gewaltthätigkeiten vorzubeugen, den achtehalbjährigen Prinzen. Dieser wurde sogleich in dem Hofe des Divan auf einen Stuhl von Elfenbein gesetzt und mit dem mit zwey Reiherfedern gezierten Turban gekrönt, und zum Großsultan ausgerufen. Herolde riefen in der Stadt aus: Lange lebe Sultan Mohamed. Die Freude und das Frohlocken des Volks war allgemein. Während dieser Auf-

tritte hatte schon der Bostangi-Baschi, der mit der Miliz im Verständniß stand, den Sultan Ibrahim gefangen genommen. Er wurde in einem Zimmer unter einer Bedienung von zwey alten Weibern vorgeschlossen. Die Miliz stand auf dem Schloßplatze im Gewehre.

Bey dieser wichtigen Begebenheit ist zu verwundern, daß Niemand darunter litt, als Ibrahim, der Großvizier und der Cadi von Rum-Ili. Alle Kramläden und die Stadtthore waren zwar verschlossen, und diese Vorsicht war zur Verhütung der Unordnung nöthig. Man öfnete sie auch schon am Tage der Absetzung wieder.

Am 9. Aug. wurde der neue Sultan beschnitten. Inzwischen säuberte man das Serail von der Menge der darin befindlichen Frauenzimmer und schafte sie in das alte Serail. Im erstern blieben nur die Mutter und Großmutter des jungen Großsultans. Leztere verwaltete unter Beystand des Großviziers, des Muftis und der Cadis die Regierung.

Von dem ersten öffentlichen Aufzug des neuen Großsultans Mohamed IV. macht unser Reisende folgende Beschreibung:

Er zog aus am 16. Aug., also 8 Tage nach seiner Beschneidung noch vor Sonnen Aufgang, und fuhr in einer prachtvoll verzierten Suike nach der Medsched von Jobvenseri, die am Ende der Stadt und des Hafens liegt. Mitten im Hofe war ein Pavillon mit marmornen Säulen errichtet, wo ihm der Mufti den Degen als ein Zeichen der angetretenen Regierung übergab. Nach Endigung dieser Ceremonie kehrte er

zu

zu Pferde durch die Stadt in das Serail zurück. Der Zug geschahe folgendermassen: Zuerst marschirten eine Menge Janitscharen in Mützen von weissen Filz, die hinterwärts niedergebogen sind und vorn ein silbernes verguldetes und künstlich gestochenes Zeichen haben, worauf zuweilen Federbüsche gesteckt werden. Ihre tuchene Röcke gehen kurz über das Knie, die Ermel bis an den Ellenbogen; ihre roth tuchene Hosen sind ausserordentlich lang. Sie führten lange Messer an dem Gürtel, und ihre Zahl belief sich an 1200. Ihre Officiere trugen kleine gespitzte Mützen von weissen Filz und an denselben ein mit Gold gesticktes vier Finger breites Band. Auf denselben waren Reiherfedern befestigt. Nach ihnen ritten zwanzig Sourbagis, welches ihre Obersten sind und sich nur durch die hohen Reiherbüsche auszeichnen. Ihnen folgten 100 andere Janitscharen mit Tiegerhäuten umgeben und Rundartschen an den Armen. Hinter ihnen kam ihr Kiaja in einem violetnen sammtenen Rocke mit einem hohen Federbusche auf der Mütze. Der General oder Janitscharen-Aga hatte ein Kleid von weiß und goldenem Stücke an. Er hatte einen kostbaren Turban und ritt ein prächtig geziertes Pferd. Nach ihm ritten 20 übel bekleidete Falkenier mit Mützen, die aus dunkelm Tuche verfertigt, und in vier zugespitzte Kappen abgetheilet waren, so daß sie über die Ohren und Achseln herab hiengen. Nach ihnen kamen 280 Chiaoux *) zu Pferde, in ihren hohen Tur-

*) Gerichtsdiener beym türkischen Kayser. Sie sind hoch angesehen und werden zuweilen in Gesandtschaften verschickt. Chiaoux Baschi ist ihr Anführer, der in den grossen Rath die Personen einführt, und auch, aber höchst selten, im

bans und langen tuchenen Kleidern, mit einem Streitkolben in der Hand. Ihnen folgten 144 Moutafar Agas mit Kleidern von Satin, aber ohne Streitkolben. Hierauf kamen 100 Mollas *) in Unterkleidern von Camelot, die schrecklich große Turbans, fast 3 Fuß im Durchmesser trugen. Die Decken ihrer Pferde waren von rothem Tuch mit Frangen von blauer Seide. Hierauf kamen 24 Officiere des Divans mit hohen Turbans; einige trugen Westen von weissem Brocat, die ihnen der Großsultan geschenkt hatte. Ferner 24 Cavigi-Baschi **) prächtig beritten mit einem Kaftan bekleidet; 20 Bediente des Serail, darunter einige so kleine Zwerge, daß sie von den Sattelknöpfen fast bedeckt wurden; der Nakip allein, dann einige Mollas oder Priester paarweise, die Cadilesquers, ***) Vizirs, unter denen auch der Tefterdar ****) ritt. Die beyden letzten waren der Mufti und Großvizier neben einander. Die Pracht der Kleider war ausserordentlich, sie waren mit Marder gefüttert; eben so herrlich war Sattel und Zeug der Pferde. Der Großvizier hat das Vorrecht, daß er sein Pferd an statt des Zaumes mit einer grossen güldenen Kette regieren darf. Die zehn Handpferde des Großsultans hatten einen unbeschreiblichen Schmuck; denn alles, was man nur von dem Zeuge sahe, war mit Golde, Edelsteinen

Divan bey der Abwesenheit des Großviziers dessen Stelle vertritt.

*) Mollas Provinzialrichter.

**) Capigi Pförtner des Serai. C. Baschi, ihr Anführer, Hauptmann.

***) Cadilesquer, Oberrichter.

****) Großschatzmeister.

nen und Perlen aufs reichste gestickt. Diese Pferde wurden mitten durch die Peiclers und Soulacs geführt, welche die Gasse auf beyden Seiten geschlossen hatten, und also eine doppelte Reihe machten. Jene sind des Großsultans Lakaien, und tragen Röcke von goldgewirktem Zeuche oder kostbarem Stof, die ihnen bis an die Füsse reichen, sie schlagen aber das Hintertheil auf und stecken es zwischen den mit Gold belegten Gürtel, um ihre Hosen von Sattin sehen zu lassen. In der Hand führen sie eine Streitaxt, und tragen Mützen mit vergoldetem Silber belegt und einer kleinen Feder gezieret. Es sind etwa 50 — 60. Diese, die Soulacs sind etwa doppelt so stark, tragen kleine Janitscharenröckgen mit Aermeln von Satin, auf der Seite Köcher, in der Hand einen Bogen, die Mützen sind mit einem grossen weissen Federbusche geziert. Mitten unter ihnen ritt der Großsultan auf einem Schimmel, den der Oberstallmeister am Zügel führte. Die Steigbügel waren mit Perlen, der Zügel mit Rubinen, der Kopf und Brustriemen mit Smaragden fast überschüttet, daß man beynahe die Diamanten nicht erkennen konnte. Der Sultan trug ein Kleid von persianischem rosenblut- und silberfarbenem Stoff, die Weste war mit Hermelin gefüttert, und auf dem Turban waren zwey Reiherfedern an zween Smaragden einer Nuß groß befestigt. Er selbst hatte grosse Augen, eine erhabne Stirn, sahe im Gesichte gelblich und sehr finster und verdrießlich aus. Man hatte ihm mit Dinte eine Fliege zwischen den Augenbraunen gemahlet, um ihn vor Bezauberung zu bewahren.

Dieses konnte ich in der Geschwindigkeit nur bemerken, weil der Zug sehr hurtig gieng, damit die Sonne und starke

Hitze

Hitze dem jungen Fürsten nicht zu beschwerlich fallen möchte. Hinter ihm ritten der Schwerdt- und Mantelträger, nebst dem Steigbügelhalter; dann der Chacvadar und Rekiptar, die gleichfalls Mützen wie die Janitscharen aber von rothem Leder trugen. Dann kamen die Falkenier des innern Serail, die Zipfelmützen von rothem Samt trugen; und das Haar bis auf die Schultern herabhängen liessen.

Während des Zugs wurden weder von der Stadt noch von dem Serai Freudenschüsse gethan.

Am 18 August wurde Ibrahims Tod bekannt gemacht. Nach der Zeit erfuhr man, daß er auf Befehl des Mufti und Großviziers erdrosselt wäre. Man erzählt, daß der Mufti ihn erinnert habe, sein Gebet vorher zu verrichten, er weigerte sich dessen, und als der Mufti hinzusetzte, so würde er nicht als ein Muselmann sterben, antwortete ihm Ibrahim: er sey es gewesen, der ihn zum Mufti gemacht habe. Als man ihn erdrosseln wollen, hielt er die Hände über den Kopf, damit der Nachrichter die Schlinge nicht über den Hals ziehen konnte. Man warf ihm daher einen Mantel über den Kopf, und er wurde zugleich so hart wider die Mauer geworfen, daß er seine Besinnungskraft verlor, und also mit leichter Mühe erdrosselt werden konnte. Seine Beerdigung geschahe ohne alle Pracht.

V. Schmidt.

VIII.

VIII.

Briefe über die Niederlausitz und Dresden an den Kaufmann D**.

Geschrieben im Jahr 1785.

„Ich habe mich schon beym ersten Brief von aller Theil„nehmung der hier vorkommenden Bemerkungen und Behaup„tungen losgesagt, die in vieler Rücksicht nie die meinigen seyn „würden. Am wenigsten möchte ich bey allen Stellen das „Lob unterschreiben.“

d. H.

Zweyter Brief.

Die Einwohner Dresdens unterscheiden sich nicht so sehr von einander, wie in andern Hauptstädten; nicht etwan als ob die Stände sich mehr näherten, als in den übrigen Städten Deutschlands, sondern weil es ihrer hier nicht so mannichfache Arten giebt, als dort. Auch ist Dresden gegen Berlin oder Wien nichts weiter als eine Mittelstadt. Im Allgemeinen theilen sich die Einwohner hier wie überall in zwey Classen, deren eine aus Bürgern und Handwerkern, die andre aber aus den übrigen höheren Ständen bestehet. Und wie man aus den Zeitvertreiben eines Volkes am besten von seinem Character urtheilen kann, so werde ich Ihnen jetzt eine kleine Schilderung von den Vergnügen Dresdens machen.

Die geringeren oder Volksclassen versammeln sich, wenn sie ihre Werkstätte geschlossen haben, in den hier in sehr grosser Menge befindlichen Bierhäusern, um sich die langen Winterabende durch politische Gespräche zu verkürzen; im Sommer aber vertheilen sie sich in die vielen Gärten vor der Stadt, um zu kegeln, oder mit andern Spielen die Zeit hinzubringen. Die höheren Classen, worunter ich alle Stände vom Secretär bis zum Minister begreife, bringen den Winter mit Privatgesellschaften, Kränzchen u. dgl. zu; theils besuchen sie die Concerts, deren fast auf allen Caffeehäusern gehalten werden, und welche eins der vorzüglichsten Vergnügungen des Dresdner Publicums zu seyn scheinen. Die Schauspiele, Comödien sowohl als Opern behaupten ebenfalls so wie die Bälle und Reduten, einen ansehnlichen Rang unter den Winterbelustigungen. Während des Sommers besucht alles, was nur irgend das Entreegeld von 2 Gr. aufbringen kann, die um die Stadt liegenden Lustörter, woselbst ebenfalls sogenannte Concerts gegeben werden. Die Schilderung aller dieser Oerter aber werde ich Ihnen in meinem folgenden Schreiben zum Besten geben.

Für diejenigen, welche bey Hofe vorgestellet sind, ist aller vierzehn Tage Hofball, und wöchentlich einige andere bey den Gesandten, wo sich alles versammelt, vom Minister an, bis zum Edelmann, dessen Diplom erst gestern ankam. Bürgerlichen Officiers ist zwar der Zutritt ebenfalls verstattet, allein die Damen werfen sich nicht gerne weg, und tanzen nicht mit ihnen. Alle Sonntage ist Cour, und wenn Abends kein Hofball ist, von 6 bis 9 Uhr Spiel, wo jedoch kein Hazardspiel

zardspiel gespielet wird, denn diese sind hier scharf verboten. Freylich hat Dame Gerechtigkeit die Augen verbunden, und sieht es nicht, daß insgeheim fast auf allen öffentlichen Orten Hazardspiele im Schwange gehen.

In Dresden hält der Churfürst täglich Tafel, die aber nicht stark ist, und zu welcher nur wirkliche Obersten gezogen werden, doch wird mit Fremden bisweilen eine Ausnahme gemacht. Das Schloß ist unten herum mit Schweizern besetzt, die an Galatagen in ihrer alten Nationaltracht ein abentheuerliches Ansehen haben; oben stehen reitende Trabanten, deren Officier den regierenden Herrn in die Kirche und in das Schauspiel begleiten muß. Der Churfürst besitzt ein vortrefliches Herz, und ist in allem Betracht ein Vater seiner Unterthanen. Nach der hiesigen Einrichtung ist es fast unmöglich, etwas unmittelbar vor ihn zu bringen, da alle Memoriale, auch die man ihm selbst in die Hand giebt, nicht gleich lieset, sondern dieselben erst mit in Vortrag kommen.

Der Churfürst ist ein grosser Freund des Militärs, hat es auch während seiner Regierung schon ansehnlich vermehret. Man muß ihm überhaupt nachrühmen, daß er sich viel Mühe giebt, alles selbst zu sehen. Von seinen Unterthanen wird er sehr geliebt, welches sie auch sehr Ursache haben, da noch kein männlicher Erbe vorhanden ist, und sie sich unter ihm einer guten menschenfreundlichen Regierung zu erfreuen haben. Ein Beweiß von der Liebe der Einwohner zu ihrem Landesherrn war die unverkennbare aufrichtige Freude, die man vor zwey Jahren nach seiner Genesung aus den Augen eines jeden blicken sah.

 Das

Das hiesige Frauenzimmer hat vor vielen andern Hauptstädten das Lob einer frischern Gesichtsfarbe, und einer gewissen Sittsamkeit, die ungleich mehr reizt, als die fast in Frechheit ausartende Cokketterie anderer; allein man würde sich sehr irren, wenn man sie darum überhaupt für besser und unbescholtner halten wolte, als jene. Denn auch hier blühen viel erborgte Rosen auf den Wangen der Schönen; auch hier setzt der grössere Haufen des andern Geschlechts Virtus post nummos; auch hier ist ein unwiderstehlicher Hang zum Vergnügen die größte und fast einzige Triebfeder aller ihrer Handlungen; mit einem Worte: es ist hier wie überall. Wenn ein biederer Mann ein gutes rechtschaffenes Weib haben will, deren Herz nicht jeder faselnde französirende Windbeutel einnimmt; die nicht darüber untröstlich ist, wenn die Einkünfte ihres Mannes ihm nicht erlauben, ihr wenigstens alle vier Wochen einen neuen Kopfputz, und vierteljährig ein neues Kleid zu kaufen; die auch allenfalls im Stande wäre, ihrem Manne zu Liebe Poschen und Buffanten wegzuwerfen, und als ein Kind der Natur mit ihrem Körperbau zufrieden zu seyn, wie ihn die gütige Mutter ihr gab; der gehe ums Himmelswillen nicht nach Dresden, sondern hole seine Gattin aus irgend einem Landstädtchen Sachsens, hier dürfte er eher finden, was er sucht. Selbst da würde er nicht ohne einige Schwierigkeit zu seinem Zwecke kommen, denn auch bis dahin erstreckt sich das Reich der Mode; auch dort haben die Mädchen Liebe zur ungekünstelten Natur gegen französischen Tand vertauschet. Ich will nicht sagen: als ob es in Dresden nicht in mancher rechtschaffenen Familie noch ein gutes schuldloses Geschöpf geben solte, die treu der Natur und ihren mütterlichen Lehren, die Achtung

und

und Liebe eines rechtschaffnen Mannes allem Flitterstate vorziehen solte; aber, Freund! sie sind selten, und man möchte sie bey hellem Sonnenschein mit der Laterne suchen, wie Diogenes die Menschen.

Vermögende Leute giebt es hier nur wenige, welches nicht zu verwundern ist, da Dresden überhaupt keinen Handel treibt, und bey der hier herrschenden strengen Oeconomie, Künstler und Handwerker nichts verdienen können. Die Vermögensumstände der mehresten sind im Gegentheil so zerrüttet, daß sich alle Schulden der Dresdner zusammen bey weitem über eine Million belaufen müssen; wo es dann nicht fehlen kann, daß bisweilen sich einer mit Hinterlassung von 20,000 Rthlr. Schulden, unsichtbar macht.

Man kann sich nicht enthalten, in Dresden die besondere Bemerkung zu machen, daß es vielleicht in keiner Hauptstadt des protestantischen Deutschlandes solch ein zahlloses Heer junger Theologen, oder sogenannter Candidaten giebt, als eben hier, welche schwarz und buntfarbig, mit und ohne Perüke, in schwarzseidnen Strümpfen oder bespornten Stiefeln einherziehen. Die Hauptursache ist wohl, daß alle die, welche Prediger werden wollen, sich bey dem hiesigen Oberconsistorio examiniren lassen müssen, ehe sie um eine Versorgung anhalten dürfen, und dann gehören immer noch mancherley Wege dazu, um eine zu erhalten. Diese alle kann nun ein junger Mann, dessen Seele nach einer Predigerstelle lechzet und dürstet, hier am leichtesten einschlagen; so wie er denn hier auch eher seinen Unterhalt durch Unterricht in Familien finden kann, als an andern Orten. Dieß alles trägt gemeinschaftlich dazu bey,

die Menge der hiesigen Candidaten zu vergrössern. Im Allgemeinen giebt es in Sachsen mehr Studierende jeder Art, als anderswo. Denn durch die vielen Stipendien wird den Armen das Fortkommen auf der Universität sehr erleichtert, und dem Handwerker schmeichelt es ungleich mehr, wenn sein Sohn mit einem ehrwürdigen Stutz auf seinem Haupte der Gemeinde Dinge predigt, die er oft genug selbst nicht versteht, als wenn er mit der Axt in der Hand Balken zimmert, oder hinter dem Pfluge hergeht. Dem Philosophen ist dieser ein nützlicherer Bürger des Staats, als jener seynwollende Volkslehrer, der den Verstand des grossen Haufens durch seine Auslegungen nur mit dichteren Nebeln umhüllt, anstatt ihn aufzuklären. Der Bauer, der das Glück hat, sich Vater eines solchen Pseudogelehrten zu nennen, dünkt sich auch viel besser zu seyn, als Nachbar Gürge, dessen Söhne als fleissige Arbeiter ihre väterlichen Aecker bauen.

Daß die Söhne der Gelehrten nicht leicht etwas anders werden wollen, als wieder Gelehrte, läßt sich leicht denken, und daher jene Menge Theologen und Juristen, wo man besonders von letzteren nicht allein in der Residenz, sondern selbst in jeder Mittelstadt Sachsens unzählige findet, die nach Maaßgabe ihrer Fähigkeiten und Kräfte entweder die Rechtshändel der äusserst streitsüchtigen Bauern führen, oder ihren Collegen als Schreiber dienen. Bey der grossen Menge Clienten und dem so sehr verwickelten sächsischen Rechte, wo der geringste Proceß mehrere Jahre, weitläuftigere aber wohl über ein Menschenalter dauern, kann es nicht fehlen, daß diejenigen Rechtsgelehrten, welche einigen Ruf erlangt haben, sehr

bequem leben können, ja wohl mancher seine jährlichen Einkünfte weit über tausend Thaler bringt. Ich bin ꝛc.

Dritter Brief.

Sie erhalten hier die im vorigen versprochene Beschreibung der umliegenden Gegenden Dresdens, wo die Dresdner im Sommer hinaus fahren, um das mit vieler Mühe von irgend einem hartherzigen Mäckler erpreßte Geld, mit dem ersten besten Freudenmädchen zu verthun.

Auf der Neustädter Seite hat der letzte Heller nach meinem Urtheile vor allen andern den Vorzug, weil er mit den Reizen eines sehr hohen Weinberges, und der damit verknüpften herrlichen Aussicht, noch die eines romantischen Thales vereinigt. Wenn man auf einem sehr sandichten Wege, der das Gehen einigermaaßen beschwerlich macht, ohngefähr eine Stunde fortgegangen ist, kommt man an das mitten im Walde liegende Gebäude, hinter dem sich ein hoher Weinberg erhebet. Sobald man durch das Haus kommt, wird man auf das angenehmste durch die sich längst dem Berge fortziehende Wiese, welche auf der andern Seite mit Kiefern und Tannen begränzt ist, überrascht. Man kann dieß romantische Plätzchen nicht eher entdecken, weil von vorne gegen den Wald zu, eine hohe Mauer es umschließt, und es gegen die Einfälle des Wildes schützet. Eine dicht hinter dem Hause unter den ausgebreiteten Aesten einer Linde angebrachte Jasminlaube, war der Ort, wo ich oft der Tücken des wankelmüthigen Schicksals vergaß, und mich beym Lesen irgend eines Dichters in die entfernteren Jahrhunderte versetzte. Auf dem

Weinberge genießt man einer schönen Aussicht über die ganze Ebne von Dresden, bis fast nach Meissen und Pirna; hinter sich aber sieht man die grosse Haide mit einigen Dörfern. Hier ist auch ein in den Berg gegrabener Keller, wo man bequem vermittelst einer Apparelle mit einem Wagen hineinfahren kann.

Ich wende mich jetzt zu einem andern nicht minder angenehmen Orte auf dieser Seite der Elbe, der aber etwas entfernter ist. Dieß ist Moritzburg, ein Lustschloß des Churfürsten, dem er seine vorzügliche Gewogenheit geschenkt hat, und vielleicht manchen Sommer da zubringen würde, wäre die Luft nicht wegen des morastigen Bodens, in der warmen Jahrszeit sehr ungesund. Der Weg dahin gehet beständig im Walde, ist aber auf eine grosse Strecke mit einer Allee von wilden Kastanien eingefaßt, und sehr gut unterhalten.

Das alte Schloß liegt mitten im Wasser am Ende einer Gasse, die aus einigen Wirthshäusern und Bauern bestehet, und wird von den die Aufsicht darüber habenden Personen bewohnt. Zur Bequemlichkeit der Herrschaft ist ein kleines sehr artiges Landhaus erbauet. In diesem sind einige Zimmer durch ihre Auszierung merkwürdig; so hat eins derselben Tapete, die aus Federn indianischer Vögel gemacht sind; ein anderes ist mit Porzellain, und ein drittes mit bunten Holzstückchen ausgelegt. In einem dichte bey den Hause befindlichen Gatterwerk werden einige Goldfasane aufbewahret.

Ein

Ein vor dem Hause befindlicher sehr grosser Teich, mit der jenseits liegenden Windmühle und den die Gegend rund umgebenden Gebüschen, gewährt dem Auge eine nicht unangenehme Abwechselung. Mitten auf jenem ist eine künstliche Insel angelegt, wo man eine mit Tannenzapfen benagelte, inwendig aber mit strohernen Tapeten und Stühlen ausmeublirte Einsiedlerhütte antrift, die eigentlich zu einem Bade dienet. Um auf die Insel zu gelangen, so wie zum Spazierfahren auf den Canälen des weitläuftigen Thiergartens liegen verschiedene Barken und Gondeln hier in einer Art von Hafen, vor dem zum Ueberfluß noch ein Leuchtthurm stehet. Eine Art von seynsollenden Kriegsschiff ist auch da, welches aber nichtsweniger als der Idee entspricht, die man sich von solch einem Gebäude machen muß; sondern man kann auf den ersten Blick wahrnehmen, daß der Erbauer desselben auch nicht den geringsten Begrif von der Bauart desselben hatte. Anstatt der Kanonen ist es mit Pöllern besetzt, wie sie wohl in manchem Landstädtchen bey der Wahl eines Bürgermeisters gebraucht werden.

Alles dieß wurde während den ersten Jugendjahren des Churfürsten angelegt, um ihm gleichsam zum Spielzeug zu dienen.

Durch den weitläuftigen Thiergarten sind verschiedene Alleen gehauen und Kanäle gezogen, auch einige Pavillons darinnen angelegt. Wären die Kiefern und Fichten, aus denen er bestehet, häufiger mit Laubholz untermengt, und hätte überhaupt die Kunst mehr zu seiner Verschönerung gethan, so würde er einem englischen Park nicht unähnlich seyn.

In diesem Thiergarten jagt der Churfürst sehr oft, wo er sodann in Moritzburg speiset, und bisweilen erst am späten Abend nach Dresden zurückkommt. Er ist ein grosser Liebhaber dieses Vergnügens, und hält daher eine ziemliche Menge Jäger und Hunde. Auch gehört ihm der größte Theil der Forste, ausgenommen, was die Ritterguter zu ihrem Antheil haben, und von den vielen im Lande befindlichen Forstbedienten haben einige sehr bequemes Auskommen. Daß bey der Neigung des Churfürsten zur Jagd auch die Landesmutter eine Liebhaberin seyn muß, ist natürlich; und diese Prinzessin setzt sich oft allen Unbequemlichkeiten des rauhen Herbstwetters aus, wenn sie bey einem Treiben, hinter dem ersten besten Strauche angestellet ist, und wartet bis ein Stück Wild ihr in den Schuß kommt. Man sahe wohl eher, daß sie so drey bis vier Stunden stehen mußte, ohne einen Schuß thun zu können; ihr Mantel war nicht mehr im Stande den Regen abzuhalten, sie nahm einen andern, ja wohl noch einen dritten.

Folgende Anecdote rechtfertiget nach meinem Urtheil die Behauptung vollkommen, daß jede Jagdgerechtigkeit sehr bald in offenbare Bedrückung ausartet.

Die Unterthanen eines ohnweit der Gränze liegenden Ritterguthes, wo sich viel und dichter Wald befindet, hatten ebenfalls von dem da befindlichen häufigen Roth- und Schwarzwildpret so grossen Schaden an ihren Feldern erlitten, daß sie endlich zusammen eins wurden, auf gemeine Unkosten das Holz zu umzäunen. Allein, hierzu mußten sie Erlaubniß haben, und die war schwer zu bekommen. Nachdem sie sechs ganze Jahr darum gestritten, manchen Scheffel Getraide spendiret, und

manchen

manchen Gang vergebens gethan hatten, erhielten sie endlich jene gegen Erlegung einer Summe Geldes, womit sie der Gerechtigkeit den Schaden vergüten mußten, den sie an ihren selbst eigenen Feldern erlitten. Ich mag nicht bestimmen, in wie ferne es sich mit dem natürlichen Rechte freyer Unterthanen, wie in Sachsen die Bauern sind, vereinigen läßt, wenn sie noch die Erlaubniß erkaufen müssen, ihre eigenen Besitzungen gegen die Einfälle des Wildes zu beschützen. Es ist mir aber sehr wahrscheinlich, daß diese und ähnliche Dinge dem Churfürsten entweder gar nicht, oder doch nicht in ihrem gehörigen Lichte vorgebracht werden.

Eine Stunde von der Stadt, an der Strasse nach Bautzen, liegt der weisse Hirsch, ein Jagdhaus, welches mehr um des dahin angelegten neuen Weges, als um sein selbst willen merkwürdig ist. Die durch den todten Sand gehende Strasse war vor dem um so beschwerlicher zu passiren, da sie gleich hinter der ehemaligen bolzaischen Kugelgiesserey über eine beträchtliche Anhöhe hinausgehet, wo denn ein gewöhnlich vierspännigfahrender Wagen oft bis sechszehn Pferde vorspannen mußte, um über den Sandberg zu kommen. Jezt aber ist der ganze Weg ausgegraben worden, grosse Feldsteine und Kies darauf geschüttet, und die Fugen mit klarem Kies ausgefüllet, so daß dieß in der Folge eine der schönsten Chausseen wird. Die zwey wegen des wilden Fluthwassers angelegte Brücken sind durchaus von Quadersteinen, und sollen über 20,000 Thaler kosten. Der Reisende, der hier mitten im Walde auf einmal diese Werke erblickt, wird ganz davon überrascht hier Brücken zu finden, wie er sie wohl in mancher an

an einem grossen Flusse liegenden Stadt nicht sahe. Auf dem Wege sind auf beyden Seiten Steinhaufen aufgeschüttet, um alle ausgefahrne Löcher sogleich damit zumachen zu können. Zur Unterhaltung der zum Ausbessern bestimmten Leute, müssen auf dem weissen Hirsch alle Wagen, Reuter, und selbst Fußgänger, wenn leztere etwas tragen, einen gewissen Zoll entrichten. Eine doppelte Reihe Häuser, worinnen ehedem die Hofstat des Königs von Polen hauste, wenn er sich hier aufhielt, machen nebst einer holländischen Windmühle — die aber nicht mehr gangbar ist, sondern vor einigen Jahren ausbrannte, — die zum weissen Hirsch gehörigen Gebäude aus. Das Jagdhaus selbst hat einen grossen Saal, und einige Nebenzimmer, wo sich im Sommer oder bey guter Schlittenbahne die Dresdner mit Tanzen und auf andere Weise vergnügen.

Von dieser Seite ist das Lehmannische Bad das erste Gebäude, welches man von Dresden zu sehen bekommt. Das Wasser zu dem Bade wird durch Röhren aus einer in dem nahen Walde entspringenden Quelle herein geleitet, und in Kesseln erwärmet. Bey den zu diesem Behuf eingerichteten Gebäuden befindet sich ein Garten, der aber nichts vorzügliches hat, als eine sehr schöne und fast unbegränzte Aussicht nach Pirna und dem Gebirge Böhmens zu. Im Sommer ist hier wöchentlich einigemal Konzert, wo sich denn die schöne Welt zu versammlen pflegt, um hier, wie an andern ähnlichen Orten ihre Reize zur Schau zu tragen, zu fesseln und gefesselt zu werden. Auch ist ein Schauspielhaushier, welches gewöhnlich den Sommer hindurch irgend eine herumziehende Schauspielertruppe zu ihrem Gebrauche erhält, bis

nach

nach Rückkunft des Hofes von Pillnitz das Hoftheater wieder eröfnet wird.

Ohnweit dem Bade ist das gräflich koselsche Palais und Garten, der eben so, wie das Bad, zu einem öffentlichen Orte eingerichtet ist. Ich habe hier gemeinschaftlich mit andern Reisenden die Beobachtung gemacht, daß nämlich für Dresdens Volksmenge eine viel zu große Anzahl dergleichen Lustörter in der Stadt sowohl als in den Vorstädten ist, welche zwar nicht alle zu einer Zeit gleich stark besucht werden, dennoch aber durch die gute Nahrung ihrer Wirthe ein überwiegendes Zeugniß ablegen, welch ein unwiderstehlicher Hang zum Vergnügen die Einwohner dieser Residenz beherrschet. Ich bin zc.

IX.

Auszug eines Schreibens aus Trier vom 8ten May 1786.

Von einem Reisenden an den Herausgeber.

— — „Ich habe in Ihrem Journal in dem Heft Julius „1784. die sonderbare Nachricht von einer Betrügerin gelesen, „die unverschämt genug ist sich mitten in Deutschland für „die Gemahlin des deutschen Kaysers Joseph auszugeben, und „daß tausende von Menschen diesen plumpen Betrug für

„Wahrheit halten. Eingestanden, daß der vornehme und „niedrige Pöbel aller Länder leichtgläubig ist, so konnte eine „so abgeschmackte Farce fortdaurend doch wohl kaum an„derswo als in unserm lieben Vaterlande gespielt werden, „wo selbst der klügere Theil der Menschen aus Phlegma „sich ungern mit Untersuchungen beschäftigt. Glauben Sie, „Freund! daß dieses Phlegma den Deutschen in einem weit „grössern Grade eigen ist, als man aus übertriebenem Pa„triotismus einräumen will. Diesen Satz unleugbar zu be„weisen bedarf es keiner mühsamen Vergleichungen zwi„schen den Nationen oder kostbaren Reisen, denn eine ge„ringe unpartheyische Reflection im Cabinet ist hiezu völ„lig hinreichend. Vielleicht war auch dieses vaterländische „Phlegma daran Schuld, daß von den zahlreichen periodi„schen Schriftstellern in den Rheinländern auch nicht ein „einziger diesen so überaus merkwürdigen Vorfall erwähnte, „der nicht die Ephemeride eines Tages war, sondern eine „fünf Jahr lang fortgespielte Posse ist, die noch bis „auf diese Stunde nicht aufgehört hat. Der Gegenstand „dieses Schreibens aber ist Ihnen einen Pendant zur obi„gen Geschichte zu liefern, der Thatsache und nicht ganz „neu, allein ohngeachtet des Sonderbaren dennoch in Deutsch„land völlig unbekannt ist. Es gefiel einer Betrügerin im „Jahre 1772 die Rolle der noch lebenden Prinzessin Elisabeth, „ersten Gemahlin des Kronprinzen von Preussen zu spielen. „Diese Person mit dem äussern Ansehen eines Frauenzimmers „vom Stande und der Norddeutschen Mundart versehen, kam „nach Cöln, und wandte sich daselbst an den Provinzial der „Minoriten, dem sie ihren königlichen Stand entdeckte, und

„wie

„wie sie heimlich aus dem Ort ihres bisherigen Auffenthalts „in Pommern entflohen sey, und zwar vorzüglich in der Absicht katholisch zu werden. Sie hatte, wie sie sagte, auch „bereits diesen Wunsch erreicht, indem sie in Münster ihre „Ketzereyen abgeschworen, von welchem Glaubensactu sie ein „authentisches Certificat vorzeigte. Mehr brauchte es nicht, „um diesen weltunkundigen Mönch zu berücken. Er glaubte „alles, both seine reichen Bekandten, worunter auch ein „Banquier in Cöln war, zu ihrer Unterstützung auf, und „empfahl sie aufs beste nach Trier. Bey ihrer Ankunft „alhier erregte sie viel Aufsehen, allein es fanden sich unter „dem hiesigen Adel einige Ungläubige, denen das künstlich ersonnene Mährchen nicht einleuchten wolte. Man schrieb nach „Münster, und erhielt von daher Antworten, die unserer saubern Prinzessin nicht ungünstig waren. Ihr Betragen an „diesem Ort war sehr anständig gewesen, und ihre Bekehrung „freywillig und in bester Form geschehn. Man schrieb nun „auch nach Berlin, wo man aber von nichts wissen wolte. „Dieses schien jedoch nicht viel zu beweisen, da ein solcher Vorfall aus Staatsursachen vielleicht sehr geheim gehalten werden „konnte, und so mancherley Umstände die Bewahrung des „Geheimnisses nicht unmöglich machten. Man ließ das Portrait der Prinzessin Elisabeth aus Berlin kommen; allein siehe „da, die Aehnlichkeit war so groß, daß die Betrügerin zu diesem Gemählde gesessen zu haben schien. Wahrscheinlich gab „dieser Umstand der Aehnlichkeit zu der Rolle Anlaß. Nunmehr waren die Zweifel größtentheils verschwunden. Man „begegnete ihr durchaus mit Ehrfurcht, und ließ es ihr an nichts „fehlen. Sie mochte aber wohl einsehen, daß es für sie nicht

„rath-

„rathsam sey als Prinzessin die Gesellschaften öffentlich zu be„suchen, und mit der Welt zu leben, daher entzog sie sich „allen Umgang, und nahm mit den reichlichen Wohlthaten „in der Stille vorlieb. Ja um ihre Entsagung der Welt „und ihre andächtige Stimmung noch auffallender zu beweisen „gieng sie als Kostgängerin in das hiesige Frauenkloster zur „Congregation, wo sie sechs Monath lang mit ihrer Kammer„frau lebte. Ob ihr das Klosterleben nun nicht behagte, ob „sie Entdeckung witterte, oder ob sie andre Projecte ausfüh„ren wolte, genug sie verlies nach dieser Zeit Trier, ohne „daß man weiß wo sie hingekommen ist.“ — — —

X.

An die Leser dieses Journals.

Die hier eingerückten Briefe über die Lausitz und Dresden wurden mir im Mspte zugeschickt, mit Ersuchen, solche in mein Journal aufzunehmen. Ich that es wegen mancher nicht abgenutzter Bemerkung, und ohne sie zu corrigiren, weil ich glaube, daß der Herausgeber einer periodischen Schrift nicht die Pflichten eines Schullehrers auf sich hat, und daß er vorzüglich nur für das Interesse seiner Leser besorgt seyn muß. Ich strich bloß weg, was ich notorisch falsch wußte; z. B. der Briefsteller führt das grosse Konzert im Bassemannschen Hause als ein Hauptdivertissement der feinen Welt in Dresden an, und weiß nicht, daß es bereits seit 4 Jahren eingestellt worden ist.

ist. Es war wirklich fünf Jahre lang unter der Direction des verdienstvollen Kriegssecretair Neumann und seines Freundes des Kapellmeister Naumann eine Zierde dieser Residenz, ist aber gänzlich eingegangen; daher die Nachricht als von einer noch fortdaurenden Belustigung höchst nachläßig niedergeschrieben ist. Zu meiner grossen Befremdung finde ich nun, daß der Verfasser diese und mehrere Briefe hat zusammen drucken lassen, und daß sie jetzt öffentlich verkauft werden. Ich will dieses unartige Verfahren nicht nach Würden rügen, sondern erzähle hier bloß den Vorfall, um mich nicht dem Verdacht eines Plagiats, und zwar eines so übelgewählten, auszusetzen.

v. A.

XI.

An die Beförderer des Guten und Schönen.

Die Gesellschaft Patrioten und Verehrer grosser Männer, welche bereits laut der Ankündigung vom 1sten Jun. 1785 mit der Errichtung eines Monuments zum Andenken Leibnitzens, Lamberts und Sulzers sich beschäftigt, ist nunmehr entschlossen, die vierte Seite dieses öffentlichen Denkmals mit dem Brustbilde des verstorbenen Weltweisen Moses Mendelssohn auszufüllen. Aber die bisher eingelaufenen und subscribirten Beyträge sind noch bey weitem zur Ausführung dieses Werks nach dem ersten Plane nicht hinreichend, und um so weniger zu dessen Ausführung nach dem zweyten Plane.

Es werden daher die ächten Patrioten und Schätzer wahrer Verdienste, denen die aufmunternde Verewigung grosser

Männer, die Deutschland hervorgebracht und gebildet, keine gleichgültige Sache ist, nochmals zur Theilnehmung an diesem wichtigen Werke eingeladen und um ihre Unterstützung ersucht. Der künftigen Beschreibung und Abbildung des Denkmals wird die Liste derer, bey welchen ihr Gefühl für das Vaterland sich in Thätigkeit geäussert, vorgedruckt werden.

Man ist auch so frey, die unten bekannten Männer, als vorausgesetzte Freunde der erwähnten Weltweisen und Beförderer des Guten und Schönen, aufzufordern, daß sie die Mühe des Colligirens übernehmen und die gegen ihre Quittung eingehende Beyträge nebst genauer Benennung den Berliner Collecteurs zuschicken mögen.

Bey einer solchen Wahl deutscher Männer als die gegenwärtige ist, bedarf es wohl keiner Entschuldigung, daß man ihnen keine Anerbietung von merkantilischer Provision für ihre Mühe macht? —

Berlin, den 17ten Febr. 1786.

Engel. Nicolai. Biester.
M. Herz. D. Friedländer. J. D. Itzig.

Verzeichniß der Freunde, welche gebeten werden, die Mühe des Colligirens zu übernehmen.

Altona.
Der Hr. Etatsrath Hennigs.

Amsterdam.
Die Hrn. Banq. Cohen und Comp. Theodor Guilcher.

Anspach.
Hr. Assessor Uz.

Arolsen.
Hr. Banquier Marck.

Augsburg.
Hr. Banqu. Ludwig Brucker.

Basel.
Hr. Pfarrer Grynäus.

Bern.

Bern.
Hr. Bibliothekar Wagner.
Braunschweig.
Hr. Rath Campe.
— Hofrath Ebert.
— Professor Eschenburg.
Breßlau.
Hr. Professor Garve.
— Münzdirector Lessing.
— Banquier Symons.
Cassel.
Hr. Rath Casperson.
Coppenhagen.
Hr. Banquier J. Gugenheim
— Professor Tode.
Danzig
Hr. Archidiaconus Lengnich.
— Banquier Simpson.
Dessau.
Hr. Aug. Rode.
Dresden.
Hr. Bibliothekar Daßdorff.
Erfurt.
Hr. Professor Weissenborn.
Erlangen.
Hr. Hofrath Meusel,
Franecker.
Hr. Professor Camper.
Frankfurt am Mayn.
Hr. Banquier Willemer.
Frankfurt an der Oder.
Hr. Inspector Löffler.
Gotha.
Hr. Legationsrath Gotter.

Göttingen.
Hr. Hofrath Feder.
— Hofrath Kästner.
— Professor Meiners.
Halberstadt.
Hr. Canonicus Gleim.
Halle.
Hr. Professor Eberhard.
Hannover.
Hr. Hofr. u. Leibarzt Zimmermann.
Hr. Hofrath Marx.
— Secretair Rehberg.
Hamburg.
Hr. Doctor Reimarus.
— Banquier Wessely.
Helmstädt.
Hr. Professor Klügel.
Jena.
Hr. Professor Schütz.
Kiel.
Hr. Professor Heinze.
— Justizrath Hirschfeld.
Königsberg in Preussen.
Hrn. Banquiers J. M. Friedländer und Söhne.
— Professor Kant.
Leipzig.
Hr. Professor Plattner.
— Kreissteuereinnehm. Weiße.
Leiden.
Hr. Professor Hemsterhuis.
London.
Hr. Schönborn, Königl. Dänischer Charge d'Affaires.

Lübeck.
Hr. Diaconus Suhl.
Magdeburg.
Hr. Consistorialrath Funk.
— Assistenzrath Philippi.
Mannheim.
Hr. Hofcammerrath Schwan.
Mietau.
Hr. Professor Kütner.
Mölle bey Osnabrück.
Frau Räthin von Voigts, gebohrne Möser.
München.
Hr. Professor Westenrieder.
Münster.
Hr. Hofrath Sprickmann.
Nürnberg.
Hr. Rector Sattler.
Osnabrück.
Hr. Geheime Justizrath Möser.
Paris. Versailles.
Hr. Rosenstiel, Secretaire inerprete du Roi.
Petersburg.
Hr. Geheimer Cabinets-Secretair und Bibliothekar von Nicolai.
Potsdam.
Hr. Hauptmann von Stamford.
Prag.
Hr. Professor Meißner.
Hr. Probst von Schulstein.
Hr. Banq. Gabriel Fraenckel.
Regensburg.
Hr. Ganz, königl. preuß. Legationssecretaire.
Riga.
Hr. Buchhändler Hartknoch.
Insel Rügen.
Hr. Probst Pistorius.
Strasburg.
Hr. Professor Bleßig.
— Banquier Cerf Bär.
— Doctor Salzmann.
Triest.
Hr. H. J. Homberg, Lehrer bey der Normalschule.
Ulm.
Hr. Professor Kern.
— Professor Miller.
Weimar.
Hr. Generalsuperint. Herder.
— Hofrath Wieland.
Wien.
Hr. von Alxinger.
— Banquier Arnstein.
— Hofrath von Sonnenfels.
Wittenberg.
Hr. Professor Schröckh.
Zürich.
Hr. Professor Fueßli.
— Professor Meister.

Weißenfels gedruckt bey Friedrich Severin.

Nachricht an das Publicum.

Mit dem ans Licht getretenen zwölften Heft meiner erbländischen Staatsanzeigen ist der erste Band geschlossen. Für den folgenden Band liegen die Materialien bereit, noch aber bin ich unbestimmt, ob ich die Fortsetzung heftweise, oder in zwey Abtheilungen liefern werde. Die Einrichtung bleibt wie beym ersten Bande, mit dem einzigen Unterschiede, daß ich bloß Facta ohne alles Urtheil, so wie ichs größtentheils bisher gethan habe, aufstellen werde. Also bloß dürre Thatsachen, fruchtbar jedem, der sie wird benutzen können und wollen. So bald der Druck des zweyten Bandes anfängt, wird man durch die Zeitungen davon Nachricht geben.

Unter der Aufschrift: Oesterreichische Staatenkunde, werde ich eine statistische topographische Beschreibung der sämmtlichen k. k. Staaten in Druck geben. Die Länder werden in dieser Ordnung beschrieben. 1.) Oesterreichische Kreis, a.) das Land unter der Ens, b.) das Land ob der Ens, c.) Steyermark, d.) Kärnten, e.) Krain, f.) Görz und Gradiska, g.) das Histerreich, h.) Tyrol und i.) die Vorlande. 2.) Burgundische Kreis oder die Niederlande. 3.) Böhmen. 4.) Mähren. 5.) Schlesien. 6.) Hungarn im ausgedehntesten Verstande. 7.) Pohlen, und 8.) die Lombardey. Nach dem Grundrisse, den ich im zwölften Hefte meiner Staatsanzeigen von dem Lande unter der Ens mitgetheilet habe, werden alle erwähnte Staaten

beschrieben, und man kann daraus erkennen, was man zu erwarten hat. Dieses muß ich noch beyfügen, daß bey jedem Lande die Topographie seiner Städte, Märkte, Pfarren u. s. w. angehängt ist. Nach der statistischen Topographie der k. k. Staaten, folgt unter der Aufschrift: Oesterreichs Producte, ein alphabetisches Verzeichniß der Producte, die in den k. k. Landen aus allen drey Reichen der Natur zu finden sind. Wie ohngefähr dieses Verzeichniß aussehen mag, zeigt zur Genüge der in dem eben erwähnten Hefte meiner Staatsanzeigen mitgetheilte Versuch aus dem Mineralreich. An das Productenverzeichniß schließt sich an, eine alphabetische Anzeige der sämmtlichen in den k. k. Landen befindlichen Fabriken, z. B. unter dem Worte Tuch sind alle die Oerter zu lesen, in welchen in den Erblanden Tücher fabrizirt werden.

Den Beschluß des ganzen Werks macht ein sehr vollständiges Ortregister, welches allenfalls die Stelle eines erbländischen geographischen Lexicon vertreten könnte. Mein Hauptaugenmerk bey dieser Länderbeschreibung habe ich dahin gerichtet, jede politische Einrichtung, welche jedes der k. k. Landen, unter der sehr merkwürdigen Regierung Josephs des Großen bis jetzt erhalten hat, genau anzuzeigen; und auf solche Art hoffe ich, daß das Werk nicht nur nützlich, sondern auch interessant für jedermann werden dürfte. Aus wie viel Bänden das ganze Werk bestehen dürfte, kann ich bis jetzt nicht bestimmen; indessen wird in Wien in der Gräfferschen Buchhandlung im Schulhof No. 241 und bey van Ghelen in der Singerstraße, ein Gulden auf den ersten Band Pränumeration angenommen, und beym Empfang desselben auf den zweyten zugleich mit einem Gulden pränumerirt. In Prag nimmt darauf das dortige Wayseninstitut, und zu Insbruck Herr Rector

Magnificus und Professor Stadler, in Leipzig der Buchhändler Göschen, Pränumeration an.

Damit diejenigen, welche die Staatsanzeigen nicht besitzen, in etwas die Gegenstände vorher kennen lernen, nach welchen jedes k. k. Land beschrieben wird, so setze ich solche hieher, sie sind: Nahme des Landes, dessen Größe, Gränzen, Berge und Fläche, Flüsse, Clima, Wohnplätze, Eintheilung des Landes, Volksmenge, Temperament, Industrie, Landesproducte, Landesfabriken, Mangel, Ausfluß des Geldes, Landwirthschaft, Gesetze, Politische- und Justizdepartemente, Religion, Schulen und Ritteracademien, Armeninstitute, Armen- und Krankenhäuser, Militär, Cirkulation des Geldes, Einkünfte, u. s. w.

Und auch von dem Productenverzeichniß einige Begriffe zu bekommen, mag folgender Artikel zur Probe dienen:

Bley, Plumbum, Bleybergwerke im Lande unter der Ens zu Dürnitz und Droßendorf, in Steyermark 13, als zu Pichelhof Feistritz an der Mur Rabenstein, Waldstein, Stübming, Stubeck in der Lokautz, Thal, Taschen, Guneck Raßwor am Rechberg und Hoja, dann 7 Bleyanbrüche, als zu Gonowits in der Pack, Pretstein, Schwegthal, Stiboll, Leisberg und Oberzenyring. Bleybergwerke in Böhmen zu Bleystadt, Heinrichsgrün, Przibraum, Mils und Tätschen; in Mähren, zu Triesch, im Iglauer Kreis, in Vorderösterreich, bey Hofgrund, in Kärnthen, zu Bleyberg, Meiseldingen, Rabl in Tyrol bey Leermoß, Naßerreit, Laks, Schlanders bey Uemst, am Feigenstein, in den Niederlanden zu Namur und in Hennegau, in Hungern zu Dognaska, Gladna, Moldava, Kaska in Siebenbür-

gen, 1 bey dem Dorf Offenbanyna, Josephi, Emerici zu Kleinmutschel, zu Rodna 6, als Theresia, Altjohann, Johann Nepomuck, Anton, Peter, Barbara. Bleyerze, die man auf Silber benützt, wovon in Böhmen zu Joachimsthal, Jungwoschütz und Ratiboritz.

Da ich ein besonderes Verzeichniß von unsern Producten und Fabrikaten liefere, so fand ich überflüßig bey jeder Provinz insbesondere den Ort eines Products oder Fabrikats anzuzeigen; endlich gebe ich die Versicherung, daß ich im ganzen Werke nichts Unbestimmtes und Ungewisses ansetzen werde, und wo ich nichts Bestimmtes anzugeben weiß, werde ich ganz schweigen. Auf dem Papier sind Millionen —— bald geschrieben, untersucht man aber die Angabe genauer, so zeigt sichs anders. Ich werde auch mit aller Genauheit meine Schöpfungsquellen anzeigen, ob ich schon die Versicherung geben kann, daß nichts soll angezeigt werden, was ich nicht selbst untersucht und richtig gefunden habe.

Wien den 1. Febr. 1786.

Ignaß de Luca,
k. k. Rath und Professor.

Litteratur
und
Völkerkunde,

5ter Jahrgang 9ter Band.

No. VIII.

August 1786.

Dessau und Leipzig, bey G. J. Göschen.



So wahr es ist, daß die lateinische Sprache in unsern Tagen die glücklichsten Aufklärungen erhalten hat: so hat doch ihre Erlernung immer noch beträchtliche Schwierigkeiten. Es fehlt ein Buch, das einen angehenden Lateiner stufenweise durch die ganze Syntax hindurch führt, ihm alle, auch die schwersten Wortfügungen entwickelt, und zugleich zeigt, wie und wo sie nachzumachen sind. Es fehlt ein lateinisches Lesebuch, das zugleich vollständige Syntax ist, und überall Wort- und Sachkenntnisse verbindet. Ein solches Buch kündige ich hiemit dem Publikum an, nämlich:

Eine praktische Grammatik der lateinischen Sprache.

Ihre Einrichtung ist folgende: Voran stehet der etymologische Theil der Grammatik, der in gedrungener Kürze alle Vorerkenntnisse der Sprache zusammenfaßt. Declinationen und Conjugationen stehen neben einander, so daß sich ihre Uebereinstimmungen und Verschiedenheiten, die durch grössern Druck augenscheinlich gemacht werden, mit einem Blick übersehen lassen, und in wenig Wochen gefaßt werden können. Die Syntax ist überall mit der möglichsten Deutlichkeit abgefaßt, und hat folgende Vorzüge:

1.) Ist sie vollständig. Sie erklärt nicht nur die bekannten syntaktischen Regeln, sondern enthält auch sehr viele wichtige Observationen und Aufklärungen, die man in den gewöhnlichen Grammatiken vergeblich sucht;

2.) Gehet sie überall stufenweise vom Leichtern zum Schwerern. Hiemit ist dem Schüler überall der Weg gebahnt, und jeder Stein des Anstoßes weggeräumt. Aus dieser Ursache wird nicht leicht eine Construction vorkommen, die erst in einer folgenden Regel erklärt wird;

3.) Macht sie den angehenden Lateiner sogleich mit lauter guten, ächten Latein bekannt. Daher sind alle Beyspiele aus klassischen Autoren, vornehmlich dem Cicero, genommen. Zum Beweise dessen wird bey jedem Satze Autor, Buch, Kapitel oder Paragraph angezeigt. Denn blos das Buch eines Autors anführen, heißt gar nichts anführen. Wer wird da nachschlagen?

4.) Soll sie mit der Sprache auch zugleich andre nützliche Kenntnisse beybringen. Daher sind die Beyspiele nicht abgerißne Phrasen ohne Inhalt, sondern lauter vollständige Säze, deren Inhalt mannigfaltig und lehrreich ist. Ein grosser Theil bestehet aus den fürtreflichsten Sentenzen der Alten. Das übrige enthält Merkwürdigkeiten aus der Historie, Physik, Naturgeschichte, Geographie, Mythologie u. s. w. Oft wird es angenehm seyn, die weitere Ausführung eines schönen Gedanken nachschlagen zu können. Wie reich der Inhalt dieser Syntax sey, beweist auch dieses, daß eine jede Stelle nur ein einzigmal vorkommt;

5.) Erleichtert sie das Behalten der syntaktischen Regeln. Und solches dadurch, daß sie sich bey jeder Regel hin-

länglich verweilt, und dieselben durch lauter vollständige und zugleich interessante Säze erläutert. Ein solcher Satz wird leicht gemerkt, und mit ihm auch die Regel.

6.) Dienet sie auch beym Uebersezen ins Latein zum Leitfaden. Sie bemerkt es überall, wo die deutsche Wortfügung von der lateinischen abweicht, und zeigt, wie manche Construction auf verschiedne Art übersezt werden könne oder müsse, und wie der lateinische Ausdruck gefunden und nachgemacht werden könne. Sie ist ein Fingerzeig auf den Ausdruck der Alten, und lehrt, worauf man bey Lesung der Autoren zu merken habe, um ihre Schönheiten nicht zu übersehen.

Hierauf soll noch ein interessanter Anhang folgen. Dieser bestehet theils aus kurzen Anekdoten und Erzählungen, theils aus Fabeln, theils aus wizigen und scharfsinnigen, scherzhaften und satyrischen, erhabnen und schönen Gedanken und Einfällen. Sie sind alle mit dem größten Fleiß ausgesucht, und verschaffen die anmuthigste und lehrreichste Unterhaltung.

Diese Grammatik, die in sehr kurzer Zeit angehende Lateiner mit der ganzen Sprache der Römer bekannt macht, wird, ohne den Anhang, ein Alphabet und 2 bis 3 Bogen stark werden, und in groß Octav erscheinen. Der Buchhändler Crusius in Leipzig hat den Verlag derselben übernommen. Da sie nun allen, die Latein lernen wollen, mit so vielem Rechte anzurathen ist: so hat sich der Verleger entschlossen, sie so wohlfeil, als möglich, zu machen. Aber um dieses zu können, muß ihn der Ausspruch des geehrten Publikums im voraus zu einer starken Auflage berechtigen. Er glaubt denselben am sichersten durch den Weg der Pränumeration zu erfahren, bietet dahero denenjenigen, die von dato bis Johannis dieses jezt laufenden 1786. Jahres voraus zu bezahlen belieben wollen, das Exemplar ohne Anhang für 12 Groschen in Louisd'or à 5 Rthlr. oder Ducaten 2 Rthlr. 20 Gr. an. Wer Pränumeranten sammlet, erhält auf 6 Exemplare das 7te frey. Hiedurch wird nicht nur der Besitz dieses höchstnützlichen Buchs auch armen Schülern leicht gemacht, sondern zugleich den Räuberhänden der Nachdrucker einigermaßen ausgewichen. Es werden hiemit alle edelmüthige Beförderer guter Absichten ergebenst ersucht, diese Anzeige gefälligst bekannt zu machen, und die Anzahl der gesammleten Subscribenten zu rechter Zeit an den Herrn Verleger gelangen zu lassen. Das Buch erscheint in der Leipziger Michaelismesse dieses Jahres. Der Anhang aber, welcher 5 bis 6 Bogen betragen wird, und 4 Gr. kosten soll, wird abgesondert, und einem jeden überlassen, ob er die Grammatik mit oder ohne Anhang haben will. Der Verleger bittet, ihm dies bey Einsendung der Pränumerationslisten mit anzuzeigen. Ich versichere nur noch, daß ich die Erwartungen des Publikums keinesweges täuschen, sondern vielleicht noch übertreffen werde. Den 25. Februar 1786.

Der Verfasser.

Litteratur und Völkerkunde.

5. Jahrgang. 9. Band.

No. VIII. August. 1786.

Inhalt.

Litteratur und Völkerkunde.

VIII.

August. 1786.

I.

Von der Verarbeitung der menschlichen Haut.

Als ich vor einigen Augenblicken nackt die Stube auf- und niederlief und mich im Spiegel vom Kopf bis auf den Fuß besah, so war ich endlich in der That genöthigt, mich so anzureden: „Wahrhaftig! ich weiß ganz und gar nicht, „was ich bisher dachte, daß ich seit langer Zeit nicht „anders als völlig gekleidet herumgieng. Ist nicht diese „meine Haut eine vollständige wohlgemachte Kleidung, die „nett genug anliegt und die so wenig wie der Israeliten ihre „in der Wüsten, bis auf den Faden abgetragen werden „kann? Was kann ich an den Beinkleidern aussetzen, die „meine Beine anputzen, und die zugleich meine beständigen „Nachthosen zu seyn scheinen? Erweitern sie sich nicht sicht- „bar mit meinem Körper und meinen Kenntnissen? Daher „ist es ausserordentlich gut, daß sie mir so gut wie die Erb- „sünde angebohren worden, und daß ich zu ihnen sogar noch „früher als zu meinen wirklichen Sünden gekommen, gleich „dem

„dem Adam, der, wenn ich dem Pinsel alter Mahler glauben „darf, wirklich schon vor seinem Falle ein Feigenblatt trug. „Ich laufe seit meiner Geburt auf einem Paar Sohlen, die „ich bekanntlich noch nicht zum Altreis schicken müssen, und „sehe, die Wahrheit zu sagen, nicht, was meinen natürlichen „Strümpfen ausser dem Loche, das ein Schuß im vorigen „Feldzuge darein gemacht, mit Recht zur Last zu legen ist. „Sogar eine anständige Perücke hab' ich auf, die aus meinem „Kopfe von selbst hervorgewachsen, und deren Haare wohl kei„nem Diebe oder Leichname angehören, und die wahrhaftig so „lang ich sie tragen werde, es jedem vollkommen verhehlen „kann, daß ich ganz kahl bin. Dazu ist meine angebohrne „Menschenuniform völlig nach der Mode, und wird, wie ich „sehe, von jedem getragen; ja ich wollte daher wetten, wenn „wir Männer insgesamt uns in dieser Nationalkleidung der „Menschheit geschickt den Damen präsentirten, es gefiele ihnen „überaus. Lieber Himmel! warum gehen selbst manche Da„men selten in die Kirche und zur Beichte? Ich weiß wohl, „sie bilden sich wider meinen Willen ein, sie wären zu schlecht „dazu equipiret — wir bewürben, sagen sie, uns herzlich „gern an heiligen Orten um den Rock der Gerechtigkeit, „aber unser Kirchenanzug ist leider gar noch nicht fertig — „allein sie haben doch insgesamt eine schöne weisse Haut an, „sie solten, gleich der Wahrheit und den alten Magiern unt „den Adamiten in mittlern Zeiten, bloß in diesem äussersten „Negligé fröhlich die Kirche besuchen; höchstens dürften sie „noch den spartanischen Schleyer der allgemeinen Züchtigkeit „überwerfen. — Ueberhaupt nimmt mich, wie es scheint, „diese natürliche Drapperie, durch die ich mich so merklich

„vom

„vom armen Tode unterscheide, der vom Scheitel bis zur „Fußzehe völlig unbekleidet ist, äusserst ein, und ich will meinen Anzug, da ich ihn schon mit auf die Welt gebracht, wie „die Minerva ganz ausstaffiret aus ihrem Vater hüpfte, nun „auch vor meinem Tode gar nicht ausziehen, sondern meine „sogenannte Haut überall, im Bade und im Bette, ohne „Bedenken an mir lassen; so wie Hr. Dûvaudire dermaassen „an seinem Ordensbande hieng, daß er es — er fragte nach „allen Vorstellungen nichts — weder im Bette noch im Tode „vom Leibe brachte, und sich sogar ein blechernes bestellte, um „auch im Bade eines anzuhaben.“

Leider horcht, wie ich jetzt merke, der Herr im Seitenzimmer sehr aufmerksam auf mein Selbstgespräch, und ich fahre besser, wenn ich das Uebrige über eine so wichtige Sache schriftlich abfasse.

Allein die Haut des Menschen solte gleich den Thierfellen nicht nur ihn allein erwärmen, sondern auch andere Menschen bekleiden. Ich bleibe dabey, England, Frankreich und Holland bringen uns mit ihren Tüchern in Kurzem an den schweren Bettelstab, wenn wir nicht sehr bald anfangen, einander in der That zu schinden; und jene drey Länder — sie haben dabey ein langes Scalpirinstrument in der Hand — ziehen uns zuverlässig die Haut endlich ab, wenn wir es nicht selber thun, um uns darein zu kleiden. Ueberhaupt ist es ein überaus schlechter Ruhm, daß wir nicht einmal die Haut des Menschen gnugsam benutzen, da die Wilden den ganzen Körper desselben zum Besten des allgemeinen Wesens zu verwenden eilen, indem sie ihn, wie bekannt, aufessen. Ich will

aber hoffen, daß die Zeit dieser Nachläßigkeit meistens vorüber ist, und daß man mit stärkern Schritten als bisher, die alten Alanen zu überholen trachte, welche die menschliche Haut zu nichts zu verbrauchen wußten als zu Schabaraken. Wahrhaftig es wäre zu wünschen, ich wäre ein Staar, der reden gelernet, ich könnte dann — das Schimpfen und das Absingen verschiedener geistlicher Lieder wäre davon immer noch der geringste Nutzen — den Lesern die Aufmunterung zu einem bessern Gebrauche ihrer Haut in jedem Augenblicke wiederholen, wie sonst Könige sich von gewissen Knaben an dieß und jenes erinnern liessen; und es ist nicht gut, daß ich den Leser mit folgendem Wenigen entlassen muß:

Erstlich schiesse doch der Fürst auf der Parforcejagd statt des unbrauchbaren Wildes mit unter einige oder mehrere Bauern, denen es wohl nicht mißfallen kann, daß sie aus den vergangenen, gegenwärtigen und nachfolgenden Mühseligkeiten der Parforcejagd durch einen schnellen Tod gerissen werden. Der Hauptvortheil aber wäre, daß ihre Häute, wenn sie geschickt gegerbet würden, einen ganzen Hof mit Tanzschuhen versorgen könnten. Ich will nicht glauben, daß es in unsern Tagen noch Moralisten gebe, die diese Benutzung der Bauern nicht gelinde genug finden; sie werden vermuthlich insgesamt ganz wohl einsehen, daß wenn erst neuerlich in einem gewissen Ländchen jeder Jägerpursche die wohlthätige Erlaubniß bekam, die Gerichtsbarkeit über Hals und Hand eines jeden, den er im Walde für einen Wilddieb ansieht, so fort ihn ohne vorher anzurufen, das heißt, ohne die Formalitäten des peinlichen Prozesses, mit der Flinte auszuüben, daß, sag' ich, ein

Fürst

Fürst oder ein Repräsentant von seiner Seele, wohl nicht gegen die Billigkeit anlaufen könne, wenn er an geringen Bauern in der That die blosse Gerichtsbarkeit über Haut und Haar geltend macht, indem er sie jedoch, um sie für die Schmerzen der Enthäutung einzuschläfern, vorher todt zu schiessen sucht. — Und da ich gerade bey den Schuhen bin, so solte ich meinen, daß man die Absätze der Damenschuhe dem Anschein nach wohl mit keinem feinern und wohlfeilern Leder bekleiden könnte, als mit der Haut eben der Arbeiter, die an dem Bleyweiß umkamen, womit sie die besagten Absätze überstreichen mußten; und wenn man zumal gar hoffen dürfte, daß an dem Bestreichen immer so viele sterben würden, als zum Bekleiden etwan nöthig sind, so verdiente dieser Gedanke noch mehr Empfehlung.

Wenn irgend ein Mensch jetzt dem Pabst den Pantoffel mit wahrem Vergnügen küssen soll, so blättert er in Gedanken so lange in der Universalhistorie herum, bis er da findet, daß man dem heiligen Vater sonst nur die Hand geküsset, und deswegen küsset er ihm darauf den Pantoffel mit so wenigem Vergnügen! Säß' ich inzwischen auf dem apostolischen Stuhl — man drehet ihm beyläufig jetzt ein modisch krummes Bein nach dem andern aus, ohne nur daran zu denken, daß er am Ende darüber wahrhaftig umfallen muß, und daß er überhaupt doch auch stets der Melkstuhl Europens gewesen — so dürft' ich mich wohl geschickt genug betragen; ich würde mich nach einer forceps deceptoria umsehen, und damit meiner linken Hand die Haut abziehen; diese Haut würde auf alle Fälle zu einem Pantoffel zulangen; ich würde ihn am Ende an tragen,

und darin erwarten, ob ich dem Vortheil des päbstlichen Pantoffelkusses nicht sichtbar dadurch die Hand geboten. Wie gesagt, das thät' ich, wenn ich drey Mützen auf hätte; aber da ich leider nur Eine mit Schellen trage (vergeblich streb' ich nach dem Liripipium) so kann ich nichts thun, als — nicht mehr ausschweifen, sondern fortfahren.

Die Montirung der Armeen erschöpfet die Kriegscassen zu sehr. Ich bin zwar weit entfernt, damit die Sparsamkeit der Regenten in den geringsten Zweifel zu ziehen; viele verdienen vielmehr wahrhaftig das Lob, daß sie ihren Heeren die schlechteste Montur anziehen, (wie einige Ordensstifter, z. B. der heilige Franciscus, den ihrigen,) in der sie weit weniger vor irgend einem Feuer als vor Kälte zittern — indessen hat das dennoch den fatalen Nachtheil, daß der Kriegscommissar wirklich eine so schlechte Kleidung kaum noch schlechter zu liefern vermag, und daher nur auf sehr unerhebliche Bestechungen zählen kann, womit ihm die Tuchhändler die Erlaubniß, noch schlechtere Waare als begehret worden, zu liefern, abkaufen — Allein der Fehler ist der: Die gedachten Regenten überlegen es viel zu wenig, daß sie ihre Völker wohl am besten in menschliches Leder kleiden, das ihren Feinden abgezogen worden; denn dieses Leder ist eine Art von Panzerrock und eine dauerhafte Montur, und kann dabey sowohl im Winter als im Sommer mit augenscheinlichem Nutzen getragen werden. Ich fragte einmal den verstorbenen Bielefeld: „Warum nicht die „Engländer sehr wohl thäten, wenn sie den Russen die im „Handlungsvertrage von 1741 erneuerte Verbindlichkeit, die „Armee in englische Wolle zu kleiden, völlig erliessen, und

„ihnen

„ihnen dafür die neue auflegten, solche lieber in englische „Häute zu montiren.“ Allein ich glaube nicht, daß er mir darauf hätte antworten können, wenn ich auch nicht plötzlich fortgegangen wäre. Dazu würden alsdann die Russen, gleich den römischen Fahnenjunkern, in Löwenhäuten gehen, weil der Löwe das englische Wappenthier ist. Was würde — ich setze nämlich, daß man in meinen Vorschlag einwilligte — hernach ein Potentat für einen noch gerechtern Vorwand, den Nachbarn mit Krieg zu überraschen, in seinem Manifeste anzuführen brauchen, als der seyn würde: „Die menschenlederne Mon„tur seiner besten Regimenter sey offenbar völlig abgenützt und „voll Löcher; er könne daher wohl nicht anders als ihnen „ernstlich befehlen, daß sie die Regimenter seiner .... Ma„jestät oder Durchlaucht mit Vortheil zu schinden suchen möch„ten.“ Vielleicht würde dadurch die Miene des Kriegs überhaupt ein wenig menschenfreundlicher und lieblicher, und den Plünderungen, Ermordungen und Nothzüchtigungen desselben möchte in etwas vorgebogen seyn, wenn beyde Heere in einer Art von Wetteifer lediglich darauf sännen und arbeiteten, einander ohne Zeitverlust die Haut abzustreifen und einander vom Kopf bis auf den Stiefel zu scalpiren ....: Du abscheuliches Ungeheuer, reissender Krieg! du totale Sonnenfinsterniß der Menschheit, der du die Menschen mit Haut und Haar verschluckst; vielleicht ist ein schwacher armseliger Autor wirklich vermögend, dir einen Theil deines Frasses abzujagen, und dich zu nöthigen, daß du wenigstens die Häute der verschlungenen Menschen zum allgemeinen Besten wieder fahren lässest, wie etwan nach guten Naturforschern der sogenannte Kirchenfalk von den Mäusen, die er aufgefressen, nach einigen Stunden

die Felle wieder von sich giebt! . . . . Wolte freylich der Feind seine Haut durchaus nicht hergeben, so würde ein guter Fürst wohl wissen, daß es nun Zeit und Pflicht sey, die Unterthanen selber anzutasten und abzuschälen; dazumal jeder rechtschaffene Bürger mit Vergnügen daran gehen wird, dem Soldaten, der für ihn ficht und exercirt, seine ganze Haut nunmehr abzutreten, und sich für den Krieger, der nicht nur ihn sowohl beschränkt — Soldatenröcke sind die buntfarbichten Tuchstückchen, womit die Claviersaiten durchflochten werden, und die dem Pöbel das unzeitige Tönen verbieten — sondern auch dem Fürsten wahre republicanische Freyheit zusichert, etwan ein einzigesmal in seinem ganzen langen Leben unmetaphorisch schinden zu lassen.

Ein Universalerbe eines überaus reichen Onkels solte mir zu Gefallen beständig sagen: „die Reliquien meines Onkels „sind in aller Rücksicht schätzbarer und wirksamer als er, den „ich der Allegorie wegen einen Heiligen nennen will.“ Und so ists wahrhaftig mit allen Heiligen; ihre Reliquien, ihre Knochen, ihre Kleider thun weit mehrere Wunder als sie selbst, und Paris war nicht eher im Stande, andere von Krankheiten zu befreyen, als bis er selbst an einer umgekommen war. Inzwischen wird dieses alles nicht eher zum unsäglichen Nutzen der medicinischen Facultät gereichen, als bis der Marquis von Puysegur an die ganze Sache denkt. Dieser grosse Mann sticht durch wunderbare Curen vor vielen hervor, und strenget dabey gar nichts an als seine fünf Finger, mit denen er den Patienten streicht. Wir alle haben an unserer Hand nicht mehr als Einen sogenannten Arzneyfinger; aber der Marquis

hat

hat in Wahrheit fünf Arzneyfinger an jeder Hand sitzen, in denen die ganze Fülle der gesamten materia medica leibhaftig wohnet, und die alle mit Doctorringen gezieret seyn solten. Daher kann dieser herrliche Mann nicht bald genug zum Krüppel gemacht werden; wiewohl es einige Scribenten giebt, die sich darüber so auslassen, daß es für ihn, es sey nun, daß er Wunder verrichte, oder daß er keine thue, auf alle Fälle viel rathsamer sey, mit seiner Seele aus der Welt davon zu gehen, weil alsdann sein Körper offenbar eine wohlgerathene Reliquie seyn würde, die viel wirkte, und die Heilkräfte besässe und äusserte, welche seinem Verstande jetzt fehlen. Diese Scribenten scheinen durch ihren Rath sowohl dem Marquis als mir selber einen heimlichen Stoß versetzen zu wollen, denn sie haben mich sicher allein zum vorigen langen Perioden veranlasset. Aber ich bin wie gesagt völlig für seine Verstümmelung, es sey nun, daß man seinem Arme die Hand, oder dieser doch die Haut ablösete. Aus dieser letztern würde zum wahren Vortheil unzähliger Wesen jener universalmediciniſche Handschuh glücklich gebeizt und zugeschnitten werden, den alle Aerzte so lange erwartet, und ohne den sie nicht absehen, wie sie mit ihrer blossen unbewafneten Haud die größten Krankheiten vortheilhaft bekriegen sollen. Lieber Himmel! der Marquis von Puysegur ist da; seine Hand ist auch da; die Haut daran ist gleichfalls da; sogar Incisionsmesser sind endlich da; und doch mag niemand in der ganzen Welt diese kostbare Haut uns liefern, die, so lange sie belebet bleibt, unmöglich die geringste Wundercur zu thun vermag, und erst als todte Reliquie die größten verheisset, wie die Haut des Marsyas, der selbst gar kein musicalisches Gehör besaß, von ihm abgetrennt, tactmässig bey phrygischer Music zu

tanzen anfieng? Wahrhaftig ich begreife das nicht und sinne vergeblich darüber nach.

Es ist mir nicht zu verdenken, daß ich dem Hofmann F—ve hier einen wahren Dienst erweise; denn er ist zu schlimm daran. Muthet man ihm nicht von allen Seiten zu, wie ein rechtschaffener Mann auszusehen? Und giebt man ihm nicht dadurch versteckt zu verstehen, daß man es gern sähe, wenn er die Muskeln seines Gesichts statt eines Zaums stets so hielte und anzöge, daß es sich in eine tugendhafte Maske verwandelte? Dabey kann er den Spiegel fast niemals entrathen. Ich glaube aber, wenn ich hier sichtbares Mitleid mit ihm habe und die ganze Welt dahinbringe, daß sie auf Mittel denkt, rechtschaffenen Männern die Haut — nicht des ganzen Körpers wie man doch sonst den Heiligen that, sondern höchstens — des Gesichts ohne die größten Schmerzen abzunehmen, so könnte der Hofmann F—ve sie als eine wahre noble masque auf seinem Gesichte tragen, und käme darunter verschiedenen Personen als ein ehrlicher Mann vor, ohne daß er doch sein Gesicht durch eine gewaltsame Verstellung, die allezeit unerlaubt ist, zu beschimpfen brauchte. „Wenigstens sitzt dann „auf seinem Gesichte die *copia vidimata* eines Tugendhaften, „und jenes ist das Silhouettenbret von diesem, so wie dieses der geistliche Ornat von jenem wäre, oder auch irgend „etwas anders in der Welt;“ in der That ist es fast so, wie es die Leser hier sagen. Solten sie selbst noch einen und den andern Hofmann kennen, der sich längst bey ihnen über sein nacktes Gesicht beschweret und nach einer Kapsel für dasselbe mit sichtlichern Ernste nachgefraget hätte, so weisen sie mir ihn

ohne

ohne Bedenken auch zu; denn mein Hauptaugenmerk auf dieser bunten Wasserblase im Meer des Äthers ist es ja sicher, nicht Einem, sondern unzähligen Hofleuten unsäglich nützlich zu seyn.

Karl XII. hielt seinen Stiefel nicht ganz für ungeschickt, seinen Repräsentanten und Reichsvicarius sehr wohl abzugeben. Inzwischen ist ein vollständiges Kleid weit mehr als ein Stiefel, und ein Mensch viel weniger als ein Reichsvicarius; daher ist es auf mein Wort nicht zu läugnen, daß die Kleider mit wenig Mühe Leute zu machen vermögen; und die Sache sogar a priori angesehen, was können auch die Kleider wohl anders seyn als die wahren bildenden Künstler belebter Statuen und die wärmsten Treibhäuser vieler Verdienste und Reize, und die präexistirenden Keime der besten Bonsmots und Anmerkungen? Zum Glück bin ich im Stande, mich über die Wahrheit dieses Satzes, der doch noch seine Läugner findet, ganz auf das Urtheil der Hunde zu beziehen; diese sollen uns wie den Blinden in England richtig leiten. Ein Hund, der sehen kann, sucht die Menschen, die Einlaß begehren, nicht nach trügenden Merkmahlen zu beurtheilen, sondern er richtet seine Augen auf ihren Anzug; an den hält er sich ganz. Von Personen, welche erbärmlich gekleidet ankommen, weiß er sehr gut was er denken soll, und setzet sich ihrem Eintritte ernsthaft entgegen, anstatt daß er Leuten, die sich durch keine Bettlerskleidung verdächtig machen, mit Vergnügen und ohne Murren den Zugang bewilligt. Wie wenig ähnlich den Hunden betragen sich hierin die Menschen, die so selten oder niemals den Mann nach dem Kleide, sondern immer dieses nach jenem

schätzen

schäzen wollen und allemal zu spät daran denken, daß der wahrhaftig nur wenig Reichthum des Verstandes und Herzens besitzen könne, der äusserst schlecht angezogen ist und an den Werkeltagen im Sonntagsrock erscheint. Inzwischen käme es doch, wie es scheint, dem Menschen sehr zu in die Fußtapfen des Hundes, der ein so kluges Thier ist, glücklich zu treten, und von ihm den Maaßstab zur Menschenschätzung etwan zu entlehnen. Freylich wenn man meinen Rath anhörte und die menschliche Haut zur Kleidung gebrauchte, so würde es jeder noch besser einsehen, daß die Kleidung oder die menschliche Haut Leute oder Menschen machen könne; denn ein Mensch ist in der That bloß eine mit einer Menschenhaut überzogene Osteologie, die aber lachen kann — und das ists', was ich durch meinen Vorschlag zu bewirken dachte.

Ich wünschte manchen Damen eine viel schönere Haut der Hände: denn ich leide am meisten darunter, weil ich diese stündlich küssen muß. Man solte aber nicht eher rasten, bis man sie dahin gebracht hätte, daß sie die Haut von ihren Händen sich abziehen liessen. Ich meyne gar nicht, daß sie darauf diese Haut verkaufen solten, sondern sie müssen sie vielmehr wieder anlegen und wirklich statt der Handschuhe tragen, um die neue Haut zu beschirmen, zu verhehlen und zu putzen. Inzwischen ist diese Ablösung der Haut nicht einmal durchaus nöthig, und die Dame braucht nur, wenn ich ihr die Hand mit Anstand küsse, mich zu erinnern: „das, was Sie „jetzt zu küssen suchen und anfassen, müssen Sie in der That „für weiter nichts als den ledernen Handschuh der verborgenen „Haut ansehen, die Sie nicht küssen und nicht anfassen; ich

„trage

„trage diese Handschuhe — es sind keine Blech- und keine Finger-„handschuhe — schon von meiner Geburt an, und auch im „Bette.“ Ich würde mich dann bemühen, aus dem Stegreife auf folgende Replic zu fallen: „Beynahe hätte ich doch jetzt „gleich den Indianern, als sie die ersten Europäer sahen, die „Kleidung wenig von dem Körper unterschieden und leider fast „beyde für eins genommen.“

Warum werden doch den Negersclaven nicht die schwarzen Felle über die Ohren gezogen und nach Europa verschicket? Wir können sie zur Land- und zur Privattrauer unmöglich entrathen, und wir wollen mit Vergnügen, falls diese Abhäutung etwan mehrere Neger als der Zucker ermorden solte, den Tod derselben in ihrer eignen Haut betrauern; ja wir weigern uns nicht, so bald wir werden gestorben seyn, ihnen unsere weissen Häute zu überlassen, damit sie darein den Teufel, den sie für ein weisses Wesen halten, oder auch seine Priester kleiden. Aber bey den Sinesern, die weiß trauern, können wir unsere Häute vielleicht mit mehr Vortheil absetzen.

Ein geiziger Wucherer und Rentirer hat keinen andern Weg, die Kanzel, ohne einen Heller Unkosten, ganz neu kleiden zu lassen, als den, daß sie mit seiner Haut ausgeschlagen wird. Seine Leichenpredigt würde ihr zur Schande, allein seine Haut nur allzusehr zur Zierde gereichen; versichert uns denn nicht R. Elieser, daß eben so die Haut der nämlichen Schlange, die den ersten Eltern den Ruhm der Tugend geraubet hatte, einen hübschen Anzug für beyde hergab?

Die wenigen Hofleute, die bisher wegen ihres Verstandes und Körpers blosse Wandtapeten der Vorzimmer gewesen,

dürften wohl zum Füsse lecken und küssen auf einmal gelangen, wenn sie aus ihrer Haut nicht so sehr viel machten, sondern sie freywillig als ein Regale dem Fürsten anböten, damit er sie etwan als Fußtapeten hinbreiten liesse. Sie würden alsdann, gleich gewissen Thieren, den Ruhm hinter sich lassen, daß sie nach ihrem Tode sogleich von einigem Nutzen waren; aber ich glaube, es bliebe kaum bey diesem unerheblichen Lobe.

Es ist freylich etwas sehr Schlimmes und daher Ungewöhnliches, daß auf der Insel Tarento (im adriatischen Meerbusen) die Flöhe dermaassen über Hand genommen, daß die Leute sich im Sommer wirklich mit ledernen Strümpfen gegen ihre Stiche verpanzern müssen. Allein die dasigen Autoren haben diese lächerliche Beindecke vielleicht kaum vonnöthen. Denn wenn die Autoren — so wie die Minerva sich mit dem Kopfe der Medusa beschützete — die Haut der tarentinischen Rezensenten, welche dabey ihr Leben verlöhren, unversehends anzögen, was könnte dann jene mehr stechen? Ja sie brauchten die Haut nicht einmal anzuziehen.

In Leyden werden aus Habgier nach Milch die Kühe, und in Persien aus Thierfreundlichkeit die Hunde gekleidet. Allein ich habe immer geglaubt, das Vieh sey in der That nicht ehrgeizig und frage nach einer unehrlichen Kleidung so viel wie nichts; man dürfte daher wohl ohne Bedenken den erstern die Häute der Seelenverkäufer umthun; für die Hunde aber erwart' ich, daß die Damen nächstens etwas Ausnehmendes thun werden.

Die Alten — hat man angemerket — trugen überaus gern die Häute der Thiere, mit denen schon ihr Character in

einiger Verwandschaft stand, und zu deren Nachahmern sie sich aufwarfen; daher gieng Agamemnon nach dem Virgil in einer Löwen- und Acestes in einer Bärenhaut. Wenn ich einen Räuber gegen einen Helden, oder einen Dieb gegen einen grossen Finanzminister halte, so kann ich nicht anders als finden, daß der Räuber und Dieb ein wahres Thier, hingegen der Held und Finanzminister erst ein Mensch ist, wenigstens vergleichungsweise. Das soll eben so wenig Schmeicheley seyn als der Vorschlag, (wiewohl man auch diesen dafür ausschreyen wird) den ich hinzufüge, daß es die beste Nachahmung der obigen Alten seyn würde, wenn der Held die Haut des Räubers und der Finanzbediente die des Diebes geflissentlich anlegte und seine Tracht von diesen Thieren borgte.

Bey den Thieren wird das Fell durch den Hunger, allein bey den Menschen durch die Ueberladung ausnehmend verbessert; daher die siberischen Tatarn den Füchsen die Speise früher als die Haut entziehen; daher Personen von Stande und aus Wien gar nicht zu essen aufhören und selten eine zwey und dreyßig Theil Pause darin machen. Auf meiner letzten Reise durch das südliche Europa, die vieles, vielleicht das Meiste zu meiner nicht ganz gewöhnlichen Kenntniß von der menschlichen Haut beytrug, fand ich es fast immer, daß die Menschen die feinsten und weissesten Felle hatten — ich weiß nicht, ob Sommer und Winter auf diese so grossen Einfluß haben wie auf Hasenbälge — welche die beste Nahrung, die wenigste Arbeit und das meiste alte Geblüt hatten; ich glaube aber, in F— sind sie vielleicht besser als irgendwo und versprechen F— mehr als zu wohl für den Pelzhandel zu entschädigen;

digen; warum sie daher Herr Crome auf seiner so vollständigen Productenkarte mit anzuführen völlig vergessen, das ist wohl nicht begreiflich. Uebrigens lockte mich dieses, ich kann es bekennen, weit mehr als einige Reiseschulden an, in F— ein gedrucktes politisches Project zu hinterlassen, worin ich leidlich gut darthue, daß man, um dieses ganze Land wieder auf einen schuldenfreyen Fuß zu setzen und seine Provinzen zu bereichern und zu bevölkern, weiter gar nichts nöthig habe, als nur hinzugehen oder auch hinzufahren und das goldene Vlies (die feine Haut) von den reichen und vornehmen Personen, woran es hängt, und die es zu ängstlich bewachen — diese stürben hernach wohl zuverlässig an diesem Verluste — mit geübten Händen herabzunehmen. Auf der Haut des Hamsters, mit der man die Kleider doch nur füttern kann, steht im Gothaischen ein Preis; allein ich habe noch nirgends gehöret oder gelesen, daß man auch auf die viel weissern und feinern Felle gewisser Personen einen gesetzet, damit man sie fleissiger einlieferte, und selbst wenn man auf anatomischen Theatern einige antrift, so weiß man sie doch so wenig zu gebrauchen, daß man in ihnen wahrhaftig Heu aufbewahret wie etwan in Futtersäcken. Ich tadle es nicht, daß man den Alfred lobet, der sich von den Wallisern den Tribut in Wolfsköpfen entrichten ließ; allein kann ich es billigen, daß man ihm nicht auch ahmet und daß noch kein Regent — so viel ich wenigstens weiß, der ich nicht gerade jede politische Zeitschrift in die Hände bekomme — seinen ärmern Unterthanen die Steuern in feinen Amtmanns- Zolleinnehmers- Justitz- und Hofbeamtenfellen abzuführen anbefohlen? Man fehlet hier sichtbar.

Schließ-

Schließlich: ich sehe nicht ab, warum man nicht behaupten solte, da es wirklich kein besseres Unterhemd giebt, als eines jeden eigne Haut, daß die Damen es dem Wohlstande schuldig sind, ihren Busen wenigstens mit dieser angebohrnen Decke zu belasten und durch diese Bekleidung uns seine Reize zu verhüllen — ich sehe ferner nicht ab, warum nicht der ganze leichte Körper eines zurückreisenden Grafen einen anständig gemachten Skaphander (Schwimmkleid) solte abzugeben vermögen, falls er nur erst anzuziehen wäre, welches aber wahrhaftig unmöglich ist — ich sehe auch nicht ab, warum man nicht der Häute der Kaufleute, der Renommisten, der Stutzer, vieler Aerzte und unzähliger Rezensenten sich auf einmal bemächtigen solte, da die erstern mit so vielem wahren Vergnügen die ihrigen zu Rechenhäuten, die zweiten ihre zu guten Degenscheiden, die dritten zu Nähküssen, die vierten zum Leder für grosse Heftpflaster und die letztern zum konservirenden und gegen Motten, Schmutz und Zerstörung sichernden Einbande classischer Autoren herschössen — ich sehe noch weniger ab, warum nicht aus den Nonnen gute Nachthosen für die Mönche in allen Ständen sehr bald solten gearbeitet werden, da doch Prokulus, Landpfleger des Königs Genserich, sogar kein oder wenig Bedenken trug, aus den Altartüchern der Kirchen in der zeugitanischen Provinz in Africa sich verschiedene Beinkleider zuschneiden zu lassen, die er hernach oft anzog — ich sehe endlich in der That nicht ab, warum ich nicht so gleich aufhören solte.

J. P. F. Hasus.

II.

Apologie des Grafen v. Zinzendorf.

Dies sind eigentlich Bemerkungen über einen Artikel der neuen Ausgabe des Werks: Cérémonies & Coutumes religieuses de tous les Peuples du monde. (Gottesdienstliche Gebräuche und Feyerlichkeiten aller Völker des Erdbodens.) Der Verfasser derselben ist Herr von Schachmann auf Königsbrück in der Lausitz, ein Cavalier von großer Gelehrsamkeit und seltenen Verdiensten, der in mancherley Verbindung mit der gräflichen Familie von Zinzendorf steht, und daher durch mehr als eine Pflicht sich verbunden hielt, die Ehre des berühmten und höchstmerkwürdigen Mannes zu retten. Er machte dieserhalb außer dem deutschen auch einen ähnlichen französischen Aufsatz, und ließ ihn in das Journal de Bouillon T. VI. einrücken. Der Herausgeber dieses französischen Journals glaubte es durch eine Rodomontade zu zieren, und gab vor, daß der Verfasser der Apologie ein deutscher Fürst sey. Die Berichtigung dieses falschen Vorgebens ist daher nöthig, um den lieben Landfrieden in Deutschland zu erhalten.

v. H.

Im Jahr 1765 kam ein Buch heraus, unter dem Titel: Essai sur les erreurs & les superstitions, par M. L. C.*** (Versuch über Irrthum und Aberglauben, von M. L. C.)

Die zwey letzten Capitel dieses Werks sind bestimmt, „die „Ausschweifungen, Irrthümer, falschen Grundsätze „und

„und schwärmerischen Lehren des Grafen von Zinzen-„dorf als des Hauptes der herrnhutschen Secte,“ dar-zustellen.

Kaum ist es möglich auf weniger Seiten mehr Unwahrheiten, schwarze Verläumdungen und offenbare Widersprüche zu häufen, als hier der ungenannte Verfasser zusammen zu drängen gewußt hat. Eben dieses Gewebe von Ungereimtheiten schien es aufs sicherste zu verbürgen, daß eine solche Schrift einige Aufmerksamkeit nicht erregen, vielmehr bald in die Dunkelheit zurückfallen würde, aus welcher sie gekommen. Noch waren der Personen zu viele am Leben, die den verstorbenen Grafen von Zinzendorf persönlich gekannt hatten, welche Augenzeugen seines Lebens waren, als daß man hätte befürchten dürfen, daß dergleichen Erdichtungen einigen Eindruck auf Leser machen würden, welche Unterricht und Wahrheit suchten. Es würde auch jetzt nicht dieser Schrift erst Erwähnung geschehen, wenn nicht die Herausgeber der neuen Ausgabe der Cérémonies & Coutumes religieuses de tous les peuples du Monde, publiée à Amsterdam. 1783 beliebt hätten, sie der Vergessenheit zu entreißen und sich derselben zu Verfertigung des 16ten Artickels im 3ten Theile zu bedienen.

Diejenige Hochachtung, welche man dem Publico sowohl als dem Andenken eines berühmten Mannes schuldig ist, erlaubt nicht zu Verläumdungen stille zu seyn, welche einem Werke eingerückt sind, das für die Nachkommenschaft bestimmt ist. Man schmeichelt sich, daß die Herausgeber uns einigermaßen verbunden seyn werden, wenn wir uns bemühen, die Fehler dieses Artickels und zugleich die Quellen anzuzeigen, aus

welchen sie die Wahrheit hätten schöpfen können: und daß sie keine Schwierigkeit machen werden, zu widerrufen, und diejenigen, die sie in Irrthum geführt, wieder zurecht zu weisen.

Auf keinen Fall ist es unsre Absicht, uns auf alle Ungereimtheiten einzulassen, mit welchen die zwey letzten Capitel vorgedachter Schrift angefüllt sind. Man würde sie sonst ganz abschreiben müssen. Ja es würde sogar lächerlich seyn, einen ärgerlichen Roman ernsthaft zu widerlegen, der lediglich zur Belustigung einiger müssigen Köpfe entworfen worden ist.

Weit entfernt seine Behauptungen mit Beweisen zu unterstützen, hat sich unser ungenannte Verfasser sogar nicht einmal um die Wahrscheinlichkeit der von ihm erzählten Thatsachen bekümmert. Ein handgreiflicher Widerspruch dränget den andern.

Wenn er z. B. von des jungen Grafen von Zinzendorf Aufenthalt auf der Universität zu Wittenberg, die er aber immer Würtemberg nennt, spricht, behauptet er: das Spiel sey ein ganz Jahr hindurch seine herrschende Leidenschaft, sein ganzes Studium und alleinige akademische Beschäftigung gewesen. „Seine Zeit, seine Einkünfte, seine Meublen, seine „Gesundheit, alles sey ein Opfer der Wuth dieser neuen Lei„denschaft geworden.“ Nur wenige Zeilen drauf macht er aber von dem jungen Grafen folgende Schilderung: „Mit „einem bescheidenen und einfachen Aeussern; Sitten, dem An„scheine nach streng und andächtig; öftern tiefen Betrachtun„gen; reinem und uneigennützigen Diensteifer; langen Unter„redungen über Tugend; in diesem angenommenen Gewand „glaubte er die Professoren zu Würtemberg hintergehen zu „können.“

An

An einem Orte sagt der Verfasser: die öffentlichen Reden des Grafen hätten niemand verführt; und an einer andern Stelle, seine Secte wäre sehr blühend, und die Zahl seiner Anhänger nähme täglich zu.

Von der Gemahlin des Grafen von Zinzendorf, einer gebohrnen Gräfin Reuß, sagt er, sie sey liebenswürdig und bezaubernd, ganz gemacht um zu gefallen, und ihre Schönheit habe ihm viele Proselyten zugeführt. Alle aber, die das Glück gehabt haben, diese verehrungswürdige Dame voll Geist und Verdienst zu kennen, wissen, wie sehr das, was er von ihrer Schönheit sagt, sich von der Wahrheit entfernt.

Von den geographischen Kenntnissen des Verfassers kann zum Beyspiel dienen, daß er Georgien in America mit der Provinz gleiches Namens in Asien verwechselt und erzählt, daß der Graf mit einem günstigen Winde von America nach Tübingen gekommen sey.

Fast alle in diesem Gesudle befindliche Namen sind verstümmelt und zu oft wiederholt, als daß man sie für Druckfehler gelten lassen könne. Des Grafen Mutter, eine Freyfrau von Gersdorf, wird Gessdorf genannt. Einen Kaufmann aus Stralsund, Namens Richter, nennt er Dichter.

Diese nur zufällig ausgehobenen Beyspiele werden zur Beurtheilung des Werthes und Gehalts des Uebrigen hinreichend seyn. Ohnerachtet dieser so leicht zu bemerkenden Fehler haben die Herausgeber der Cérémonies & Coutumes religieuses dennoch keinen Anstand genommen, diesem unbekannten Verfasser zu folgen. Eins setzen sie noch selbst hinzu:

daß sie nämlich den Grafen von Zinzendorf in Pohlen gebohren werden lassen, da doch Dresden sein Geburtsort ist. Wahr ists, daß sie einige Stellen, die ihnen zu anstößig schienen, gemildert haben: es sind deren aber noch viele übrig geblieben, die gesittete Leser beleidigen.

Wir würden das Papier zu beflecken glauben, wenn wir die Greuel und Schandthaten wiederholen solten, deren der ungenannte Verfasser den Grafen von Zinzendorf beschuldiget. Hat jemals ein Jüngling die Tage seiner Jugend in Unschuld durchlebt, so war er es gewiß. Im Innersten von den Wahrheiten der christlichen Religion überzeugt, kannte er von seiner Kindheit an keine größere Freude, als diese: eine jede Vorschrift, welche uns diese Religion gibt, zu befolgen und sie auch andern schmackhaft zu machen.

Die Verbindungen, in welche er sich zu Halle in seinem eilften Jahre einließ; auf der Universität zu Wittenberg; auf seinen Reisen; auch unter andern der Briefwechsel, den er mit dem Cardinal von Noailles und mit dem verstorbenen König von Preussen unterhielt, geben davon Zeugniß. Nur aus diesen Gesinnungen entstund bey ihm die Verachtung gegen die Ehre der Welt und gegen alles, was ihn von dem einigen Ziel, das er sich vorgesetzt hatte, abführen konnte; aber eben daher kamen auch die Verläumdungen und das Gespötte, womit ihn seine Gegner überhäuften.

Man will nicht in Abrede seyn, daß seine Art zu handeln etwas außerordentliches gehabt hätte: aber eben das war vielleicht nothwendig, um Folgen zu bewirken, zu welchen er

das

das erste Werkzeug in der Hand der Vorsehung war. Sein brennender Eifer, Jesu Christo Seelen zuzuführen, setzte ihn über alle andere Betrachtungen und Vorurtheile hinaus. Schon vor ihm hatte man, selbst in der protestantischen Kirche, Personen von Stande sich der Theologie widmen sehen; davon aber hatte man noch kein Beispiel, daß ein Mann von seiner Geburt übers Weltmeer gereist wäre, das Reich Gottes zu erweitern und mit Freuden so viel Mühseligkeit, tausend Ungemach und besonders Verunglimpfung ertragen hätte, welche ihm eine solche Lebensart zuzog: nicht allein von Seiten weltlicher Personen, sondern auch der Kirchendiener, in deren Orden er im Jahr 1737 zu Berlin eingetreten war, da er die bischöfliche Weyhe durch Herrn Jablonsky, Oberhofprediger des Königs von Preussen und Bischof der mährischen Brüder, empfangen hatte. Nie ists geschehen, wie der fabelhafte Ungenannte vorgiebt, daß der Graf irgend einen Prediger habe von der Canzel herunter gehen lassen, um sie selbst zu besteigen und nun mit der Heftigkeit eines Besessenen zu predigen; hingegen ließ er keine Gelegenheit unbenutzt, öffentliche Zeugnisse von den Wahrheiten abzulegen, von welchen sein Herz durchdrungen war. Ueberredung gieng aus seinem Munde: er sprach mit einer Wärme und Kraft, die ihm von seinen Zuhörern unwiederstehlichen Beyfall abnöthigte.

Hingerissen von dem Feuer seines Geistes und einer hochgespannten Einbildungskraft waren seine Ausdrücke nicht allemal abgemessen, und dieses wirkte auch bisweilen auf seine Vorstellungsart. Davon nahmen Theologen Gelegenheit ihm Irrlehren und Schwärmerey anzuschuldigen. Sie giengen

noch weiter und bürdeten ihm auf, daß er sich zum Haupt einer Kirche erheben wolle. Seinen Eifer in Wiederherstellung der alten Kirchendisciplin der mährischen Brüder nannten sie Neuerungssucht und Tyranney. Sie wiegelten Regenten auf, ihn und seine Brüder zu verfolgen, und die Schlange zu ersticken, die sie in ihrem Busen nähreten. Sie bemühten sich ihnen die Furcht beyzubringen, daß seine vorgegebene Herrschsucht nicht allein die Seelen seiner Anhänger, sondern auch ihre Personen und Vermögen zum Zweck habe. Von allen Ecken her erschienen Schriften, in welchen man ihn mit falschen Beschuldigungen und den gröbsten Schmähungen überhäufte. Dieser Schwierigkeiten und der fortdauernden Verfolgungen ohnerachtet wurden die Bemühungen des Grafen dennoch mit dem besten Erfolg bekrönt, und er hatte die Freude vor seinem Tode in allen vier Welttheilen viele Colonien und Missionen blühen zu sehen, die er selbst gegründet hatte. Unter den erstern waren neugebauete Orte, die wohl für kleine Städte gelten konnten und mehr als Eintausend Einwohner hatten.

Derjenige, welcher diesen Artickel, wie er sich in der neuen Ausgabe der Cérémonies religieuses befindet, eingeschaltet hat, behauptet, daß diese von ihm sogenannte Secte des Grafen von Zinzendorf wenige Zeit nach dem Tode ihres Stifters, wiederholte Stösse erlitten hätte, von denen sie sich niemals ganz hätte erholen können; sie daure zwar noch fort; aber in einem schmachtenden und verachteten Zustande, und werde sogar wegen ihrer Greuel und Gottlosigkeiten verabscheuet.

Man weiß ganz und gar nicht, von welchen erlittenen Stössen hier die Rede ist: allein, da nun einmal der Roman sich schliessen solte, mußte nothwendig ein trauriges Ende sich finden und die Erfindungskraft des Verfassers wußte es nicht sinnreicher, als es geschehen, vorzubringen. In gleicher Ueberzeugung mit dem Verfasser des Essai sur les Erreurs, daß nach dem Tode des Grafen von Zinzendorf das Gebäude, zu welchem er den Grund gelegt hatte, bald in Trümmern zerfallen würde, stellt er die Sache als bereits geschehen vor und diese Voraussetzung erlaubt ihm, alles ohne Scheu und ohne Furcht einigen Widerspruchs zu sagen.

Was aber am anstößigsten ist und sogar den gemeinen Menschenverstand beleidigt, ist die Frechheit, mit welcher versichert wird, daß der Graf von Zinzendorf keine andre Absicht gehabt habe, als diese, eine Schule der Unkeuschheit zu stiften.

Wie könnte man sich nur einbilden, daß eine Gesellschaft, deren Vereinigung auf Grundsätzen der Wollust und der zügellosesten Ausschweifungen beruhete, mehr als ein halbes Jahrhundert hätte bestehen können, ohne die Aufmerksamkeit der Obrigkeiten zu erregen? Wie hätten sie doch Regenten dulden und noch dazu als Schwärmer, deren Lehrsätze blos auf Zerreißung der heiligsten Bande abzweckten, noch in ihre Staaten einladen können, da sie, falls die Beschuldigungen wirklich Grund gehabt hätten, nicht blos die Verachtung, sondern den Abscheu der ganzen Menschheit verdienen würden. *)

*) Mehrere Regenten in Deutschland sowohl, als in andern Ländern, haben die dringendesten Einladungen an dieselben und

Um zu zeigen, wie sehr sich der Ungenannte und die, welche ihm gefolgt sind, in Rücksicht auf den Zustand der vereinigten Brüder geirrt haben, wollen wir hier von ihren Colonien und Missionen, so viel sie deren gegenwärtig in den verschiedenen Welttheilen haben, ein Verzeichniß beyfügen.

5 Colonien in Sachsen. 6 in den königlich preussischen Staaten. 1 in dem Herzogthum Sachsen Gotha. 1 in dem Voigtland Gräflich Reussischen Antheils. 1 zu Neuwied am Rhein. 1 in Holland. 10 in England. 6 in Irrland. 1 in Dänemark. 1 im russischen Reiche. 20 in Amerika.

Ausser diesen Colonien haben sie viele Missionen, in Grönland; unter den Eskimos; unter den Wilden in Nordamerica; in Jamaica; Antigo; Barbados; Sanct Christoph; auf den Inseln Sanct Thomas, Sanct Crux und Sanct Johann; in der Provinz Suriname zu Paramaribo und an zwey andern Orten, um denen arawackischen Indianern, den Caraiben und den Negern sowohl Sclaven, als den Freyen oder Maronen das Evangelium zu verkündigen; zu Tranquebar; auf den nicobarischen Inseln ꝛc.

Die Namen dieser Colonien und Missionen, so wie alles, was die Verfassung der vereinigten Brüder betrift, findet man im Auszug, in der kurzgefaßten historischen Nachricht von dem gegenwärtigen Zustand der Unität der evangelischen Brüder,

und zwar unter den vortheilhaftesten Bedingungen wiederholet; und nur die einzige Schwierigkeit, Personen zu finden, die dazu geschickt wären, neue Colonien anzulegen, haben die Brüder verhindert sie anzunehmen.

der, herausgegeben von Herrn Spangenberg im Jahr 1780. Die historische Erzählung oder Historisch berigt van alle Gezintheden par M. S. van Emdre, gedruckt zu Utrecht 1784, ist von dem nämlichen Inhalt, obgleich noch kürzer.

Wer noch mehr sowohl von dem Leben des verstorbenen Grafen von Zinzendorf, als von der Geschichte der vereinigten Brüder und ihrer Lehre zu wissen begehrt, der lese: 1. Leben des Grafen von Zinzendorf und Pottendorf durch A. G. Spangenberg, in acht Bänden. 2. Idea fidei fratrum, von demselben Verfasser. 3. Geschichte der Unität der evangelischen Brüder von David Cranz. 4. Geschichte von Grönland und der daselbst blühenden Missionen, von demselben Verfasser. 5. Missionsgeschichte der evangelischen Brüder in den caraibischen Inseln, Sanct Thomas, Sanct Crux und Sanct Johann, von Oldendorp. — Herr Ramsey in seinem Essay on the Treatment and Conversion of African Slaves, herausgekommen zu London 1784 giebt einen richtigen Begrif von dem Fortgang und den Hindernissen, die den Brüdern auf ihren Missionen, besonders auf den Inseln, zugestossen sind. Wenn der ungenannte Verfasser, dessen Werk wir so eben durchgegangen haben, die Methode des Herrn Ramsey befolgt hätte, nicht anders als mit Kenntnis der Sache zu schreiben, würde man ihm nicht vorwerfen können, daß er unschuldige Personen geschmäht und zur Erneuerung alter längst vergessener Verläumdungen Gelegenheit gegeben hätte.

v. Schachmann.

III. Die

III.

Die Eroberung von Calcutta in Bengalen.

Im Jahr 1756.

Ein Fragment des noch ungedruckten 2ten Bandes des Werks: Die Engländer in Indien.

Man hatte im Jahr 1755 in Calcutta Briefe aus England erhalten, die von dem bevorstehenden Kriege mit Frankreich Nachricht gaben, und Warnungen enthielten, sich gegen Angriffe zu sichern. Dieses aber war nicht anders möglich, als das Fort von neuem aufzubauen. Da dies jedoch mit vielen Schwierigkeiten verknüpft war, so wurden wenigstens eine Menge Arbeiter gebraucht, um die Schanzen am Fluß auszubessern.

So sorgfältig man auch gewesen war die Spione des Nabobs von Bengalen, Surajah Dowlah, aus Calcutta zu vertreiben, so waren doch einige unentdeckt geblieben, die, durch ihr Oberhaupt den Rajah angehetzt, in ihren Briefen nach Muxadavad vorstellten, daß die Engländer starke Festungswerke anlegten. Der Nabob, dessen Furchtsamkeit ihn leicht zu Schreckbildern führte, gab dieser Nachricht völlig Glauben, und noch an dem Tage, da er seinen Marsch nach Purnea antrat, schickte er einen Brief nach Cossimbuzar, worin er von neu errichteten Mauern und grossen Gräben sprach, die in Calcutta

cutta gemacht würden, und ausdrücklich darauf bestand, daß alle diese Werke wieder vernichtet werden solten.

Es war ein Unglück, daß der Oberfactor Watts vernachläßigt hatte, der Präsidentschaft so wohl von der Klage als der daraus entstandenen Unterredung Nachricht zu geben, die Surajah Dowlah kurz vor dem Tode des Allaverdy in Gegenwart des Wundarztes Forth angebracht hatte; denn alles, was man nun in Calcutta hörte, wurde als Kunstgriffe des Hofes betrachtet, durch Furcht von den Engländern Geld zu erpressen; dagegen die besagte Unterredung bewies, daß Surajah Dowlah die Engländer haßte, und so wohl er, als Allaverdy auf ihren Militärzustand aufmerksam gewesen waren. Der englische Gouverneur in Calcutta, Drake, der hievon nichts wußte, glaubte, daß die Wahrheit die beste Vertheidigung wäre, und schrieb einen Brief des Inhalts: „Daß der „Nabob von denen übel berichtet wäre, die ihm von einer „Mauer rund um die Stadt Calcutta Nachricht gegeben hät„ten; daß seit der Invasion der Maratten kein Graben ge„macht, und dieser zu der Zeit auf Ansuchen der indischen Ein„wohner, und mit Bewilligung des Allaverdy bearbeitet wor„den wäre; daß im letzten Kriege zwischen Frankreich und Eng„land die Franzosen die Stadt Madras angegriffen und einge„nommen hätten, und dieses gegen die Neutralität, die man „in den Staaten des Moguls erwartet habe; und daß, da jetzo „wieder ein Anschein zu einem Kriege zwischen den beyden Na„tionen sey, so fürchteten die Engländer, daß die Franzosen „wieder so handeln, und sie in Bengalen angreifen könnten; „dieses zu verhindern wären sie jetzo bloß beschäftigt ihre alte „Verschanzungen am Fluß auszubessern.“

So gut auch diese Antwort an und vor sich war, so war sie doch in Rücksicht auf des Nabobs Character und seiner Abneigung gegen die Engländer nicht schicklich; denn er wurde dadurch veranlaßt zu glauben, daß der bevorstehende Krieg zwischen den beyden Nationen wahrscheinlich auch in Bengalen geführt werden würde, und weil überdem der Inhalt des Schreibens voraussetzte, daß es ihm entweder an Macht oder am Willen fehlen dürfte, die Engländer zu beschützen. Als er daher diesen Brief den 17ten May in Rajamahal empfieng, gerieth er darüber in solche Wuth, daß alle seine Hofbedienten zitterten. Er gab sogleich Befehl, daß seine Truppen anstatt vorwärts zu marschiren, nach Muxadavad zurück gehen solten, und sandte 3000 Mann ab, das Fort von Cossimbuzar zu blokiren, denen er bald mit seiner ganzen Armee nachfolgte.

Das Fort war sehr unbedeutend; die Bastionen waren klein, und die Courtinen nur drey Fuß dick; es hatte keinen Graben, keine Palisaden, und war rings herum von hohen Gebäuden umgeben, die das Fort commandirten, so daß man ungehindert bis an die Mauern kommen konnte. Die größten Canonen waren neunpfündige, einige waren unbrauchbar, bey andern fehlten die Lavetten, und die Munition bestand nur in 600 Patronen. Zur Besatzung waren hier 22 Europäer fast alle Holländer, und 20 Topassen.

So bald der Nabob angekommen war, schickte er einen Officier an Watts mit Befehl, zu ihm zu kommen, wobey ihm der Duan, Roydulub, zugleich einen Brief schrieb, worin ihm Sicherheit zugesagt wurde. Watts trauete dennoch nicht, und zögerte, bis der Wundarzt Forth, der sich in Cossimbuzar befand,

fand, sich nach dem feindlichen Lager begeben hatte, und mit neuen Versicherungen zurückkam. So dann gieng er gerade nach dem Zelt des Roydulub, der ihn zum Nabob führte, von dem er mit Schimpfreden empfangen wurde. Man ließ ihn in ein ander Zelt treten, wo verschiedene Secretairs mit einem Schreiben beschäftigt waren des Inhalts: „daß die „Engländer in Calcutta in Zeit von vierzehn Tagen alle neuer„richtete Werke eben machen, und alle mit der bengalischen „Regierung ehemals in Verbindung gestandenen Einwohner, „die unter ihrem Schutz lebten, ausliefern solten; ferner, im „Fall man beweisen würde, daß die Handelsgeschäfte der „Compagnie an Personen gegeben worden wären, die kein „Recht dazu gehabt hätten, solte alles den Einkünften des „Nabobs dadurch Entzogene wieder ersetzt werden.“

Watts, durch Drohungen geschreckt, unterzeichnete das Papier; ein gleiches mußten zwey andre Oberfactoren, Collet und Batson, auch thun, die man dazu aus dem Fort kommen ließ, und im Lager behielt. Den folgenden Tag erhielten sie Befehl das Fort zu überliefern. Sie stellten dagegen vor, daß dieses nicht von ihnen abhienge; man ließ ihnen jedoch Zeit sich mit den Officiers der Besatzung darüber zu besprechen, und da diese es nun für ganz unhaltbar erklärten, so übergab man es dem dazu verordneten bengalischen Befehlshaber, der aber, anstatt die Magazine zu versiegeln, wie es der Nabob befohlen hatte, den größten Theil der Effecten raubte, wobey die Soldaten der Besatzung alle nur ersinnliche Schmach anthaten. Dieses wilde Betragen dauerte drey Tage lang, und that auf den befehlshabenden englischen Officier, Fähndrich Elliot, eine so grosse Wirkung, daß er sich eine Kugel durch den Kopf schoß.

Die Canonen und die Munition wurden ins Lager, und die Soldaten nach Muxadavad in einen Kerker gebracht. Batson erhielt die Erlaubniß sich nach einer holländischen oder französischen Factorey zu begeben, Watts aber und Collet, anstatt wie sie erwarteten im Namen des Nabobs nach Calcutta geschickt zu werden, erhielten den Bescheid, daß sie dem Nabob dahin folgen müßten. Keiner von allen Grossen des Hofs bemühte sich diesem raschen Entschluß Einhalt zu thun, in der Hofnung eine der reichste Städte in Indien ausplündern zu können. Nur allein die Seats, Söhne des Wechslers Juggutseat, die jetzt die Reichthümer ihres Vaters geerbt hatten, und von dem europäischen Handel grosse Vortheile zogen, wagten es, die Engländer als eine Colonie nützlicher Kaufleute vorzustellen, die niemand beleidigten, und beschwuren daher den Nabob seinen Zorn gegen sie zu mässigen. Allein ihre Vorstellungen waren vergeblich, und den 9ten Junius brachen die Truppen nach Calcutta auf.

In dieser Stadt war man in der größten Bestürzung; man schickte täglich Briefe an Watts mit Aufträgen den Nabob zu versichern, daß man bereit sey seine Befehle zu vollziehn, und alles, was ihm an ihren Festungswerken im geringsten anstössig sey, zu demoliren. Allein Watts empfieng keinen von diesen Briefen; wahrscheinlich erhielt sie der Nabob, der dadurch nur noch mehr in seinem Vorsatz bestärkt wurde. Coja Wazeed, der vornehmste Kaufmann in der Provinz, der in Hugley wohnte, wurde von den Engländern ersucht Vermittler zu seyn. Er that auch dringende Vorstellungen, worauf aber der Nabob erwiederte, daß er durch den letzten Brief

höchlich

höchlich beleidigt worden wäre, und daher durchaus nicht gestatten wolle, daß die Engländer in Bengalen blieben; es sey denn auf den Fuß, wie man es ihnen unter der Regierung des Nabobs Jaffier zugestanden hatte. Die Engländer befanden sich in einer sonderbaren Lage; denn da man als die vornehmste Ursache von dem Zorn des Nabobs die Arbeit an ihren Festungswerken angab, so fürchtete man ihn noch mehr aufzubringen, wenn man damit fortführe, daher man die nöthigen Vertheidigungsmaaßregeln vorsetzlich aus der Acht ließ, bis alle Hofnung ihn zu besänftigen verlohren war. Durch diese Täuschung blieb man in Calcutta zwanzig Tage lang müssig, in welchen man viel hätte thun können. Nur erst als die Präsidentschaft die Uebergabe des Forts Cossimbuzar erfuhr, war sie überzeugt, daß sie sich bloß durch Widerstand retten könnte.

Es wurden nunmehr Briefe nach Madras und Bombay geschickt, um Hülfe zu verlangen, so wenig man auch Wahrscheinlichkeit hatte, daß die Hülfstruppen von dort noch zu rechter Zeit ankommen könnten; denn die See war durch die südlichen Monsun gesperrt, und die Eilboten zu Lande konnten zu keinem dieser beyden Oerter in weniger denn dreyssig Tagen gelangen. In diesem bedrängten Zustande wandten sich die Engländer an die französischen und holländischen Gouvernements zu Chandernagore und Chinchura, die näher zur Hand lagen; man ersuchte sie bey dieser Gefahr, der sie auch bald ausgesetzt seyn würden, gemeinschaftliche Sache zu machen und eine Defensivallianz wider den Nabob zu schliessen. Die Holländer schlugen es rund ab, und die Franzosen verspotteten die

Engländer, und gaben ihnen den Rath sich nach Chandernagore zu begeben, da man sie denn beschützen wolle. Es blieb nun nichts übrig als ihre eigne Kräfte zu versuchen, die dem Streit sehr wenig angemessen waren. Die reguläre Besatzung bestand aus 264 Mann, und die Einwohner, die eine Art von Militz formirten, betrugen 250 Mann. Die ganze Macht war also 514 Mann stark; allein von diesen waren nur 174 Europäer, und darunter nicht zehn, die je im Kriege gedient hatten, die übrigen 340 waren Topassen, Armenier und portugiesische Colonisten, auf die man sich gar nicht verlassen konnte. Man errichtete ein Corps von 1500 Indiern, füllte die Magazine an so gut man es in der Geschwindigkeit konnte, und nutzte die kurze Zeit so viel als möglich zur Errichtung neuer Festungswerke.

Während daß der Nabob vorrückte, beschloß man das Fort Tannah in Besitz zu nehmen, das auf der andern Seite des Flusses fünf Meilen von Calcutta lag. Zwey Kauffartheyschiffe und zwey Brigantinen fiengen es kaum an zu beschiessen, als die mohrische Besatzung davon floh. Die Europäer landeten und fanden hier eine Anzahl Canonen, die sie entweder vernagelten, oder in den Fluß warfen. Den folgenden Tag aber erschienen 2000 Mann von Hughley, die das Fort stürmten, und die Europäer wieder in ihre Schiffe trieben. Diese erhielten zwar eine Verstärkung von 30 Soldaten aus Calcutta und canonirten das Fort abermals, richteten aber nichts aus, sondern waren genöthigt wieder zurückzukehren.

Man fieng den 13ten einen Brief auf, den der oft erwähnte Oberspion an Omichund geschrieben hatte, und den

Rath

Rath enthielt, sich mit seinen Effecten so bald als möglich zu entfernen. Da dieses nun den auf ihn längst geworfenen Verdacht bestätigte, so wurde er ohne Verzug arretirt, und ins Fort in enge Verwahrung gebracht; in sein Haus legte man eine Wache von zwanzig Mann, damit seine Effecten nicht heimlich weggeführet werden möchten. Sein Schwager Hazarimul, der seine Geschäfte verwaltete, verbarg sich in die Wohnung der Weiber bis zum folgenden Tag, da man ihn entdeckte. Die Wache bemühte sich ihn zu ergreifen, allein sie fand einen unerwarteten Widerstand von den Peons des Omichund und seinen Bedienten, die alle bewafnet waren, und an 300 Mann ausmachten. Es wurden mehrere an beyden Seiten verwundet. Der Anführer der Peons, der ein Indier von einer vornehmen Caste war, machte dem Streit dadurch ein Ende, daß er das grosse Haus in Brand steckte, und um die Weiber der Schande zu entziehn sich öffentlich fremden Menschen zu zeigen, gieng er während den Brand in ihre Wohnung und ermordete mit eigner Hand dreyzehn von ihnen, sodann stieß er sich selbst das Schwerd in den Leib; eine Wunde aber, die, wider seine Absicht, nicht tödtlich war. In dieser Verwirrung bemächtigten sich die Europäer des Kissendas, und führten ihn ins Fort.

Der Nabob rückte indessen mit solcher Eilfertigkeit an, daß viele von seinen Truppen aus Mattigkeit todt hinstürzten, und viele auch von der Sonne getödtet wurden, die in dieser Jahreszeit senkrecht über ihren Köpfen stand. Er langte den 15ten Junius, am siebenten Tage des Marsches, in Hughley an, wo die Armee in einer grossen Menge Böte über den

Fluß setzte, die man in Bereitschaft hielt. Surajah Dowlah hatte schon zuvor an die holländischen und französischen Besitzungen nach Chinchura und Chandernagore geschrieben, mit Befehl ihm Truppen zu schicken, die er zur Eroberung von Calcutta brauchen wolle; da er sich nun in ihrer Nachbarschaft befand, wiederholte er seine Forderung in sehr gebieterischen Ausdrücken. Man entschuldigte sich aber, und bezog sich auf die in Europa zwischen ihren Nationen bestehenden Tractaten. Diese abschlägige Antwort verdroß den Nabob ausserordentlich, er verbarg aber für jetzo seinen Unwillen, damit sie sich nicht mit den Engländern vereinigen möchten.

Man erfuhr früh Morgens den 16ten Junius in Calcutta die Annäherung des Feindes, worauf sich die Soldaten alle auf ihre Posten verfügten, und die englischen Frauenzimmer sich ins Fort begaben. Fast alle Indier die noch nicht geflohen waren, verliessen nunmehr die Stadt, sie wußten jedoch nicht wo sie hin flüchten solten, um sicher zu seyn. Die portugiesischen Colonisten aber, oder sogenannten schwarzen Christen, retirirten sich unter dem Schutz dieses Titels ins Fort, wo man so unvorsichtig war, sie 2000 an der Zahl, Männer, Weiber und Kinder aufzunehmen. Gegen Mittag erreichten die Vortruppen des Nabobs die nordlichen Gränzen der Compagnie. Da sie die Gegend nicht zuvor hatten untersuchen lassen, so bildeten sie sich falsch ein, daß der Marattengraben rund um die Gränzen gezogen sey, da doch die südliche Seite ganz blos war. Sie bemühten sich also diesen Graben zu passiren. Ohnweit davon war eine Redoute, die aber nur ein Schießloch nach dem Lande zu hatte, da sie bloß um den Fluß

zu commandiren angelegt war. An die Redoute stieß eine Brücke, die über einen Strom gieng, und durch vieles Buschwerk gedeckt wurde. Hier lag ein Schif von 18 Canonen um die Brücke zu beschützen, die ausserdem von dem größten Theil der indischen Soldaten, oder Buxerries, die die Engländer zusammengeraft, vertheidigt wurde. Die Redoute war mit 50 Europäern und zwey Canonen besetzt. Die Feinde nahmen mit 4000 Mann von den Gebüschen Besitz, und canonirten die Redoute den ganzen Nachmittag bis um Mitternacht, da man aufhörte, weil der Landessitte gemäß ein jeder sodann sein Mahl zu sich nahm, und sich schlafen legte. Rischard, ein englischer Officier, der in den Kriegen an der Küste von Coromandel gedient hatte, errieth leicht die Ursache ihres Stillschweigens, und überfiel sie daher im Schlaf, vernagelte alle ihre Canonen und trieb sie gänzlich aus den Büschen heraus, ohne einen einzigen Mann zu verlieren.

Der Anführer von Omichunds Peons hatte, so verwundet wie er auch war, Mittel gefunden, zu entkommen, und befand sich jetzt im feindlichen Lager. Durch seinen Rath geleitet gaben die Feinde den nordlichen Angrif auf, und wandten sich nach der östlichen Seite, wo sie durch unbesetzte Wege marschirten, und in die indische Stadt eindrangen. Hier steckten sie den grossen Bazar oder Markt in Brand, und nahmen von dem Quartier Besitz, das längst dem Ufer des Flusses lag, wo die vornehmsten indischen Kaufleute wohnten. Die Engländer thaten einen Ausfall und machten einige Gefangene, von denen sie vernahmen, daß man den folgenden Tag einen Hauptangrif auf alle Aussenposten thun würde. Man blieb daher die Nacht unter den Waffen.

Das Fort bey Calcutta, Fort William genannt, lag nahe am Fluß, in der Mitte des der Compagnie gehörigen Landbezirks. Die östlichen und westlichen Seiten desselben waren 210 englische Ellen lang, die südliche 130, und die nördliche 100 Ellen. Es hatte vier Bastionen, jede mit 10 Canonen besetzt; die Curtinen waren nur vier Fuß dick, und bestanden in Terrassen, die die Decken von Cammern formirten, die man inwendig angebracht hatte. Ueber dem Thor standen fünf Canonen, und unten am Ufer des Flusses war eine Batterie von schweren Geschütz aufgeführt. An die südliche Curtine stiessen Magazine mit dicken Mauern.

Die Häuser der Engländer lagen hier und da zerstreut mit geräumigten abgesonderten Verzäunungen; manche derselben waren höher wie das Fort, so wie auch die englische Kirche über dasselbe hervorragte. In dieser so nachtheiligen Lage hielt man das Fort so wenig für vertheidigungsfähig, daß man vielmehr beschloß, sich dem Feinde in den vornehmsten Strassen und Zugängen zu widersetzen. Man warf hier Brustwerke auf, besetzte sie mit Pallisaden, und vertheilte die Canonen.

Die Aussenwerke wurden angegriffen, wie man es erwartet hatte. Die Feinde nahmen einige hohe Häuser in Besitz, und feuerten aus den Fenstern mit gutem Erfolg. Die Engländer, von allen Seiten angefallen, unterlagen der Menge, die zu tausenden auf sie losstürmten; sie vernagelten daher ihre Canonen in den Aussenbatterien, und zogen sich nach ausserordentlichen Beweisen von Tapferkeit ins Fort zurück; ein gleiches that auch Rischard, der seine Redoute verließ, allein nicht eher bis er abgerufen wurde.

Man

Man hatte sich zu sehr auf diese Aussenwerke verlassen, daß der Verlust derselben, und zwar am aller ersten Tage der Belagerung jedermann in die äusserste Bestürzung setzte, hiezu kam noch das tumultuarische Geschrey der schwarzen Christen, von denen 1500 mit einem Aufruhr droheten. Von allen Lascars, die man bey den Canonen angestellt hatte, waren nur noch zwanzig vorhanden, von den Buxerries aber war nicht ein einziger mehr übrig. Die armenische und portugiesische Militz zitterte vor Furcht. Dennoch verlohren die Engländer den Muth nicht, und besetzten die Kirche und alle hohen Häuser, die die Wälle commandirten.

Ein grosses Schif und sieben kleinere, die der Compagnie gehörten, lagen beym Fort mit einer Anzahl Böte, die man in Bereitschaft hielt. Vermittelst derselben wurden mit Einbruch der Nacht alle europäische Frauenspersonen auf die Schiffe gebracht. Um Mitternacht versuchten die Feinde denjenigen Theil der Mauern zu ersteigen, wo sich die Magazine befanden, und der eigentlich der schwächste Ort des Forts war; es wurde aber gleich Lärm, und sie zogen wieder ab. Gegen Morgen hielt man einen allgemeinen Kriegsrath, wozu alle Engländer, nur allein die gemeinen Soldaten ausgenommen, berufen wurden. Man berathschlagte zwey Stunden lang, ob man ohne Verzug sich auf die Schiffe flüchten, oder diesen Rückzug bis auf die künftige Nacht verschieben solte; es wurde jedoch nichts entschieden. So bald der Tag anbrach erneuerten die Feinde ihren Angrif, und zwangen die Engländer so wohl die Kirche als die grossen Häuser zu verlassen, die sie sodann in Besitz nahmen. Dieser gute Erfolg feuerte ihren Muth an, den man im Fort anfieng immer mehr und mehr zu verlieren.

Viele mit Eingebohrnen bemannte Böte waren in der Nacht davon gegangen, als man daher gegen Morgen die portugiesischen Weiber und Kinder auch einschiffen wolte, so fehlte es an Fahrzeugen. Unter dieser von Furcht betäubten Menge Menschen, war an keine Ordnung zu denken; alle drangen vorwärs um die Böte zu besteigen, die bald überladen wurden. Viele derselben giengen zu Grunde; diejenigen, die nicht ersoffen, und sich ans Ufer zu retten suchten, wurden entweder gefangen genommen oder niedergemacht; denn die Feinde hatten das ganze Ufer besetzt, und bemüheten sich aus den daran stossenden Häusern die Schiffe durch Feuerpfeile in Brand zu stecken. Niemand von den europäischen Soldaten, die die Einschiffung der englischen Frauenspersonen gedeckt hatten, war zurückgekommen, vielmehr dachte jeder in dieser Zeit der höchsten Noth auf seine eigne Rettung. Ohne also erst die Befehle des Gouverneurs zu erwarten, segelte das grosse Schif nach dem Fort Govindpore, drey Meilen den Fluß herunter. Diesem Beyspiel folgten alle kleinere Schiffe. Das Uebel wurde dadurch noch vergrössert, daß die Abfarth zu eben der Zeit geschah, als die Detachements genöthigt waren die hohen Häuser zu verlassen, und sich ins Fort zu ziehn. Viele von der Miliz, die sich am Ufer befanden, wurden von dem Gedanken erschreckt, daß sie durch das Absegeln der Schiffe ihres letzten Rettungsmittels beraubt waren, und liefen davon.

Der Gouverneur, so gänzlich unerfahren er auch in Kriegsgeschäften war, hatte bisher seine Person allen Gefahren ausgesetzt, und alle durch sein Beyspiel aufgemuntert. Früh Morgens war er noch auf den Wällen gewesen, und

hatte

hatte Befehle ertheilt, die man bey gänzlich gesunkenem Muth nicht befolgte. Bald darauf kam ein Soldat zu ihm, der ihm ins Ohr flüsterte, daß alles in den Magazinen noch vorhandene Pulver feucht und unbrauchbar wäre. So entsetzlich ihm diese Nachricht war, so verhehlte er sie doch sorgfältig, und wandte alles an, die sich häufende Verwirrung zu verringern. Dieses dauerte bis gegen Mittag, da er die zwey einzigen noch übrigen Böte gewahr wurde, mit denen sich einige seiner Freunde retten wolten. Die Furcht dem ganzen Zorn des Surajah Dowlah ausgesetzt zu seyn, der ihm so oft den Tod gedroht hatte, bemächtigte sich nun seiner ganzen Seele, und überwog bey ihm in dem Augenblick alle andre Betrachtungen. Er eilte auch ins Boot, ohne der Besatzung davon Nachricht zu geben; sein Beyspiel wurde von dem Commandanten des Forts und einigen andern Officiers gefolgt, die sich auch einschiften, da alles ohne Rettung verlohren schien.

Das Erstaunen der im Fort Zurückgebliebenen war so groß wie ihr Zorn über dieses unwürdige Betragen. Man hörte eine Zeit lang nichts als Verwünschungen gegen diese Flüchtlinge. Endlich schritt man zur Berathschlagung, da Pearkes, das älteste Mitglied des Conseils, sein Befehlshaberrecht seinem Collegen Holwell einräumte. Alle übriggebliebene Soldaten bestanden nun noch in 190 Mann. Da mittlerweile einige Böte zurückgekommen waren, befahl der neue Gouverneur um weitere Desertionen zu verhindern, daß man das zum Fluß führende Thor sperren solte.

Von allen Aussenwerken war eine Redoute, die von einem bewafneten Schif bedeckt wurde, bis jetzt unerobert

geblieben. Die Besatzung war entschlossen sich aufs Aeusserste zu wehren, und wenn dieß nicht mehr möglich sey, sich an Bord zu begeben. Jetzo aber wurde ein Officier in einem Boot abgeschickt, mit Befehl das Schif ans Fort zu führen. Aber auch dieses Hülfsmittel gewährte nur eine kurze Hofnung, denn das Schif scheiterte auf dieser kleinen Farth an einer Sandbank; die darauf befindlichen Menschen retteten sich. Mittlerweile wurde das Fort lebhaft angegriffen, und tapfer vertheidigt bis Nachmittag, da das Feuer schwächer ward. In der folgenden Nacht zündeten die Feinde alle englische Wohnhäuser an, diejenigen ausgenommen, die das Fort commandirten. In dieser Zwischenzeit gab die Besatzung beständig Signale, des Tags durch Flaggen, und des Nachts durch Feuerzeichen, um die Schiffe von Govindpore zurückzurufen; allein alles war vergebens, und nicht ein einziges Schif zeigte sich.

Den folgenden Morgen wurden die Angriffe noch lebhafter, wie sie je gewesen waren. Ein Theil der Besatzung bestand darauf sich aufs Aeusserste zu wehren, dagegen aber andre Holwell zur Capitulation riethen. Dieser schlug einen Mittelweg ein, und ließ einen Brief von den Wällen herunterwerfen, den der gefangene Omichund an den Gouverneur von Hughley, der sich bey den Belagerern befand, geschrieben hatte. Er bat ihn darin seine Vermittlung beym Nabob anzuwenden, damit die Feindseligkeiten aufhörten, weil die Engländer bereit wären seine Befehle zu vollziehn, und nur allein noch das Fort vertheidigten, um ihr Leben und Ehre zu retten. Der Brief wurde zwar aufgehoben, die Feinde

fuhren aber doch mit ihrem Angrif bis Mittag fort, da sie versuchten die nordliche Curtine mit Leitern zu ersteigen; sie wurden aber zurückgeschlagen, und nun hörte das Feuer gänzlich auf. In diesen wenigen Stunden waren von der Besatzung 25 Mann getödtet und 70 verwundet worden; die gemeinen Soldaten hatten in der Zeit auch das Magazin erbrochen, wo man den Arrack aufbehielt, und sich viehisch besoffen.

Nachmittag näherte sich ein Mann mit einer Friedensfahne in der Hand, worauf Holwell auf einmüthiges Ansuchen auch eine auf der südlichen Bastion pflanzen ließ. Hier wurde abermahls ein Brief herabgeworfen, den Holwell an dem Duan Roydulub gerichtet, und von eben dem Inhalt war, als Omichund schon an Monickchund geschrieben hatte. Es kam zu einer Unterredung, während welcher Zeit viele Feinde nach zwey Thoren des Forts liefen, und sich bemühten sie niederzuhauen; andre in größrer Anzahl schleppten Leitern herbey, um die Mauern der Magazine zn ersteigen. Die englischen Officiers bemühten sich Leute zum Widerstand herbeyzurufen, allein nur wenige gehorchten; andre hatten sich durch die vorhabende Capitulation betrogen, an verschiedenen Orten zerstreut und schliefen; noch andre, die von dem eingenommenen Arrack betrunken waren, brachen das Flußthor auf, in der Absicht zu entkommen. Die Feinde nutzten diese Gelegenheit durch das offene Thor hereinzudringen, während daß eine andre Parthie von ihnen die Magazinmauern wirklich erstiegen hatte. In dieser entsetzlichen Verwirrung war an keinen Widerstand zu denken. Jedermann streckte die Waffen. Zwanzig Mann aber von der Besatzung liefen nach der nordlichen

Bastion

Bastion und stürzten sich herunter; einige derselben waren auch so glücklich längst dem Fluß zu entkommen, die meisten wurden jedoch gefangen genommen.

Der Nabob kam nun selbst ins Fort, in Begleitung seiner vornehmsten Befehlshaber. Er befahl, daß Omichund und Kissendas vor ihm gebracht werden solten; und empfieng sie freundlich; sodann schickte er Leute ab, um die Schätze der Compagnie in Besitz zu nehmen, er selbst aber begab sich nach dem grossen Saal in der Factorey, wo er sich in Parade setzte, und von seinem ganzen Hofstaat die Glückwünschungscomplimente annahm; wobey seine Tapferkeit und sein Glück bis zum Himmel erhoben wurden. Nach dieser Ceremonie ließ er Holwell holen, und fuhr ihn mit harten Worten an, daß die Engländer sich erdreistet hätten das Fort zu vertheidigen, und war auch nicht wenig böse über die geringe Summe, die man im Schatz gefunden hatte, und nur 50,000 Rupien betrug. Holwell hatte mit ihm noch zwey Unterredungen bevor es Nacht wurde, da ihn denn der Nabob mit wiederholten Versicherungen entließ, daß ihm kein Leid geschehen solte.

Da er zu seinen Unglücksgefährten zurückkam, fand er sie versammlet und von einer starken Wache umringt. Eine Anzahl Gebäude, an der nordlichen und südlichen Seite des Forts standen in Flammen, die sich mit einem so dicken Rauch näherten, daß die Gefangenen glaubten, die Feinde hätten diesen Brand angelegt, um sie zwischen zwey Feuern ersticken zu lassen. An dem östlichen Thor des Forts befand sich eine Reihe von Kammern, und vor denselben eine offene Gallerie, deren Bestimmung war die Soldaten gegen Sonne und Regen

zu schützen; die niedrige Decke entzog jedoch den Kammern alles Licht. In diese Gallerie wurden die Gefangenen hingestellt, während daß einige indische Soldaten in der Factorey herumliefen, um einen schicklichen Ort zu suchen, die Engländer die Nacht über einzusperren. Hier blieben sie eine zeitlang, und ahndeten so wenig ihr erschreckliches Schicksal, das ihnen bevorstund, daß sie vielmehr untereinander über die närrischen Maaßregeln der Indier lachten, und sich ihre traurige Lage durch scherzhafte Vermuthungen versüßten, was wohl die nächsten Befehle seyn dürften. Um acht Uhr des Abends kamen diejenigen zurück, die zur Untersuchung der Gefängnißörter ausgeschickt worden waren, und berichteten, daß sie keinen tauglichen Ort gefunden hätten; worauf der Befehlshaber verlangte, daß die Gefangenen in eine von den hinten liegenden Kammern oder vielmehr Löchern gebracht werden solten. Man erwählte dazu den Kerker der Missethäter, den man gewöhnlich das schwarze Loch nannte. Viele von den Gefangenen protestirten dagegen gewaltig, allein vergebens; die Soldaten droheten sie niederzustoßen, wenn sie nicht sogleich hereingehn würden, worauf die Unglücklichen in der Betäubung gehorchten. Sie waren noch nicht alle herein, als das Loch schon so angefüllt war, daß die letztern nur mit Mühe hereingepreßt werden konnten. Die Wache schloß darauf so fort die Thür und verwahrte sie mit Schlössern. Nun befanden sich hundert und sechs und vierzig Personen in einem Raum, der nicht völlig zwanzig Fuß im Gevierte hatte, und nur mit zwey kleinen Gitterfenstern versehen war, die wegen der vorbeschriebenen Gallerie so wenig Licht als Luft verschaften.

Es war jetzt die heisseste Jahreszeit, diese Nacht überdem ungewöhnlich schwül, und der geringste Durchzug oder Veränderung der Luft unmöglich. Der ausserordentliche Druck ihrer Körper an einander, und die ganz unerträgliche Hitze, die man empfand, so bald nur die Thür geschlossen war, überzeugte die Gefangenen, daß es unmöglich sey die Nacht in diesem schrecklichen Kerker durchzuleben. Es wurden die gewaltsamsten Versuche gemacht die Thür zu erbrechen, allein vergeblich, denn sie öfnete inwärts, worauf viele sich der tobendsten Wuth überliessen. Holwell, der an einem der Fenster stand, ermahnte sie auf das ernstlichste ihren Geist und Körper ruhig zu halten, da dieses das einzige Mittel wäre, die Nacht zu überleben. Diese Vorstellungen erzeugten eine kurze Ruhe, während welcher Holwell sich an einen alten indischen Officier wandte, der in seinen Gesichtszügen etwas Menschenfreundliches hatte, und ihm den folgenden Morgen 1000 Rupien zu geben versprach, wenn man die Gefangenen in zwey Kammern absonderte. Der Indier gieng weg um einen Versuch zu machen, kam aber bald wieder und sagte es wäre unmöglich. Holwell versprach ihm eine grössere Summe, worauf er sich abermals wegbegab, allein mit dem Todesurtheil zurückkam, daß nichts zu hoffen sey, weil der Nabob schliefe, und niemand es wagen dürfte ihn zu wecken.

Mittlerweile hatte eine jede Minute die Leiden der Engländer vermehrt. Die erste Wirkung dieses gepreßten Einsperrens war ein gewaltiger fortdaurender Schweiß, der einen unausstehlichen Durst erzeugte, verbunden mit schneidenden Schmerzen in der Brust, und mit einem so schweren Othemholen,

holen, das die Gefahr zu ersticken sehr deutlich ankündigte. Man versuchte mannigfaltige Mittel um mehr Raum und mehr Luft zu bekommen. Jedermann zog seine Kleider aus; ein jeder Hut wurde in Bewegung gesetzt. Da aber diese Mittel nur geringe Hülfe verschaften, so schlug man vor, daß sich alle zugleich niedersetzen, und dann auf einmal wieder aufstehn sollten. Dieses elende Experiment wurde nach gegebenem Zeichen dreymal wiederholt, bevor sie noch eine Stunde eingesperrt gewesen waren, und jedesmal blieben einige auf dem Boden sitzen, die unfähig waren in die Höhe zu kommen, und daher von ihren Unglücksgenossen zu Tode getrampelt wurden. Man machte neue Versuche die Thür zu erbrechen, da diese aber wie die vorigen fehl schlugen, so verdoppelte sich die Wuth der Leidenden. Der Durst wurde immer heftiger, und jedermann schrye oder brüllte vielmehr: Wasser! Wasser! Der alte Indier ließ sogleich einige Schläuche mit Wasser nach den Fenstern bringen. Diese Wohlthat war jedoch die Quelle eines noch grössern Unglücks; denn der Anblick des Wassers feuerte die Begierde nach dieser Erquickung bey jeden fast bis zur Raserey an, so daß, unfähig diesem heftigen Druck der Natur zu widerstehn, keiner warten konnte, bis die Reihe an ihn kam dieß grosse Bedürfniß zu stillen, sondern alle mit der äussersten Wildheit um sich herumschlugen, um es desto eher zu erlangen. Bey diesem Toben wurden viele von den andern zu Tode gedrückt, oder erstickten durch eigne Anstrengungen.

Diese grausenvolle Scene, anstatt bey der Wache Mitleiden zu erwecken, diente vielmehr zu ihrem Zeitvertreib. Die Unmenschen hielten Lichter an die Gitterfenster um das

 satanische

satanische Vergnügen zu haben, die mit dem Tode kämpfenden Engländer und ihre Convulsionen zu betrachten. In kurzer Zeit fielen viele in dem hintern Theile des Ortes in eine Athemlosigkeit, und was noch schrecklicher war in eine Verwirrung. Das Rasen der Verrückten, die bangen Klagen, die laute Stimme der Angst und der Verzweiflung erfüllten den Kerker. Das ihnen gebrachte Wasser gieng alles verlohren, da man sich so wüthend darum balgte; dieser Umstand zwang sie endlich zu einer Art von Ruhe, und die Hintersten waren zufrieden, daß die an den Fenstern Stehenden ihnen in ihren Hüten das Wasser zureichten. Es diente aber nicht mehr als Mittel ihren Durst zu stillen, oder ihre Leiden zu mindern; denn das Fieber, mit dem ein jeder befallen war, vermehrte sich von einem Augenblick zum andern mit der zunehmenden faulen Luft, die man einsaugen mußte, und die durch die stinkenden Ausflüsse so vieler in Verwesung übergehender Körper endlich pestilenzialisch wurde. Um Mitternacht waren alle diejenigen, die noch lebten, und nicht die äussere Luft an den Fenstern genossen hatten, entweder in einer starren Betäubung, oder sie waren von Sinnen gekommen und raseten wüthend. Man stieß alle nur ersinnliche Schmähreden und Verwünschungen gegen die Wache aus, in der Hofnung sie zum Zorn zu reizen, und dahin zu vermögen, Feuer auf sie zu geben, und dadurch ihre Martern zu endigen. Einige lästerten ihren Schöpfer in dieser qualvollen Verzweiflung, während daß andre den Himmel durch wilde Gebete bestürmten, bis die Schwächsten erschöpft einer nach dem andern hinfielen, und auf den Körpern ihrer todten oder sterbenden Freunde ihren Geist aufgaben. Allenthalben hörte man das Röcheln der Sterbenden. Diejenigen,

nigen, die noch in dem hintern Theil des Kerkers lebten, und durch das Wasser wenig Erleichterung bekommen hatten, machten einen neuen Versuch um nach Luft zu schnappen; sie bestiegen die Schultern und Köpfe ihrer Nachbarn, und wälzten sich über sie weg nach den Fenstern zu, woselbst die äussersten Kräfte eines jeden zwey Stunden lang angewandt wurden, entweder seinen Posten zu behaupten, oder den Raum von andern zu erkämpfen. Alles Gefühl von Mitleiden, Zuneigung und Freundschaft war gänzlich in diesem gräßlichen Zustande verlohren. Ohnmachten verschaften bisweilen kurze Pausen von Ruhe, so bald sich aber einer wieder rührte, so war es wie ein elektrischer Funke, der durch alle flog, und den Kampf erneuerte, wobey aber immer einige sanken und nie wieder aufstanden.

Man hatte so lange noch einige Achtung für Holwell als das Oberhaupt dieser Unglücklichen behalten. Nunmehr aber hörte aller Unterschied der Personen auf. Die ganze Gesellschaft drang nicht nur auf ihn zu, sondern sie ergriffen über seinem Haupte die Fensterstangen, arbeiteten sich auf seine Schultern und drückten ihn durch ihre überwiegende Last so sehr, daß er sich gar nicht bewegen, und gleichwohl auf diesem Platze nicht länger bleiben konnte. Er rief daher die auf seinem Kopfe und auf seinen Schultern stunden, um die Barmherzigkeit an, ihn frey zu lassen, damit er von dem Fenster sich entfernen und ruhiger sterben könnte. Seine entferntern Mitgenossen forderten keine Beweggründe ihm behülflich zu seyn einen Platz zu verlassen, den jeder zu erobern suchte. Die nächsten Reihen öfneten sich so weit, daß Holwell mit großer Mühe endlich in den Mittelpunct des Gefängnisses gelangen konnte.

Der dritte Theil der Gesellschaft war nunmehr todt, und die noch lebenden drangen so sehr nach den Fenstern, daß Holwell ein wenig mehr Raum fand. Aber die Luft war so faul und so stinkend, daß ihm das Athemholen plötzlich schwer und schmerzhaft wurde.

Er drang darum über die Haufen der todten Körper weg, und lehnte sich dem zweiten Fenster gegen über an einen dieser Haufen, mit dem Entschluß, hier seine Auflösung zu erwarten. Aber nach ungefähr zehn Minuten überfiel ihn ein solcher Schmerz auf der Brust und ein solches Herzklopfen, daß er nochmals genöthigt war, an die frische Luft sich durchzuzwingen. Es waren nunmehr fünf Reihen zwischen ihm und dem Fenster. Die Verzweiflung half ihm durch viere. In wenigen Minuten verließ ihn sein Herzgespann, allein er fühlte nunmehr einen unaussprechlichen Durst, und schrie lechzend nach Wasser. Dieses Wasser aber vermehrte seinen Durst, darum wolte er nicht mehr trinken, und fieng an den Schweiß aus seinem Hemde zu saugen, welches ihm einige Erleichterung brachte. Ein junger nackend neben ihm stehender Engländer ergrif den Ermel von Holwells Hemde, und beraubte ihn für einige Zeit dieses ihm in seiner Noth so wichtigen Hülfsmittels.

Noch war es nicht zwölf Uhr. Die wenigen noch Lebenden befanden sich, die an den Fenstern stunden ausgenommen, nunmehr in der äusserten Raserey. Alle schrien Luft, weil das Wasser, welches ihnen die Wache, eine teuflische Kurzweil zu treiben, gereicht hatte, nicht mehr half. Jede nur erdenkliche Beschimpfung ward der Wache angethan, damit sie hinein feure, aber alles umsonst. Bald darauf hörte mit einmal

aller Lärm auf. Die meisten noch Lebenden legten sich aller Kräfte beraubt nieder, und gaben geruhig über die Todten ausgestreckt ihren Geist auf. Indeß suchten wieder andre Holwell zu verdrängen. Ein plumper Unterofficier, ein Holländer, stieg auf die eine seiner Schultern, ein schwarzer Soldat auf die andre. In dieser Stellung blieb er von halb zwölf bis zwey Uhr. Endlich sank mit seinen Kräften seine Vernunft, länger konnte er in dieser Stellung nicht bleiben; tiefer in das Gefängniß durfte er sich nicht wagen. Er zog deshalb ein Messer aus der Tasche, um sich das Leben zu nehmen, doch er that es nicht und entschloß sich dagegen das Fenster zu verlassen. Darum bot er seinen Platz, wo er nicht mehr zu bleiben vermochte, einem englischen Seeofficier an, der mit seiner Gattin, einer jungen Dame, welche mit ihm zu sterben freywillig in die schwarze Höhle gegangen war, in der nächsten Reihe stund. Der Officier nahm diesen Platz mit unendlichem Danke ein. Aber so gleich von dem plumpen Holländer verdrungen, zog er sich mit Holwell zurück, legte sich nieder und starb. Holwell verlor bald darauf alle Empfindung.

Um zwey Uhr des Morgens waren nur noch funfzig Lebende übrig; allein selbst diese Anzahl war noch viel zu groß, um die wohlthätige Luft in der Nähe von den Fenstern einzusaugen, daher der Kampf um Luft und Leben bis Anbruch des so sehr gewünschten Tages fortdauerte, der nebst der Hofnung zur Rettung den wenigen Ueberlebenden das Bild des Todes in seiner scheußlichsten Gestalt zeigte. Es war nun Tag, allein kein Bitten und Flehen konnte die Indier noch nicht vermögen

die Thüre des Kerkers zu öfnen. Cook, der Secretär der Präsidentschaft, befand sich am Fenster, und wandte vergebens seine ganze Beredsamkeit zu diesem Endzweck an; er glaubte, daß Holwell, wenn er noch lebte, vielleicht mehr ausrichten würde. Dieser Gedanke veranlaßte zwey von der Gesellschaft ihn aufzusuchen; sie fanden ihn auch und zwar mit noch einigen Zeichen des Lebens. Als sie ihn aber zum Fenster trugen, schlug es ein jeder ab, ihm seinen Platz einzuräumen, ausser der Capitain Molls, der in dieser critischen Lage so großmüthig war, ihm den seinigen abzutreten. Dieses wirkte auf die übrigen, daß man ihm Raum machte. Er fieng eben an zu Sinnen zu kommen, als ein Abgeschickter des Nabobs anlangte, um zu fragen, ob der englische Gouverneur noch lebte. Bald darauf wurde der Kerker geöfnet. Die todten Körper lagen so dick auf einander, und die Ueberlebenden hatten so wenig Stärke, daß sie fast eine halbe Stunde Zeit brauchten, um die an der Thür liegenden Leichname ihrer Freunde wegzuschleppen, und sich herausarbeiten zu können. Von hundert sechs und vierzig, die in dieses Mordloch hereingiengen, kamen nicht mehr als drey und zwanzig lebendig heraus, und diese waren Gespenstern ähnlich. Die Soldaten sahen so wohl diese Gestalten als die hingestreckten Leichen, die durch einen beyspiellosen Muthwillen aufgeopfert waren, mit Gleichgültigkeit an. Die unerträgliche stinkende Luft, die aus dem Kerker qualmte, nöthigte sie jedoch bald sich zurück zu ziehn. Man leerte endlich dieses so genannte schwarze Loch aus, und warf sämtliche Leichname in eine dazu ausserhalb dem Fort gemachte Grube.

Holwell, der nicht fähig war aufrecht zu stehn, wurde zum Nabob getragen, der nicht das geringste Mitleiden mit seinem Zustande zeigte, oder wegen den Tod der andern Gefangenen seinen Unwillen zu erkennen gab, sondern nur bloß nach den Schätzen fragte, die die Engländer, seiner Meinung nach, vergraben hätten. Er drohete ihm mit fernern Martern, wenn er sie nicht entdecken würde, und befahl ihn in genaue Verwahrung zu nehmen. Man legte ihm darauf Ketten an; ein gleiches Schicksal hatten auch zwey andre vornehme Engländer, Court und Walcot, von denen man auch vermuthetete, daß sie etwas von den Schätzen wissen müßten; die andern aber, worunter sich auch Mills und Cook befand, erhielten Erlaubniß hinzugehn wo sie wolten. Ein englisches Frauenzimmer, die Witwe eines Officiers, den sie aus zärtlicher Liebe nicht einen Augenblick hatte verlassen wollen, hatte mit ihm im schwarzen Loche den Todeskampf gekämpft, hatte ihren geliebten Gatten in der Raserey sterben gesehen, und hatte zu Jedermanns Erstaunen, ohngeachtet ihres zarten Körpers, das Trauerspiel überlebt. Sie war die einzige ihres Geschlechts, die dabey gegenwärtig war, und wurde nun wegen ihrer Schönheit für das Serail des Feldherrn Meer Jaffier bestimmt.

IV.

Friedenscongreß der Piankaschaws, einer nord-americanischen Völkerschaft, und der Americaner der vereinigten Staaten, gehalten zu St. Vincent den 15ten April 1784.

Thomas Dalton, Bevollmächtigter von Seiten der Staaten, redete die Abgeordneten der Piankaschaws am Versammlungstage folgender maassen an:

„Meine Kinder!“

„Was ich euch schon so oft gesagt habe, ist endlich ge„schehn. Ich habe von meinem grossen Oberhaupt bey dem „Ohio-Fall Nachricht bekommen. Der Friede ist mit den „Feinden von America geschlossen. Die weissen Menschen, „Americaner, Franzosen, Spanier, Holländer und Engländer, „rauchen jetzo die Friedenspfeife. Der Tomahawk *) ist ver„graben, und alle sind nunmehr Freunde.“

„Ich habe gehört, daß die Schawanesen, die Delawa„ren, die Chikesaws, die Irokesen, und alle andere rothen

„Men-

*) Der Tomahawk ist ein Instrument, nicht unähnlich einem kleinen Beil, womit die Wilden den Feinden die Köpfe zerschmettern, zugleich dient es ihnen auch zum Toback rauchen, und zum Register ihrer Siege, die auf dem Stiel bezeichnet sind.

„Menschen das lange Messer *) bey der Hand genommen „haben. Sie haben ihnen alle Gefangene wiedergegeben, die „sich unter ihnen befanden.“

„Meine Kinder!“

„Oefnet eure Ohren, damit dasjenige, was ich euch sa„gen werde, in eure Herzen sich eingraben möge. Ihr kennt „mich. Ich habe beynahe zwanzig Jahr lang unter euch ge„lebt. Das lange Messer ist meine Nation. Ich kenne „ihre Herzen; sie tragen den Frieden in einer Hand, und den „Krieg in der andern. Ich lasse euch die Freyheit zu wählen, „nehmt jetzo das eine oder das andre. Wir bitten nie unsre „Feinde um Frieden. Wenn ihr eure Weiber und eure Kin„der liebt, so nehmt diese Schnur Wampum, **) die ich euch

*) Diesen sonderbaren Namen geben die Wilden den Virginiern. Der Ausdruck: **bey der Hand nehmen**, bedeutet Friede machen.

**) Der Wampum ist einem Rosenkranz ähnlich, und wird von einer Art sehr harter Muscheln gemacht, die man Clam nennt. Diese grosse Härte und die Seltenheit verursachen ihren hohen Preis, so daß zwey bis drey Schnuren von mittelmässiger Länge oft an 200 Piaster kosten. Man hat deren von vier Farben; weiß, blau, schwarz und gemischt. Sie werden nur allein in den vereinigten Staaten, besonders aber in Albany in der Provinz Neuyork verfertigt. Man nennt Wampumzweige vier bis fünf schmale einen Fuß lange Riemen von Häuten, worauf die geründeten, durchlöcherten Muschelwerke gezogen sind. Mehrere dieser Schnuren werden vereinigt, und die Wichtigkeit des Geschäfts bestimmt die Länge. Die Wilden sind sehr begierig nach

„hier überreiche. Gebt mir meine Leute zurück, die ihr in „euren Dörfern aufbewahrt, und die Pferde, die ihr ihnen in „Kentucke genommen habt. Eure besäeten Felder sind nie „durch das lange Messer verheert worden. Eure Weiber und „Kinder haben ruhig in ihren Häusern gelebt, während eure „Krieger unsre Menschen ermordeten und wegschlepten. Alles „dies ist die Wahrheit, wie ihr wißt. Es ist zum letztenmal, „daß ich mit euch rede. Ich habe sechs Monden gewartet um „eure Rede zu hören, und meine Leute von euch zu bekommen. „In achtzehn Nächten werde ich zu meinem grossen Oberhaupt „am Ohio-Fall gehen, wohin ich euch auch einlade zu kom„men; es wird ihm lieb seyn, aus eurem eignen Munde zu „hören, was ihr zu sagen habt. Hier gebe ich euch Toback. „Raucht, und überlegt, was ich euch gesagt habe."

Hierauf überreichte Dalton dem Oberhaupt Schnuren von blauen und weissen Wampum, und sagte: Piankaschaw rede

nach dem Wampum. Wenn sie entweder mit andern wilden Völkerschaften, oder mit den Weissen, oder auch unter sich etwas wichtiges zu verhandeln haben, so geben sie und empfangen auch Wampumschnuren, als ein Zeugniß ihrer Aufrichtigkeit. Durch die Mischung der Stücke von verschiedenen Farben bildet man darin Figuren und Gegenstände ab, so wie man sie will; womit auch oft die Verhandlungen bezeichnet werden. Man hebt diese Schnuren sorgfältig auf; denn sie machen nicht nur einen Theil des öffentlichen Schatzes bey diesen Völkerschaften aus, sondern sie sind auch gewissermaassen ihre Jahrbücher, die diejenigen studiren müssen, die das Archiv unter ihrer Aufsicht haben, das sich in der Hütte des Oberhaupts befindet.

de zu den Americanern. Der Anführer ertheilte sodann folgende Antwort:

„Mein Großvater und langes Messer!“

„Du hast viele Jahre lang unter uns gelebt. Du hast „viel von uns ausstehn müssen. Dennoch hoffen wir, daß du „mit uns, mit unsern Weibern und Kindern Mitleiden haben „wirst. Der Tag ist schön, die Sonne bescheint uns, und „die guten Friedensnachrichten sind auf deinem Gesicht zu se„hen. Dieser Tag, lieber Vater, ist ein Tag der Freude für „die indianischen Völkerschaften der Wabasch. Alle reden jetzo „durch meinen Mund. Wir haben alle nur ein Herz.“

„Wir nehmen euren Wampum an. Wir danken Gott, „daß ihr uns bewilligt habt, was wir schon seit so langer Zeit „wünschen, das ist: Friede mit den weissen Menschen. Mein „Vater! Wir haben oft Versammlungen gehalten, ehe du uns „kanntest; du weißt wie viel einige von uns gelitten haben.“

„Wir haben den Tomahawk von den Engländern be„kommen. Die Armuth hat uns dazu gezwungen. Andre „Völker haben uns zum Kriege angetrieben. Es thut uns „sehr leid. Wir wollen nunmehr die Knochen unsrer Freunde „sammlen, die auf der Erde zerstreut sind, und sie begraben. „Wir wollen den Friedensbaum pflanzen, damit Gott dessen „Zweige so ausdehnen kann, daß wir alle unter denselben bey „bösen Wetter Schutz finden können. Wir rauchen wie Brü„der die Friedenspfeife, *) und reichen sie euch hiemit dar.

 Hier,

*) Die Friedenspfeife ist ein Rohr wenigstens anderthalb, und höchstens drey Fuß lang, mit einer Haut überzogen von dem Halse

„Hier, lieber Vater, ist die Pfeife, die uns Freude bringt. „Es ist unsern Kriegern angenehm, daß wir sie dir anbieten. „Wir machen jetzo eine Kette von Freunden, die nie zerbrochen „werden wird. Da wir nunmehr mit euch nur ein Volk aus„machen, so rauchen wir auch aus einer Pfeife. Wir wissen, „lieber Vater, daß Gott auf uns erzürnt ist, weil wir eure „Pferde wegnahmen, und euren Leuten Leides thaten; er hat „uns auch dafür so viel Schnee und Frost geschickt, und da„durch alle eure Pferde und die unsrigen dazu getödtet.“

„Wir sind nunmehr ein armes Volk. Wir hoffen, daß „Gott uns helfen, und unser Vater, das lange Messer, mit „unsern Weibern und Kindern Mitleiden haben wird. Dei-

„ne

Halse einer Ente, deren Federn sehr schön, und von verschiedenen Farben sind. Am Ende des Rohrs ist eine Pfeife von rothen, weissen oder schwarzen Marmor, und hieran hängt eine Art von Fächer, der aus weissen Adlersfedern gemacht, und das Symbolum des Friedens und der Freundschaft unter den Wilden ist. An jeder Feder ist ein Quast von Haaren befestigt, die blendend roth gemahlt sind. Man kann mit dieser Friedenspfeife allenthalben ohne Furcht gehn, denn nichts ist unter diesen Völkern heiliger. Sie haben auch eine Kriegspfeiffe, die von eben der Materie und Form wie die Friedenspfeife ist, nur mit dem Unterschiede, daß sie mit den Federn eines Wasservogels geziert ist, den man Flamant nennt; ausserdem ist das Rohr auch mit der Haut eines schwarzen Vogels bezogen, der das Symbolum des Krieges ist. Dem Gebrauch gemäß gehen diese Pfeifen im Zirkel herum, und die Bewilligung des Antrags wird dadurch bezeichnet, daß man aus derselben einige Züge thut. Ein solcher Bund wird von ihnen sehr selten gebrochen.

„ne Leute, lieber Vater, die bey uns sind, befinden sich wohl. „Wir wollen sie alle versammlen, sobald sie von der Jagd zu„rückkommen werden. Beunruhige dich nicht, Vater, alle „Gefangene aus Kentucke leben, und sind gesund. Wir lie„ben sie, und unsre jungen Weiber lieben sie auch."

„Einige von den Deinigen sorgen für unsre Gewehre, „und bessern die schadhaften aus; andre sagen, daß sie Rum „machen können. Wir betrachten sie jetzo als ob sie zu unserm „Volk gehörten. In Mondesfrist wollen wir sie zu ihren „Freunden in Kentucke bringen. Wir wünschen, daß einige „von deinen Leuten mit Costea, einem unsrer Oberhäupter, „gehen mögen, der entschlossen ist unsern grossen Vater, das „lange Messer am Ohio-Fall zu besuchen."

„Lieber Vater!"

„Da es heute ein Tag der Freude für die Indianer der „Wabasch ist, so bitten wir dich um einen kleinen Tropfen von „eurer Milch, *) um unsern Kriegern zu zeigen, daß ihr uns „geneigt seyd. Wir sind in den Wäldern gebohren und aufge„wachsen, und können nie lernen Rum zu machen. Gott hat „die weissen Menschen zu Herren der Welt gemacht; sie ma„chen alles, und wir, wir lieben alle den Rum."

Nach dieser Rede überreichten die Abgeordneten der Wilden blauen und weissen Wampum nebst der Friedenspfeife.

Die vornehmsten der anwesenden Oberhäupter hiessen: Muskito; Beaver; Woods & Burning; Badtripes; Antia; Montour; Costea und Grand Court. Ausserdem waren bey dieser

*) Mit diesem Namen bezeichnen sie den Rum, den sie ausserordentlich gerne trinken.

dieser Versammlung noch andre Oberhäupter und Kriegsanführer nebst allen Einwohnern von St. Vincent gegenwärtig.

V.

Auszug eines Briefes aus Mannheim vom 30ten März 1786.

— — Ich gebe Ihnen hier von einer neuen Entdeckung Nachricht, die auf unsere bisherige Naturlehre zu grossen Einfluß hat, als daß sie nicht verdienen solte, von Ihnen eigends bemerkt zu werden.

Sie wissen, daß die neuen Naturlehrer bisher immer behauptet haben, daß die Gestirne und Planeten auf unsern Erdkloß, als den kleinsten Planeten unter ihnen, niemal einen wesentlichen und merkbaren Einfluß haben könnten, und die alten Weltweisen solchen nur ertraumet hätten, mithin der Tag und die Stunde des Säens und Pflanzens in dem vegetabilischen Reiche so, wie des Gebrauchs der Heilmittel in dem animalischen, gleichgültig, und dessen besondere Auswahl lächerlich seye; Toaldo aus Wälschland, der diese Lehre der Alten wieder zum Vortrag brachte, und sich desfalls auf erweisliche Erfahrungen berief, wurde von vielen erleuchten Ueberfliegern verhöhnt, verlacht, und seine Erzählungen den Mährchen alter Weiber beygesellt.

Nun ist aber die Einwirkung der obern Planeten auf den unserigen ganz unläugbar, und durch mehrere Versuche erwiesen. Ich komme so eben aus dem dahiesigen physikalischen Kabinet, und von dem Vorstand desselben, dem in der Elektri-

zität

zität und Witterungslehre schon sehr bekannten — und auch durch die ersten Wetterableiter in Deutschland berühmten Professor Hrn. Hemmer; dieser bewies mir durch einen seit einem ganzen Jahre her geprüften Versuche eines schreibenden Barometers, daß der Merkur im Wetterglas, er sey auch im Steigen oder im Fallen, wann die Sonne durch den Meridian gehet, alltäglich Mittags zwischen eilf und ein Uhr und so auch in der Nacht von einem gewissen Standpunkt merklich herabfalle, und alsdann wieder zu seinem eingehabten Punkt des Steigens oder Fallens zurücktrete. Ein unwidersprechlicher Beweis des grossen Drucks des Sonnenkörpers auf die Atmosphäre unserer Erde, und wobey noch sehr sonderbar ist, daß auch um Mitternacht, wann sogar die Sonne unter unsern Füssen den Meridian durchgeht, der nämliche Druck und das Fallen des Merkurs im Wetterglas allezeit, und ohne alle auswärtige Witterungsursache, beobachtet worden ist.

Wirklich wird der Herr Professor Hemmer der dahiesigen Akademie der Wissenschaften von diesen bisherigen Beobachtungen die Anzeige machen, solche auch in Absicht auf den der Erde näher stehenden Mond mit gleicher Genauigkeit fortsetzen, und dadurch das unwidersprechlich erweisen, was schon die alten Weltweisen aller wissenschaftlichen kultivirten Nationen von dem richtig und zeitbestimmlichen Einfluß der Gestirne auf unsern Weltplaneten behauptet, und nur neuere überkluge Schwindelköpfe, aus Mangel des Begrifs und aus bloßem Leichtsinn, verlacht und widersprochen haben.

Eben in diesem physikalischen Kabinet fiel mir auch ein elektrischer Versuch mit der Flamme des brennenden Lichts ganz sonderlich auf, in welchem sich zeigte, daß die brennende Flamme, die doch so viele Verwüstung verursacht, nur blos negativ-elektrisch sey.

Ich kann auch den dort so eben gesehenen elektrischen Kondensator nicht vergessen, mittelst dem und einem Elektrometer man auch die lebende elektrische Bewegungen der dichtesten Körper (z. B. der Steine, Metalle ꝛc.) ohne alles Antreiben oder sonstiges äusserliches Zuthun blos mittelst Berührung sehen, und ihre eigene Art der Elektrizität deutlich beobachten kann, und welcher Apparat zu Herstellung des Beweises hinlänglich ist, daß alles in der Natur lebt, und selbst das Leben aller Dinge in seinem Urstoffe lediglich elektrisches, in seine Flüssigkeit eingehülltes Feuer sey.

Zum Beschluß muß ich Ihnen, lieber Freund! noch eines vortreflichen Kunstwerkes erwähnen, das dahier bey dem Bildhauer Link steht, und von ihm mit vieler Kunst und Fleiß gefertigt worden ist. Es ist ein, aus einem bey Wattenheim brechenden sehr schönen weissen Stein, gefertigtes Grabmahl für die jüngst verstorbene Gräfin von Erbach, eine gebohrne Fürstin von Leiningen-Hardenburg, und bestimmt in den Schloßgarten des Fürsten von Leiningen-Hardenburg zum Denkmal dieser seiner verstorbenen Tochter gesetzt zu werden; es stellt zwo leidtragende Frauen in römischen Gewande verhüllt vor, die auf einer kleinen Tragbahre einen gedeckten Ascheukrug mit beyden Schultern forttragen; die beyden Figuren der Trauermatronen sind in Lebensgrösse durchaus gut gezeichnet, und in sehr schöner Haltung; die Gesichtsbildung ist düster und leidtragend, das Gewand um solche künstlich hingelegt, und es scheinen zwey traurigschöne griechische Grazien zu seyn, wovon die vorangehende der verstorbenen jungen Gräfin von Erbach recht meisterlich gleichen solle. Ich freue mich, dieses Denkmal bald aufgestellt zu sehen, und denn, wenn ich Türkheim einmal passire, mich daran wieder ergötzen, und den der Natur so getreuen Künstler nochmal beloben zu können. — — —

VI. Ein-

VI.

Einweihungsrede, als das Erziehungsinstitut für Söhne der gesitteteren Stände zu Neuwied ein neuerbautes Haus am Rhein den 26ten Jänner 1786 feyerlich bezog.

Wahrheit und Liebe.

Durchlauchtigste Landesältern,
Gnädigste Beförderer dieser Anstalt,
Verehrungswürdige Gönner,
Theure Mitbürger und Freunde!

Wenn mein Herz vor mehr als zwey Jahren, bey erster Gründung dieser Erziehungsanstalt billig gerührt gewesen; so ist es heute um so vielmehr bey Einweihung dieses grossen, weitläuftigen, bequemen, reizenden, romantisch-schön-gelegenen Gebäudes durchdrungen, vorzüglich wenn ich dabey die wichtigsten Veränderungen überdenke, welche diese Anstalt, seit ihrer ersten Gründung durchgegangen.

In dem vorletzten Jahre, als meinem empfindlichsten Prüfungsjahre, verlohr diese Unternehmung ihre erste Pflegerin, mein Herz die vertrauteste Freundin, und meine Kinder in ihrem äusserst zarten Alter eine Mutter. Meine Seele ward

ward durch den so bittern als lange, lange anhaltenden Schmerz tief gebeugt, mein Körper, durch innern Gram verzehrt, schwand allmählig dahin, und der schwache Stifter dieser Anstalt, welcher ihre Hauptstütze hätte seyn sollen, glaubte sich selbst, da er bey diesen traurigen Umständen die ganze Last lange Zeit allein tragen mußte, seinem gänzlichen Umsturze nahe, und hofte nur noch auf den, welcher allein erquickende Strahlen, nach tobendem Sturm ausgiessen kann — als plötzlich die ganz unerwartete Hülfe erschien.

Von den Ufern der Themse kam, dem menschlichen Anschein nach von ungefehr, der Mann, welcher von der sanften, weisen Regierung der Landesherrschaft, von dem freymüthigen Betragen vieler Einwohner, von der schönen Lage und Einrichtung unsrer Stadt gereizt, den edlen und muthigen Entschluß faßte, mit dem so sehr gebeugten Stifter dieser Anstalt gemeinschaftliche Sache zu machen, und ihm gerade die für ihn drückendste Bürde abzunehmen. Er ward nicht nur der zweyte Vater unserer Zöglinge, sondern gab ihnen auch in seiner Gattin eine thätige, muntere, an Leib und Seele starke Mutter wieder. Die Anstalt selbst gewann durch den Tausch ihrer Pflegemutter ungemein; so sehr auch die Wunde, welche meinem Herzen, und den kleinen Lieblingen desselben geschlagen worden, tief und schmerzlich geblieben.

Die Vereinigung unserer Kräfte krönte die Vorsehung mit Segen. Das Vertrauen der Aeltern wuchs und die Anzahl unserer Pflegesöhne nahm so sehr zu, daß auch diese vereinigten Kräfte der drückenden Bürde hätten unterliegen müssen, wenn nicht ein dritter Mann, dessen Kenntnisse, männliche

Erfahrung und Grundsätze weit mehrerm als unsern Bedürfnissen entsprechen, aus Liebe zur Jugend und aus Freundschaft für uns, sich entschlossen hatte, mit Hand ans Werk zu legen.

Ausser der vortreflichen mütterlichen Pflege ruht nun diese Anstalt auf drey Stützen desto sicherer, jemehr zwey davon das wirklich ersetzen, was der erste Stifter nur mit seinem guten Willen zu ersetzen wünschte.

Diese sonderbare Vereinigung aller der in jedem Fache so nothwendigen Personen, scheint mir ein sprechender Beweiß zu seyn, wie derjenige, welcher nur allein segnen kann, unsere sämtlichen Bemühungen mit einem glücklichen Erfolge ferner zu krönen gesonnen sey.

Dieser Gedanke flösse uns allen, die wir in gegenwärtigem Weinberge mit arbeiten, neuen Muth ein, daß wir bey Einweihung dieses schönen Erziehungshauses, wieder aufs neue alle unsre Kräfte aufbieten, um unserm grossen vorgesteckten Ziele immer näher zu kommen. Ich nenne unsern Zweck groß, denn er besteht in nichts geringerm, als die uns anvertrauten Pflegesöhne zu aufgeklärten Christen und zu nützlichen, brauchbaren Männern für die bürgerliche Gesellschaft zu bilden.

Es wird sich daher niemand wundern, der unsere Absicht fühlt, wenn wir jetzt die gegenwärtige neue Wohnung einzuweihen vorgeben, worin wir diesen Zweck auszuführen gedenken, soweit nämlich unsere eigene, und die Kräfte unserer mitarbeitenden Freunde hinreichen; denn wenn Lehrer der Reli-

gion die öffentlichen Gebäude, worinn sie das ganze Volk mit den troſtreichen, erquickenden Lehren Jesu erbauen, einzuweihen pflegen; so haben wir bey unsern Zöglingen denselben Zweck mit ihnen gemein, in so fern nämlich diese Lehren von allen christlichen Gemeinden angenommen sind, und unmittelbar zur Gründung unserer Ruhe und Bildung unseres Herzens abzielen. (Daß unsere Pflegesöhne die Unterscheidungslehren ihrer Kirche besonders bey öffentlichen Priestern ihrer Gemeinde erlernen, ist bekannt.) Sogar der Unterricht in den sogenannten weltlichen Wissenschaften und in den körperlichen Uebungen soll nach unserer Absicht dazu dienen, eine gesunde Seele in einem gesunden starken Körper zu bilden. Dieses neue Gebäude einweihen heißt uns also: bey dem ersten feyerlichen Eintritt in dasselbe, den grossen Zweck, welchen wir nach unseren Kräften auszuführen öffentlich versprochen haben, in seinem ganzen Umfange lebhaft fühlen; aufs neue uns vornehmen alle unsere Kräfte anzustrengen, damit unsere Treue wenigstens dem grossen Vorhaben entspreche, und uns endlich Kraft und Segen von demjenigen erflehen, welcher uns in allen vernünftigen Unternehmungen, die zum wahren Wohl der Menschheit abzwecken, väterlich zu unterstützen versprochen hat. Ja, grösser allmächtiger Vater der Menschen! schenke du uns Kraft und Weisheit, damit wir täglich fähiger werden, die uns anvertraute Jugend zu ächten Mitgliedern des unsichtbaren Reichs der Wahrheit und Liebe zu bilden, welches du hienieden durch deinen Sohn gestiftet hast. Schenke du uns standhafte Beharrlichkeit in Ueberwindung aller Schwierigkeiten, und in Zeiten der Prüfung erfreue uns ferner, wie bisher, zu rechter Zeit mit deiner göttlichen Hülfe,

damit wir immer mehr mit felsenfestem Vertrauen an dir hangen, unser ganzes Beginnen nach deinen Absichten einzurichten suchen, und mit kindlichem Glauben hier und dort vielfältigen Segen unserer Arbeit erwarten!

Auch Ihr, unsere jungen, lieben Freunde! die Ihr nun Augenzeugen seyd, mit welchem feyerlichen Ernste wir nun vor Gott, unserer gnädigsten Landesherrschaft, und dieser ganzen ehrwürdigen, zahlreichen Versammlung — unsere Gelübde erneuert haben, und wie sehr es uns angelegen ist, das schmeichelhafte Zutrauen Euerer Aeltern zu verdienen, welche uns ihr Liebstes auf der Welt in Euch anvertrauet haben — auch Ihr, nehmt Euch jetzt eben so ernstlich vor, unser an sich schon schweres Amt nicht vorsetzlich noch mehr zu erschweren. Bedenkt, jemehr Ihr im Unterricht nützlicher Wissenschaften, Sprachen und Künste Euere Lehrer durch anhaltende Aufmerksamkeit erfreuet; desto munterer bleiben diese in ihrem Vortrag, desto geneigter werden sie Euch über die aufstossenden Schwierigkeiten forthelfen, und Ihr habt selbst den einzigen wahren Vortheil davon, daß Ihr diese nützlichen Kenntnisse desto besser fasset, welche Euch auf Euere ganze künftigen Bestimmung vorbereiten sollen. Jeder Tag, jede Stunde, jeder Augenblick, welcher Euch ungenützt entschlüpft, ist in alle Ewigkeit unwiederbringlich verlohren. Benützt Ihr diese von Sorgen befreyten Jahre nicht, macht Ihr Euch die Jugendzeit nicht zu nutze, wo Euere feurige Seele mit solcher Leichtigkeit über alle Schwierigkeiten sich durcharbeiten kann; so verschwendet Ihr die Zeit, wo Ihr auf die Zukunft sammlen sollt, und werdet einst Euch selbst und andern zur Last.

Folgt Ihr unseren väterlichen Warnungen und Rathschlägen zur Bildung Eueres Herzens und Euerer ganzen Sittlichkeit, so setzt Ihr uns in das angenehme Verhältniß, daß wir immer als Freunde zu Freunden mit einander sprechen können, daß Ihr nicht die unangenehmen Folgen erdulden müsset, welche Euere Unerfahrenheit und Leichtsinn unausbleiblich nach sich ziehen würden, wenn Ihr uns, als Eueren ältern Freunden, Euere Folgsamkeit versagen woltet. Ihr wißt schon aus Erfahrung, wie sehr wir uns Mühe geben durch eine zweckmässige Lehrart die Erlernung der nöthigen Kenntnisse, so viel als die Natur der Sache es zuläßt, Euch zu erleichtern; wie sehr wir ferner geneigt sind, Euere mässigen und nützlichen Arbeiten mit unschuldigen und zweckmässigen Vergnügungen zu durchwürzen; wie gerne wir die Schöpfer Euerer Freuden werden, und wie nur triftige Ursachen uns bewegen können, Euch scheinbare und in der That zweckwidrige Vergnügungen abzuschlagen. Schenkt Ihr uns also Euere vernünftige Folgsamkeit, die auf das Bewußtseyn unserer bessern Kenntniß von dem wahren Werth der Dinge, und unserer Liebe zu Euch gegründet ist; so dürfen wir uns nur als Euere Freunde zeigen, und hoffen dann unter göttlichem Segen, Euch zu Gott und Menschen angenehmen und nützlichen Bürgern des Staats zu bilden: Wollet Ihr uns aber diese dem freyen Menschen nicht unwürdige Folgsamkeit versagen, so müssen wir Euch Beweise geben, daß unsere Güte nicht Schwäche ist, und Ihr setzt uns in die für uns und Euch unangenehme Nothwendigkeit, daß wir den liebevollen Freund in einen strengen Zuchtmeister verwandeln müssen. Ihr steht auf dem Scheidewege, sagt, wozu wollt Ihr Euch entschliessen?

(Hier

(Hier standen die Zöglinge auf, und einer von ihnen sang im Namen aller die Entschlüsse, wo am Ende einer jeden Strophe das ganze Chor einfiel.)

Entschluß der Zöglinge.

Einer allein.

Auf, Brüder! laßt uns Hand in Hand
Den Pfad der Tugend wandeln!
Gott gab Gefühl uns und Verstand
Um schön und gut zu handeln;
Laßt dieß Geschenk uns nicht entweihn!
Laßt Weisheit Eure Losung seyn!

Alle.

Ihr wollen wir uns weihn.

— — — — —

Einer allein.

Gehorsam ist die erste Pflicht,
Die uns ihr Wink gebietet.
Thut willig, was der Lehrer spricht;
Was ihn betrübt, verhütet!
Wie wird er des Berufs sich freun,
Uns Führer, Vater, Freund zu seyn!

Alle.

Laßt uns gehorsam seyn!

— — — —

Zum Beschluß.

Weisheitsschätze zu erwerben,
Laßt uns unermüdet seyn,

Und uns einig, bis wir sterben,
Ihres holden Blickes freyn!
Daß wir edle Männer werden,
Bieder, aufgeklärt und gut;
Weisheit gab noch die Beschwerden.
Aber sie giebt Kraft und Muth.

— — — — — — Gott stärke Euch in diesem Entschluß!

Meine Freunde! Es ist bey grossen Zwecken sehr aufmunternd, wenn viele glückliche Umstände sich verbinden, welche die Erreichung des vorgesetzten Ziels begünstigen. Ich halte es daher diesem Freudentage sehr angemessen, wenn ich uns Lehrern und Schülern, in einem Gemählde diejenigen vortheilhaften Umstände gedrängt zur Uebersicht darstelle, welche zu Gunsten unserer Absichten, so glücklich hier zusammen eintreffen.

Vor allen zeichnet sich die aufgeklärte und väterliche Denkungsart unserer Durchlauchtigsten Landesherrschaft aus. Befürchten Sie nicht, gnädigstes Fürstenpaar! daß ich heute an diesem feyerlichen Tage die Würde der gegenwärtigen ansehnlichen Versammlung; meine Würde als Menschenerzieher in Gegenwart meiner Zöglinge; und was noch mehr ist, als alles dieses — Ihre eigene wahre Würde durch niedere Schmeicheleyen entweihen werde. Wenn es aber der bessern Menschen edelstes Vergnügen ist — und so freuet sich die Gottheit selbst — daß sie die glücklichen Folgen ihrer guten Handlungen fühlen, so sey es mir vergönnt in Ihrer Gegenwart hier öffentlich zu sagen, was schon längst allgemein bekannt ist; daß

nämlich

nämlich Ihre weisen Grundsätze der Duldung und der Handlungsfreyheit eine Menge aufgeklärter und durch ihre Geschicklichkeit sich auszeichnender Männer hier unter Ihrem Schutz vereinigt haben, wodurch diese Stadt nebst ihrer schönen und glücklichen Lage vorzüglich zur Anlegung einer Erziehungsanstalt geschickt ist. Die Neigung Ihrer fürstlichen Herzen alle wohlthätige und nützliche Unternehmungen väterlich zu unterstützen, hat auch mich Fremdling in den Stand gesetzt, den ersten Grundstein dieser Weisheitsschule zu legen. Der Ruf Ihrer sanften Regierung lockte in diesen reizenden Wohnort meine übrigen Gehülfen, welche von der Würde des Erziehungsstandes, von der Hofnung ewig — bleibendes Gutes zu stiften, und von der ganzen Nutzbarkeit dieser Unternehmung aufgemuntert, ihre Kräfte mit denen des ersten Stifters verbanden. Sie, Durchlauchtigste Landesältern! setzen noch täglich Ihre väterliche Pflege fort, indem unsere Zöglinge, die so unschätzbare Gnade geniessen, in den fürstlichen Wohnungen selbst die wichtigen Regeln des Anstandes und des ungezwungenen edel — freymüthigen Betragens zu erlernen. Die gnädige Vorsorge Euerer Durchlauchten erstreckt sich sogar auf die Bildung unserer Pflegesöhne — durch nützliche körperliche Uebungen, deren Anlage die Kräfte eines Privatmannes übersteigen. Alle diese Ihre großmüthige Gesinnungen für die gegenwärtige Erziehungsanstalt, haben denn nun auch die Folge, daß Sie nicht nur Jünglinge aus verschiedenen Provinzen Deutschlands und aus dem Lande der alten braven Bataver, sondern sogar aus den zwey vornehmsten Hauptstädten unseres Welttheils von den Ufern der Themse und der Seine hier vor Ihren Augen versammlet sehen; und vielleicht in diesem

Augenblick trägt der Rücken des grossen Oceans die angekündigten Pflegesöhne, welche ihren Welttheil verlassen, um an diesen Ihren fürstlichen Gnadenbezeugungen hier Antheil zu nehmen.

Wenn nun durch diese Wohlthaten aufgemuntert sämtliche Erzieher und Lehrer alle ihre Kräfte aufbieten, den Verstand ihrer Zöglinge mit wahrhaft nützlichen Kenntnissen auszuzieren, und ihrem Herzen die Vortheile der Gottes- und Menschenliebe, der geprüftesten Rechtschaffenheit, der gegen den Urheber alles Guten dankbaren Mässigkeit im Glück, der unerschütterlichsten Standhaftigkeit in Leiden und Gefahren lebendig fühlbar zu machen — und diese unsere Pflegesöhne einst bey ihrem Eintritt in die Welt, durch die hier erworbenen Kenntnisse und Geschicklichkeiten, durch Ausübung der hier gesammelten Grundsätze sich glücklich fühlen, und dieselben wieder in ihrem ganzen Wirkungskreise ausbreiten — — — o dann sind Sie, Durchlauchtigste Landesältern! die erste menschliche Quelle alle des Guten, welches diese Pflanzschule in der Welt verbreitet, und jenseit des Grabes, wann ihnen vergönnt seyn wird, die ganze Kette des Guten zu überschauen, wovon hier der Saamen ist ausgestreut worden — dann werden Sie den Augenblick segnen, worin Sie sich entschlossen haben, dem Gefühle Ihrer fürstlichen Herzen zu folgen und diese Schule zu stiften.

Wenn ich zu den übrigen für diese Anstalt hier vereinigten glücklichen Umständen schreite, so sind sie natürliche Folgen der eben erwähnten vortheilhaften Gesinnungen unserer geliebten Landesältern. Ich rechne hierher vorzüglich das für uns

Lehrer

Lehrer und Schüler so schätzbare Glück der Freundschaft und Liebe, welcher uns die sämtlichen Lehrer der drey Religionspartheyen, wozu unsere Zöglinge gehören, bisher gewürdigt haben. Sie, welche so sehr mit den allgemein bekannten weisen, duldenden Grundsätzen der hiesigen Regierung harmoniren, unterstützen uns mit ihrem Rath, ihren ausgezeichneten, aufgeklärten Kenntnissen, und wir können auf ihre vertrautere Freundschaft desto stolzer seyn, jemehr sie die heilsamen Lehren, welche aus ihrem Munde fliessen, mit dem reinsten Wandel bestätigen. Wir haben das Glück, daß sie die Grundsätze billigen, welche wir als Christen unseren Zöglingen beyzubringen suchen. Sie erweitern dieselben in ihrem öffentlichen und Privatunterricht, und besitzen die so seltene als schätzbare Kunst, die ächte Religion Jesu für den schärfsten Verstand so überzeugend, als für jedes unbefangene Herz eindringend und erwärmend darzustellen. Wohl unseren Zöglingen, welche das unschätzbare Glück geniessen bey der wichtigsten Angelegenheit der ganzen Menschheit in so vortrefliche Hände zu gerathen! und dreymal wohl uns, daß diese Männer in unserm Wirkungskreise sich befinden, unsere Freunde sind, und in dieser uns sämtlich für unsere Zöglinge so wichtigen Angelegenheit unsere lieben Mitarbeiter seyn wollen. Gott segne ihre und unsere Arbeit in Bildung der Herzen unserer Pflegesöhne! Die Freundschaft und Liebe, welche diese Religionslehrer selbst sich einander gegenseitig beweisen, ist auch unsern Zöglingen eine auf Vernunft und Religion gegründete anschauliche Lehre, wie Menschen als Menschen und Christen sich einander herzlich lieben und schätzen können, wenn sie auch nicht in allen Stücken einerley Meynung haben, ohne deswegen auf eine gefährliche,

lauliche Gleichgültigkeit zu verfallen, welche sich so gerne unter dem Namen der Duldung einzuschleichen sucht.

Zu den nicht geringen Vorzügen des hiesigen Wohnorts rechne ich die aufgeklärte Denkungsart so vieler unserer Mitbürger, ihre Achtung für unsern Stand und einen jeden würdigen Erzieher. Ihr Edeln alle, welche sowohl durch ernsthafte Unterredungen, als durch muntern Scherz und gesellschaftliche Vergnügungen unserer Seele so viele Ermunterung gebt, unsern ernsten Beruf mit so menschlich-würdigen Freuden durchwürzet, auf deren Achtung und Liebe wir so sehr Ursache hätten stolz zu seyn — empfanget an diesem Freudentage unsern öffentlichen, reinen und herzlichen Dank. Und Du, Geber alles Guten, seyest gepriesen, daß Du vorzüglich mir in einem fremden Lande, in diesem für Verstand und Herz so reichhaltigen Zirkel so viele Entschädigung vergönnest, da Du nach Deinem väterlichen Rathschluß aus Ursachen, die ich jenseits des Grabes erkennen und anbeten werde, mir die ergiebigste Quelle aller menschlichen Freuden hast versiegen lassen!

Weil unsere Zöglinge bey uns Gelegenheit finden in allen auf ihren künftigen Stand vorbereitenden Künsten, Wissenschaften und Uebungen des Körpers hinlänglichen Unterricht zu empfangen, und den seltnen Vortheil geniessen, die vier wichtigsten lebendigen Sprachen unseres Welttheils, nicht nur nach ihren Regeln, sondern auch als lebendige Sprachen im äusserlichen Umgang in ihrer völligen Reinheit der Aussprache zu erlernen; so finden wir Erzieher alle nöthige Mittel zur Ausführung unseres Zweckes, und unsere Pflegesöhne geniessen hier die Vorzüge der grössesten Städte, ohne ihren Gefahren ausgesetzt

ausgesetzt zu seyn. Zu allen diesen Vortheilen gesellet sich von nun an die entzückende Lage unseres Wohnhauses, welches dem Auge die romantischschöne Aussicht auf den lieben alten, vaterländischen Rhein giebt. Wir überschauen seine reizende Ufern von der hohen Reichsfestung an der Vereinigung der Mosel mit dem Rhein, bis an die ehemalige Residenz des deutschen Kaysers, Friederichs des Ersten, mit dem Beynamen des Rothbarts — also eine Strecke von zwey vollen deutschen Meilen in der Länge. Ungefähr eben so weit sind die Gebirge, welche unserm Auge an dem dis- und jenseitigen Ufer Gränzen setzen, von einander entfernt, so daß wir auch in der Breite eine fast eben so weitläuftige Aussicht geniessen.

Benützt, Ihr lieben, jungen Freunde! alle diese Vortheile und Annehmlichkeiten, welche sich zu Eurem Besten hier mit einander vereinigen. Sammelt als arbeitsame Bienen mit Wucher auf den hiesigen reichhaltigen Blumen, den süssen Honig, welcher Euch denn auf den Winter Eueres Lebens hinlängliche Versorgung, Achtung und Liebe der Rechtschaffenen, Zufriedenheit mit Euch selbst, die Gnade des Allerhöchsten und eine fröliche Aussicht bis in die unvergänglichen Gefilde jenseits des Grabes verschaffen wird!

Wisset, meine jungen Freunde! daß wir bey erster Gründung dieser Erziehungsanstalt uns zum Losungsworte Wahrheit und Liebe gewählt haben; Wahrheit, welche nie in Bitterkeit, und Liebe, welche nie in Schwäche ausarte. Ja, meine Lieben! wir wünschten Euern Verstand mit den beruhigendsten und nützlichsten Wahrheiten auszuzieren, und Euer Herz mit einer Liebe zu erfüllen, welche unbegränzt gegen den

den Allvater aller empfindenden Geschöpfe und brüderlichrein gegen jeden unserer Nebenmenschen ist. Das unsichtbare Reich der Wahrheit und Liebe ist leider sehr klein auf dieser Erde. Die mächtigen Feinde, mit welchen es in einen ewigen Krieg verwickelt ist, sind Dummheit und Vorurtheile, Heuchelen, Haß, Neid, zweckwidrige Wollust, Herrschsucht, Habsucht und das ganze übrige grosse Heer menschlicher Verstimmungen. Die glücklichsten Waffen, deren sich das kleine Reich der Wahrheit und Liebe auf eine unüberwindliche Art gegen seine mannigfaltigen und mächtigen Feinde bedient, bestehen mit einem Worte in — Weisheit, das heißt, in der Kenntniß unserer selbst, des wahren Werths der uns umgebenden Dinge, und des unsichtbaren Schöpfers Himmels und der Erde; so viel nämlich die menschliche Seele jetzt noch von allen diesen wichtigen Gegenständen zu fassen fähig ist. Die Mittel zu dieser Weisheit zu gelangen sind: anhaltender Fleiß, der nach Wahrheit strebt, und unerschütterliche Rechtschaffenheit, oder überschwenglicher Hang das größtmögliche Glück und die allgemeinste Wohlfarth zu befördern.

Seyd Ihr mit mir überzeugt, daß nur das Reich der Wahrheit und Liebe ächte Glückseligkeit gewähre, daß alle seine Mitglieder das Gepräge der wahren Weisheit an sich tragen müssen, und daß nur Fleiß und Rechtschaffenheit uns wirklich dahin leiten können, so laßt uns dieses neue Gebäude, worin nur wahre Weisheit gelehrt werden soll, dadurch auf die feyerlichste Art einweihen, daß wir hier im Angesicht des Schöpfers Himmels und der Erde, unserer Durchlauchtigsten Landesherrschaft und dieser ganzen ehrwürdigen Versammlung

unser Bündniß der Weisheit, des Fleisses und der Rechtschaffenheit erneuern, und unsere Zöglinge, welche noch nicht öffentlich daran Theil genommen haben, in dasselbe aufnehmen. Wem es wirklich angelegen ist, daran Theil zu nehmen, der trete auf, sage laut und öffentlich: Ja, und schliesse mit seinen Nachbarn einen Kreis.

Laßt uns dieses Bündniß mit dem brüderlichen Kuß und Händedruck bestätigen!

Gott segne — segne — segne den Bund der Weisheit, des Fleisses und der Rechtschaffenheit.

So oft wir in diesen Versammlungssaal treten, wollen wir uns dieses Gelübdes erinnern. So oft wir die einförmige Kleidung anlegen, wollen wir daran gedenken, daß wir uns hier vorgenommen haben würdige Glieder des Reichs der Wahrheit und Liebe zu werden, und durch Erlangung und Ausübung wahrer Weisheit alle seine mächtigen Feinde muthig zu betrügen.

Weisheitsschätze zu erwerben,
Laßt uns unermüdet seyn!
Und uns innig bis wir sterben
Ihres holden Blickes freun!
Daß wir edle Männer werden
Bieder, aufgeklärt und gut.
Weisheit gab noch nie Beschwerden;
Aber sie giebt Kraft und Muth.

VII. Con-

VII.

Connatonto.

Eine americanische Geschichte aus dem letzten Kriege.

Die Indianer sahen den Krieg zwischen England und America mit Erstaunen und Greuel an. „Welche unerhörte Raserey, riefen diese Kinder der Natur, hat die Hand von Vater und Sohn so gegen einander bewafnet? Wir haben viel „Geschwätz von den Missionärs gehört, die ihr zu uns geschickt „habt, über die Vortreflichkeit eurer Religion; lehrt denn „diese euch wie ihr wider das vornehmste Naturgesetz handeln „sollt?“

Auf diese Weise sprachen Anfangs die kunstlosen Bewohner der Wüsten über diesen unnatürlichen Krieg, und erst nach, nachdem alle Künste und Ueberredungen angewandt waren, wurden sie endlich dazu gebracht, die Streitaxt in einer Sache zu ergreifen, die sie als gottlos und unmenschlich ansahn. Unter den Mirgos, einer nördlichen Völkerschaft, befand sich ein junger Wilder, Sohn eines Oberhaupts, der von seiner Nation sehr geschätzt wurde; auch der Jüngling hatte durch seine guten Eigenschaften die Liebe aller seiner Landesleute erworben. Man erlaubte ihm bey Volksversammlungen zu reden, und die alten Sochems hörten mit Erstaunen seine Beredsamkeit und vernünftigen Gründe. Ob gleich er noch jung

war, so wurde er doch als das größte Muster der Nachahmung angesehn, und jeder Vater wünschte, sein Sohn möchte den Tugenden des jugendlichen Connatonto nacheifern. In Geschwindigkeit kam er dem fliehenden Rehe gleich, und wenn ein Pantherthier aus dem Dickicht herausstürzte; so war Connatonto der erste, der darauf los gieng. Die Gefahren der Jagd aber waren wenig dem Ehrgeiz seines Herzens angemessen; er wartete daher bloß auf eine Gelegenheit einen Feind anzutreffen, der seines Arms würdig war. Aus dieser Ursache unterstützte er die englischen Abgeordneten, um seine Nation dahin zu vermögen, sich mit ihnen zu verbinden. Unter den Töchtern der Mirgos hielt Latesa den ersten Platz in Ansehung ihrer Reize. Sie war wohlgewachsen, hatte eine schöne Gesichtsfarbe, und eine angenehme Stimme. Auch durch die Eigenschaften ihres Geistes und durch sanfte Manieren zeichnete sie sich aus, und setzte alle junge Krieger in Bewegung, die sich bemühten ihre Gunst zu erlangen. Sie durchstrichen die dicksten Wälder, um sie mit den kostbarsten Rauchwerken zu beschenken. Alles aber war vergebens, denn ihr Herz war schon an Connatonto gefesselt, der dabey sich auch nicht unempfindlich zeigte, sondern ihre Neigung aufrichtig erwiederte. Ihre Väter waren mit dieser Leidenschaft sehr zufrieden, und warteten nur auf das grosse Nationalfest, um diese Liebenden zu vereinigen. Dieser Zeitpunct war schon nahe, als die englischen Agenten ankamen, und den Sochems anlagen eine Generalversammlung zu halten, um Krieg oder Frieden zu beschliessen.

Nun war es, daß der ehrsüchtige Connatonto Hofnung hatte seinen Wunsch nach Ruhm zu befriedigen, und dieser Lei-

denschaft

denschaft mußte selbst die Liebe zu seiner Latesa Platz machen. Der Streit in der Versammlung war groß. Die alten, vorsichtigen und geschwächten Krieger waren ganz dawider, Antheil an der Uneinigkeit zu nehmen, die zwischen dem grossen König (ein Name, den sie gewöhnlich dem König von England geben) und seinen Kindern herrschte; sie zeigten die Gefahren an, die damit verbunden wären, und empfohlen die genaueste Neutralität. Die Parthey des Connatonto siegte jedoch; denn alle junge Indianer, die sämtlich nach Ruhm dürsteten, verlangten, daß die Streitaxt ausgegraben werden solte, und so wurde die Stimme der Vernunft durch das Geschrey der Jugend erstickt. Man verabschiedete die Agenten mit der Versicherung, daß eine grosse Anzahl Krieger bald bey ihrer Armee eintreffen solte, und Connatonto wurde einstimmig zum Befehlshaber derselben gewählt. Dieser Entschluß kam sehr geschwinde der verliebten Latesa zu Ohren, und brachte sie fast zur Verzweiflung. Doch diese wurde endlich durch ihren indianischen Muth verdrungen; sie rief alle ihre Standhaftigkeit zu Hülfe, und suchte ihren Connatonto auf, den sie von seinen jungen Kriegsgefährten umringt fand, voller Freude über die annähernde Gefahr, und mit Vorbereitungen zum Aufbruch beschäftigt. Connatonto sahe sie kommen; die Liebe triumphirte einen Augenblick über seine Ruhmsucht, und er floh in ihre Arme. In dieser Lage blieben sie einige Minuten, bis Latesa sich von ihrem Taumel erholte, und ihren Liebhaber auf folgende Weise anredete: „Denke nicht, mein geliebter „Connatonto, daß deine Latesa so sehr die Pflicht vergessen „solte, die sie ihrem Volke schuldig ist, sich zu bemühn dich „zurückzuhalten, oder auch nur ihren Kummer zu zeigen.

„Nein!

„Nein! wenn sie dieses thäte, würde sie des Connatonto Lie„be unwürdig seyn. Gehe, mein geliebter Krieger, und möge „ein guter Erfolg jeden deiner Schritte begleiten! Mögen die „feindlichen Pfeile unschädlich um dein Haupt fliegen, und die „aufgehobenen Waffen schwach aus deines Gegners Händen „fallen! Laß mich dich mit Ruhm gekrönt wiedersehn; denn „so theuer Connatonto auch der Latesa ist, so würde sie lieber „hören, daß er muthig kämpfend gefallen wäre, als daß er ei„nem Krieger den Rücken zugewandt hätte. Aber, Conna„tonto! soltest du nicht mehr wiederkommen deine getreue La„tesa zu beglücken, so schwört sie bey den Göttern ihrer Väter, „nicht ihren Geliebten zu überleben, sondern sogleich seinen „Geist in jenen glücklichen Feldern aufzusuchen, die das grosse „Wesen für die Getreuen und Muthigen bestimmt hat."

Indem sie dies sagte, gab sie ihm ein Armband von ihren Haaren, brach in Thränen aus, und gieng ganz niedergeschlagen nach ihrer Hütte zurück. Die Indianer brachen nun auf, um sich mit der englischen Armee zu vereinigen; auch der Vater des Connatonto, den die Americaner den Namen die Klapperschlange beygelegt hatten, marchirte mit, jedoch unter dem Commando seines Sohnes. Seine Absicht war, durch seine Erfahrung und guten Rath den ungestümen Muth des Jünglings zu leiten. Wenig Tage nachher, als sie bey der Armee angelangt waren, setzte sich diese in Bewegung. Eines Morgens auf dem Marsch traf Connatonto auf einen grossen Trupp Americaner, den er sogleich angrif und in die Flucht jagte. Er war aber hiemit nicht zufrieden, sondern gab wider den Rath seines Vaters Befehl sie über eine grosse Ebene in

die Wälder zu verfolgen, da sie sich jenseit derselben zu setzen versuchten; Connatonto hatte aber kaum die Mitte des Holzes erreicht, als er zu seinem Erstaunen einen grossen Haufen Infanterie gewahr wurde, der gerade auf ihn zukam, während daß ein Haufen Reuterey sich ihm im Rücken zeigte. Die Indianer, die wohl einzelne Pferde, aber niemals einen Trupp bewafneter Reuter gesehn hatten, waren über diese Erscheinung mehr stutzig, als daß sie ihnen Furcht einflößte; so überlegen auch die Feinde waren, so verlohren sie doch nicht den Muth. Allein der Vater des Connatonto sah, daß keine Hofnungen statt fanden; ihr Rückzug war abgeschnitten, Gnade konnten sie nicht erwarten, und wolten auch keine verlangen; es blieb ihnen also nichts übrig, als ihr Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Er rief daher seinen Sohn, und redte ihn mit folgenden Worten an: „Ich hofte, mein lieber Connatonto! so „lange zu leben, daß ich meinen Sohn gesehn hätte in die Fuß„stapfen seines Vaters treten, und ihn an Ruhm übertreffen; „da aber, mein Sohn! es mir nicht erlaubt ist, Dir zu lehren, „wie man leben soll, so will ich doch den Trost haben, durch „mein Beyspiel Dir zu zeigen, wie man sterben muß. Stelle „Dich daher nur an der Seite Deines Vaters, und laß uns „wenigstens unsre Feinde zwingen unsern Muth zu ehren.“ Connatonto gehorchte, und einen Augenblick nachher geschah der Angrif der Americaner von allen Seiten. Die Indianer, durch Verzweiflung angetrieben, obgleich bestürzt über den prellenden Ansatz der Cavallerie, sparten ihr Feuer, bis die Pferde ihnen ganz nahe auf dem Leibe waren. Jedoch was half die Vertheidigung! So groß der Muth auch war, so mußte er doch der Menge unterliegen. In wenig Augenblicken lagen

die

die meisten Indianer zu Boden gestreckt, und die brave Klapperschlange, nachdem sie mehr als einen Feind erlegt hatte, fiel auch endlich mit Wunden bedeckt. Connatonto bemühte sich den hingefallenen väterlichen Leichnam zu beschirmen, aber ein wohlthätiger Schuß, der ihm gerade in die Brust fuhr, verursachte, daß er auf den Körper seines Vaters hinsank, und ohne einen Laut hören zu lassen, den Geist aufgab. Von dem ganzen indianischen Trupp retteten sich nur fünf, die diese traurige Nachricht ihrem Volke hinterbrachten. Die unglückliche Latesa hatte indessen mit grosser Ungeduld ihren Liebsten erwartet. Als die wenigen, die dem Schwerd entronnen waren, zu Hause anlangten, saß sie an der Thür ihrer Hütte, und arbeitete an einem Gürtel für ihren Connatonto. Da sich die Krieger näherten, warf sie ihre Arbeit weg, und sprang ihnen entgegen; allein, leider! waren deren niedergeschlagene Blicke und schweigende Zungen eine hinreichende Nachricht von ihrem traurigen Schicksal, sie sank daher sprachlos zu ihren Füssen. Als sie sich wieder etholte, ließ ihr das Geschrey der Umstehenden, die die Trauerboten umringt hatten, keinen Zweifel übrig, daß Connatonto nicht mehr sey. Sie wolte jedoch alle Umstände seines Unglücks wissen, und hörte die trostlose Erzählung an, ohne sie zu unterbrechen. Nach deren Endigung aber redte sie mit Blicken voll Wuth und Verzweiflung das versammlete Volk an: „Seht hier, Ihr Mirgos! die Männer, die, nachdem sie „ihren Anführer in der Stunde der Gefahr verliessen, und aus „Feigherzigkeit dem Tode auf dem Schlachtfelde entrannen, „dennoch die Kühnheit haben, hier vor euch mit ihrer erschrecklichen Nachricht zu erscheinen. O Ihr Mirgos! gestattet „nicht, daß sie die Frucht ihrer Muthlosigkeit einernten, son-

„dern

„dern gebt ihnen einen schimpflichen Tod, weil sie einen ehren„vollen mit ihren Kriegsgefährten vermieden haben.“ Diese Worte feuerten die Leidenschaften des wüthenden Volks noch mehr an, sie stürzten auf die Unglücklichen mit ihren Tomahawks los, und in einem Augenblick waren sie alle niedergemacht. Latesa sahe mit Vergnügen dies Opfer, das man dem Andenken ihres Geliebten brachte, und wandte sich abermals an ihr Volk: „Was mich betrift, Ihr Mirgos! so habe ich „geschworen den Fall meines Connatonto nicht zu überleben; „ich gehe hin, um ihn mit den Geistern unserer Väter in jenen „Feldern des Friedens aufzusuchen, wohin die grausamen Weis„sen nie kommen können. Alles, was ich von euch erbitte, „ist, euch der unglücklichen Latesa zu erinnern, und den Tod „ihres Connatonto zu rächen.“ Nach diesem feyerlichen Abschiede lief sie einem Abgrunde zu, der über einen grossen Wasserfall hieng, rief den Geist ihres Geliebten, und stürzte sich in den brausenden Strom. Die Mirgos haben ein rauhes Denkmal diesen Liebenden errichtet, und ihr Andenken ist unter ihnen heilig.

T.

Weißenfels, gedruckt bei Friedrich Severin.

Litteratur und Völkerkunde,

5ter Jahrgang 9ter Band.

No. IX.

September 1786.

Dessau und Leipzig, bey G. J. Göschen.



Ankündigung einer allgemeinen politischen Zeitung für alle Stände.

Da ich [illegible] auch Ursache hatte zu hoffen, daß die seit dem 12ten April d. J. in mehreren öffentlichen Blättern wiederholte Anzeige von der künftigen Einrichtung unsrer hiesigen (seit 1703 ununterbrochen fortgesetzten) politischen Zeitung, einige Erwartung zum Vortheil derselben veranlassen dürfte; so konnte ich mir doch nicht schmeicheln, als ich mit den ersten Worten dieser Bekanntmachung, selbst noch mitten im Vierteljahre, mit einem so schmeichelhaften Zutrauen beehrt zu werden, als es wirklich geschehen ist. Zwar mußte auch der gütige Beifall, den meine bisherigen literarische Versuche gefunden hatten, auch bei diesem Unternehmen einigen Erfolg in der Zukunft vermuthen lassen: aber dennoch berechtigte mich dies noch nicht, eine so baldige, schnelle Verbreitung dieses Geschäfts zu erwarten; nachdem zumal überall die offenherzige Erklärung vorhergeschickt worden, daß ich bis Johannis d. J. außer der Besorgung meiner gewöhnlichen Korrespondenz nur einen entfernten Antheil daran nehmen könnte. Je angenehmer es also für mich ist, die eigene Erwartung von der Aufnahme meines ersten Zeitungsblattes sehr weit übertroffen zu sehen, je schmeichelhafter es mir sein muß, daß z. B. Halberstadt allein, (wo vorher lange keine hallische Zeitung war gelesen worden) 10 Exemplare, und verschiedene Orte von ohngefähr 2—3000 Einwohnern 4—6 Exemplare seit der ersten Veränderung zur Stelle bestellen: desto stärker und desto gewissenhafter muß auch auf meiner Seite mein Bestreben werden, die Forderungen der Leser nach allen Kräften zu befriedigen. Inwieferne günstige Lage und weitläuftige Bekanntschaft die Erfüllung meiner Verbindlichkeit erleichtern, kann man schon eine kleine Erwartung vermuthen, wenn ich hiermit die Versicherung gebe, daß von beinahe 300 Freunden, die mich bisher theils wöchentlich, theils monatlich, theils auch nur dann und wann mit ihren Briefen beehrt haben, mehr als die Hälfte Hofnung macht mich theils wöchentlich, theils monatlich zum Besten meiner Zeitung mit neuen Nachrichten zu unterstützen. Mehrere von diesen thätigen Freunden haben die erwünschteste Gelegenheit, jede neue Begebenheit, auch außerhalb Deutschland, einige sogar außerhalb Europa, aus der ersten Quelle zu erfahren. Auf solche Weise kann man sich leicht überzeugen, daß wir nie nöthig haben werden blos deutsche Zeitungsblätter zu kopiren. Eben so wenig dürfen wir besorgen, selbst bei einer allgemeinen politischen Ruhe in die Verlegenheit zu kommen, unsre Leser mit weitläuftigen Erzählungen von den Debatten des Londner Parlaments zu unterhalten, um damit unsre Blätter mit einer guten Manier auszufüllen.

Ohnerachtet übrigens die Gesellschaft von Mitarbeitern ansehnlich genug ist, um schon durch bloße handschriftliche Nachrichten unsern Blättern genug Interesse zu verschaffen; so werden wir nichts destoweniger nicht ermangeln, nicht nur die besten deutschen Zeitungen, sondern auch verschiedne englische, französische, holländische, italienische und andre gehörig zu benutzen; so wie auch schon die nähern Veranstaltungen getroffen worden, nächstens 2 Amerikanische und eine Russische so früh als möglich zu unserm Gebrauche zu erhalten. Wenn auf solche Weise Summe der Neuigkeiten sowohl, als auch so viel als möglich frühe Bekanntmachung der merkwürdigsten politischen Begebenheiten ein Hauptstück in unsern Plane ausmacht, so kan man um so viel gewisser auch uneingeschränkte Freimüthigkeit in unsern Anzeigen erwarten; je bekanter es ist, daß wir in den preußischen Staaten keine von den Einschränkungen in Absicht der Preßfreiheit kennen, die sonst mancher vortreflichen deutschen Zeitung so unangenehme Hindernisse in den Weg legt. Da sogar offenbar historische Unwahrheiten, niedrige Pasquille, beleidigender und strafbarer Tadel wohlthätiger obrigkeitlichen Einrichtungen u. d. gl. selbst in der Hauptstadt der preußischen Monarchie, geschrieben, gedruckt und öffentlich verkauft werden können; so dürfen wir um so viel weniger schüchtern seyn, jedes zuverläßige Faktum, ohne Rückhalt in unsern Zeitungen (so wie die bisherigen [illegible] Magazine und in vielen

[illegible] Journalen, ohne die geringste Angelegenheit [illegible] ist) zu erzählen. Um ferner unsre Zeitung als historisches Handbuch und als Urkundensammlung, dem [illegible] sowohl, als dem Statistiker und dem blossen Dilettanten nützlich zu machen, so soll bei jeder Nachricht ihre Quelle so bestimmt als möglich angezeigt werden. [illegible], wodurch sich ohne unsre Erinnerung diese Zeitung von [illegible] Blättern unterscheiden wird. Außer den politischen Neuigkeiten wird man uns überdies erlauben auch litterarische [illegible], Musikalien, Karten, Prospekte und andere Kunstprodukte kurz aber instruktiv anzuzeigen; wozu besonders die Beilagen, ohne Nachtheil der politischen Merkwürdigkeiten, hinlänglichen Platz verschaffen werden. Intelligenznachrichten bleiben, so wie sonst bei andern Zeitungen, [illegible] verbunden. So viel von dem innern Gehalt! Und nun noch [illegible] in Absicht der äussern Einrichtung! 1. Wöchentlich erscheinen vom ersten Julius d. J. [illegible] Stück ohne die Beilagen, theils in halben, theils in ganzen Bogen in Quart, und zwar Dienstags, Donnerstags, Sonnabends, mit der [illegible] Aufschrift: Allgemeine politische Zeitung für alle Stände. 2. Jährlich [illegible] eine kurze Uebersicht der vorgefallenen Veränderungen, der erzählten Neuigkeiten, nach der Ordnung der Länder, Provinzen, Städte u. s. w. mit Anführung der Seite, wo sie erzählt werden. 3. Jährlich wird ein dreifaches Register beigefügt. 4. Der Preis eines [illegible] Jahrgangs von 156 Nummern, ist mit Inbegriff [illegible] in der hiesigen Zeitungsexpedition 3 Thaler Konventionsgeld, [illegible] zu 5 Thalern, den Dukaten zu 2 Thaler 20 Groschen und den Karolin zu 6 Thalern 4 Groschen gerechnet. Diese 3 Thaler werden entweder vor dem [illegible] Junius auf einmal, oder in 2 Terminen bis den 20. Junius und [illegible] December vorausbezahlt. Die Pränumeranten erhalten die Zeitung auf gutem [illegible] Druckpapier; diejenigen, die sich später melden, auf einem etwas [illegible] Papiere. 5. Die Hauptspedition bei der zweimaligen wöchentlichen Versendung besorgt das königl. preuß. Grenzpostamt in Halle und das kaiserl. Reichspostamt in [illegible]. Wer also wünscht die Zeitungen wöchentlich 3mal zu erhalten, pränumerirt auf den Postämtern seines Orts oder bei den nächstgelegenen halbjährig oder aufs ganze Jahr, und vergleicht sich wegen der Kosten der Spedition, der [illegible] und andrer Bemühungen, so wie bey andern Zeitungen, mit denselben; [illegible] ich übrigens im voraus versichern kann, daß das Exemplar auch in den [illegible] Gegenden von Deutschland, bei zweimaliger wöchentlicher Versendung kaum 4 Thaler kosten wird. 6. Abonnenten, die von Seiten ihres Postamts [illegible], unsre Zeitung auf vorhererwähnte Weise zu erhalten, wenden sich an die Hallische Zeitungsexpedition oder an Unterschriebnen [illegible]. 7. [illegible] Exemplare kan die Zeitungsexpedition nicht wöchentlich [illegible]. [illegible] eine Anzahl von 10 und mehrern Exemplaren [illegible], so wird man sich geneigt finden lassen, ihnen dieselben unter gewissen [illegible], wenigstens in den preußischen Staaten, postfrei zuzusenden. 8. [illegible] Zeitung monatlich nur in 2 Lieferungen verlangt, wendet sich an die [illegible] seines Orts oder an die nächstgelegene, wo die Pränumeranten sie [illegible] 14 Tage für den billigen Preis von 4 Thalern Konventionsgeld finden [illegible]. Die Hauptversendung für diese besorgt die Hemmerdische Buchhandlung in Halle. Da schon in den bisher erschienenen Blättern mehrere politische Merkwürdigkeiten 14 Tage früher als in andern politischen Zeitungen erzählt worden sind, [illegible] die Besorgniß überflüßig, daß unsre politische Neuigkeiten auf diesem Wege [illegible] dürften. Schließlich erinnre ich, daß noch Exemplare von unsrer Zeitung [illegible] Quartale für den Preis von 12 Groschen in unsrer Expedition [illegible]. Halle in Sachsen, im May 1786.

M. Fabri,

[illegible] königl. [illegible], wie auch Sekretär der Hallischen naturforschenden Gesellschaft und Mitglied der Gelehrten Gesellschaft in Frankfurt an der Oder.

Litteratur und Völkerkunde.

5. Jahrgang. 9. Band.

No. IX. September. 1786.

Inhalt.

Litteratur und Völkerkunde.

IX.

September. 1786.

I.

Rechtfertigung gegen die Beschuldigungen des Herrn Bibliothecar Jagemann, die in dem Werk England und Italien enthaltenen Bemerkungen betreffend.

Es hat dem Herrn Bibliothecar Jagemann in Weimar gefallen, eine sogenannte Ehrenrettung Italiens wider mich zu schreiben, und solche im deutschen Museum abdrucken zu lassen. Ob gleich Streitschriften mancherley Art wenig Interesse fürs Publicum haben, so dürften doch solche, die ein grosses und berühmtes Land betreffen, zu den Ausnahmen gehören; da es hier wohl nicht gleichgültig seyn kann, wer Recht hat. Nach Herrn Jagemanns Behauptung steht das mit so vielen Vorzügen der Natur begabte Italien auch in der Cultur oben an, da hingegen ich diesen Erdraum in Ansehung der meisten Eigenschaften, die ein Volk veredlen können, zu einer sehr untergeordneten Classe rechne.

Ich wünschte indessen, daß Herr Jagemann, dessen Kenntnisse ich übrigens schätze, sich nicht durch den Enthusiasmus für sein geliebtes Italien zu unanständigen Ausdrücken und Behauptungen hätte hinreissen lassen. Die gröbsten Unwahrheiten, vorsetzlich falsche Behauptungen, Schmähsucht, Verläumdung, hämische Bemerkungen u. s. w. sind Floskeln, die noch ganz den Stempel der Zelle haben, und unter Manchen vielleicht für Galanterien passiren, deren eigentliche Bedeutung in der gesitteten feinern Welt aber Herr Jagemann in dem eleganten Weimar, wo er so vortrefliche Muster vor sich hat, noch nicht gelernt zu haben scheint, daher ich ihm die damit verknüpfte Beleidigung auch gern verzeihe. Es gehört in der That ein hoher Grad von Bosheit dazu, ein ganzes Volk vorsetzlich zu verunglimpfen, und zwar eine Nation, die nicht am Südpol, sondern uns in der Nähe wohnt, deren alte und neue Geschichte wir wie unsre eigne kennen, und die jährlich von so vielen Deutschen besucht wird.

Unsre beyden Urtheile und Meynungen von Italien sind sehr von einander unterschieden. Dies ist beym ersten Anblick auffallend, da hier zwey Männer auftreten, die beyde einen langen Aufenthalt in diesem Lande gemacht, und beyde durch erworbene Kenntnisse das Recht zu haben glauben, ihre Urtheile öffentlich der Welt vorzulegen; allein eine nähere Betrachtung löst dies Räthsel auf. Es ist daher durchaus nöthig, dem zweiflenden Leser den Standpunct anzuzeigen, aus dem er unsern Streit, und die Ursachen der grossen Verschiedenheit unsrer Meynungen zu beurtheilen hat.

Nichts

Nichts ist wohl contrastirender als Herr Jagemanns vormalige Lebensart und die meinige. Ich that schon in einem Alter von 15 Jahren Feldzüge, und nach geendigtem Kriege führte mich der Durst nach Kenntnissen und eine unsägliche Begierde zu reisen zweymal durch ganz Europa, und zwar in einem Zeitraum von 16 Jahren. Ich sahe alle Provinzen Deutschlands, die Schweitz, England, Holland, Frankreich, Italien, Dänemark, Norwegen und Pohlen; in jedem dieser Länder war ich mehr wie einmal, ein Umstand, der wegen erweiterter Kenntnisse und neuer Vergleiche sehr zur Berichtigung alter Urtheile dient. Ich versuchte das Studiren mit den Reisen zu verbinden, bemühte mich dabey leidenschaftlich Bekanntschaft mit berühmten und merkwürdigen Menschen zu machen, und wo möglich ihren Umgang zu geniessen. Mein ganzes Leben also von meinem ersten Jünglingsalter an war Thätigkeit; während Herr Jagemann in einer Augustinerzelle sich pflichtmässig mit dem Brevier beschäftigte, und weltlichen Wissenschaften nur in den Nebenstunden, oder wie sie in den Klöstern heissen, in den Recreationsstunden, mit Erlaubniß der Obern obliegen konnte. Daher mußte nun freylich ein jeder von uns einen unendlich verschiedenen Maaßstab haben; da ein rastloser Weltmann, dem Europa zu enge war, und ein andächtiger Klosterbruder, der in seiner Zelle Raum genug hatte, wohl die am meisten entgegen gesetzten Menschen sind, die man sich nur denken kann. Ich gestehe übrigens, daß ich Italien nicht so strenge beurtheilt haben würde, wenn ich nicht in diesem Lande täglich und stündlich, selbst unwillkührlich, Vergleiche mit der hohen Cultur Englands gemacht hätte; eine Cultur, von welcher ich

nur ein schwaches Bild aufgestellt habe, das aber dennoch hinreichend ist, den unmeßbaren Abstand beyder Länder einem jeden anschaulich zu machen.

Ich bin nicht so stolz, meine Bemerkungen für neu auszugeben, ich habe nur das geringe Verdienst, sie vielleicht zweckmässiger wie andre Reisende grupirt zu haben. Herr Jagemann aber, der nichts als Lob verlangt, entblödet sich nicht, die berühmten Schriftsteller Smollet und Sharp, die von Italien auch nicht vortheilhaft geurtheilt haben, als die elendesten Schmierer zu behandeln, und zu sagen, daß sie Italien nicht um einen Pfennig werth Ehre liessen, daß dies Land für sie ein Gegenstand war zum rasend werden, und daß die Engländer sich ihrer und ihrer Reisebeschreibungen schämen. Die Engländer sich eines Smollets schämen? Welche Idee! Wenn sich denn doch jemand schämen soll, so gestehe ich, daß ich mich im Namen des Ehrenretters schäme.

Obgleich Smollet auf seiner Reise kränklich und mürrisch war, so konnte der Verfasser des Peregrine Pickle und des Humphry Klinker, dieser grosse Welt- und Menschenkenner, doch wohl lehrreiche Bemerkungen mitten unter seinen melancholischen Betrachtungen niederschreiben; und dieses hat er gewiß gethan, ohne dabey zu wünschen, daß die Regierungen in Italien die diebischen Wirthe möchten rädern lassen. Wie kann Herr Jagemann einen solchen Wunsch in die Seele eines Engländers legen, da bekanntlich die Nation diese Rädersitte verabscheuet? Entweder er weiß blutwenig von den brittischen Sitten, welches man doch von einem

gelehr-

gelehrten Bibliothecar nicht wohl vermuthen kann, oder welches ich noch mehr bedaure, seine Hitze reißt ihn über die Gränzen seines Wissens hinaus, und raubt ihm die so nöthige Kaltblütigkeit, die doch durchaus zur Prüfung der Wahrheit gehört.

Der Unwille des Ehrenretters strömt auch über den Franzosen Goudar aus, Verfasser des Espion Chinois, der sich auch freye Bemerkungen über ein Land erlaubte, worin er mehrere Jahre gelebt hatte. Er wirft diesem Schriftsteller seine in Italien genossene Wohlthaten vor, und hegt auch die unphilosophische wunderliche Meynung, daß die Anzahl der zu sich genommenen Freymahlzeiten das Lob eines Landesbestimmen müssen. Ein jeder Unbefangener muß einräumen, daß die Gastfreiheit, diese zur Beförderung der Geselligkeit so nöthige und preißwürdige Sitte, nur gegen einzelne Personen, aber nicht gegen ganze Städte und Länder verbindet. Der Reisende ist unwürdig, dem Publico seine Bemerkungen vorzulegen, der wegen der Menge wohlbesetzter Tafeln keine Mängel und Fehler in fremden Staaten wahrnimmt, sondern alles vortreflich und unverbesserlich findet, weil sein Magen gut gefüllt wird. Dieses erwartet auch der Herr Bibliothecar, obgleich in Italien die Gastfreyheit gewöhnlich nur sparsam ausgeübt wird. Freylich kommen sodann die Mahlzeiten höher in Anschlag. Ich überlasse ihm diesen Tarif zu machen, da man besonders in Klöstern, wo der Wanst der irdische Gott ist, sich vorzüglich dazu qualificiren kann.

Fast schäme ich mich, die Beschuldigung des angeblichen Ehrenretters zu widerlegen, wenn er sagt: „Schon in den

„ersten Zeilen zeigt der Herr Verfasser eine ungemein grosse „Unwissenheit in der Geographie, Religion und Sprache Ita„liens.“ Ich werde durch diese läppische Beschuldigung zu der verächtlichsten Classe von Halbmenschen herabgewürdigt, die ein Land in allen seinen Theilen bereisen, und sich Jahre lang darin aufhalten, ohne weder von der Geographie, noch von der Religion, noch von der Sprache eines solchen Landes Begriffe zu haben. Ich dächte, daß wohl kein Zweifel herrscht, daß im Ganzen genommen das Clima in Italien einerley sey. Es ist ein warmes Land, die Provinzen mögen von den Gebirgen oder dem Meer weit entfernt seyn, oder denselben nahe liegen. Ein Naturforscher mag zu physicalischen Beweisen dieses näher bestimmen; in philosophischer Rücksicht aber, da hier keine besondre Hypothese darauf beruht, ist es hinreichend, diesen ganzen Erdraum als ein warmes Clima zu bezeichnen. Die bekannte Verschiedenheit desselben in Ansehung der südlichen und nordlichen Provinzen aber ist nicht so groß, daß sie den sittlichen Character der Italiener bestimmen solte. Der hier überaus tief eindringende Beobachtungsgeist des Herrn Jagemanns aber hat die sittliche Verschiedenheit der kleinsten Bezirke in Toscana bemerkt, und zwar wie er erzählt in seinem Kloster in Florenz, am Feste der Verkündigung Mariä, bey Verehrung eines Wunderbildes. Er hat bey dieser Andachtsübung beobachtet, daß die Sitten der Bewohner der pistojesischen und limigianischen Gebirge so rein und heiter sind als die Luft, die sie athmen; auch bey Ochsen und Eseln hat er diese Verschiedenheit gefunden.

Wenn ich sage: „Die Religion ist in Italien „einerley,“ so sieht wohl ein jeder, daß ich von der allgemein

mein herrschenden catholischen rede, die hier noch bis auf den heutigen Tag keine andre christliche tolerirt. "Herr Jagemann aber dehnt diesen Ausdruck mit grosser Spitzfündigkeit weiter aus, und meynt, daß in einigen Staaten die Geistlichkeit mehr aufgeklärt, und der Aberglaube geringer sey," worauf er nach wahrer Mönchs Logik den Schluß fällt: daß ich Unrecht habe, die Religion in Italien für einerley zu halten.

Auch in Ansehung der Sprache konnte ich wohl, ohne im Traum zu schreiben, keine andre als die italienische im Sinne haben, wenn ich anführe, daß sie in Italien einerley ist; denn die Mundarten, die alle mehr oder weniger italienisch sind, können doch niemand berechtigen, diesem Lande vielerley Sprachen beyzulegen. Die verworrenen Dialecte, worin auch kein erträglicher Schriftsteller schreibt, verdienen wohl gewiß den Namen Sprache nicht, wozu sie der Ehrenretter Italiens eigenmächtig erheben will. Diese kauderwelsche Mundarten zeichnen sich übrigens so sehr von der cultivirten Landessprache aus, daß nur ganz tauben Ohren der Unterschied entgehn kann. Es dürfte daher vor der Hand die alte Meynung beybehalten werden, daß in Italien die Sprache einerley ist, so wie man von Deutschland sagen kann, daß aller Provincialdialecte ohnerachtet doch nur eine wahre deutsche Schriftsprache statt findet.

Ein jeder Leser kann nun nach seiner eignen Logik beurtheilen, ob der Herr Bibliothecar Jagemann befugt ist, mir bloß wegen des gebrauchten Ausdrucks: „Clima, Religion „und Sprache sind in Italien einerley,“ eine ungemein grosse Unwissenheit in der Geographie, Religion und Sprache des Landes vorzuwerfen.

Ich nehme von der Behauptung, daß in Italien weise Gesetze sehr selten sind, nichts zurück. Die neuern Gesetze in der kleinen Provinz Toscana machen hier nur eine geringe Ausnahme, da von dem ganzen Lande die Rede ist. Herr Jagemann bekämpft in seiner Diatribe diese Behauptung aus allen Kräften, weil er ganz andre Begriffe als ich von weisen Gesetzen zu haben scheint; er führt eine Menge guter Verordnungen und öconomischer Anstalten an; er redet von Landstrassen, von Dämmen gegen reissende Flüsse, von Hospitälern, und verschont nicht einmal die pontinischen Sümpfe, um die Weisheit der italienischen Gesetzgebung unwidersprechlich zu beweisen. Aber, mein theurer Herr Bibliothecar! es ist ja nicht die Rede von Lapland oder Kamtschatka, wo solche Anstalten unsre Bewunderung erregen würden, sondern von einem cultivirten Lande, dem Sitz der Künste, wo dergleichen lobenswerthe Operationen ohnehin vorauszusetzen sind, und die daher auf der Waagschale der Cultur kein ausserordentliches Gewicht haben. Wäre Herr Jagemann mit der Statistik der europäischen Staaten bekannt, ja wüßte er nur, was man im Preußischen seit 40 Jahren zur Verbesserung der Länder für Verfügungen getroffen hat, er wäre gewiß mit seinem Verzeichniß zu Hause geblieben.

Wozu die überflüßige Gelehrsamkeit des Ehrenretters, um zu beweisen, daß in den vorigen Jahrhunderten in dieser und jener Provinz Italiens manches wohl überdachte Gesetz in Rücksicht auf Handel und Gewerbe gegeben worden ist? Wer wird dieses einen Augenblick bezweifeln? Die Geschichte des berühmten Landes ist zu bekannt, und in dieser Rücksicht

wage

wage ich dreist Behauptungen, ohne sie erst mit Beyspielen zu belegen, wozu Folianten gehören, die ich nicht schreiben wolte, und niemand lesen würde. Ein jeder unpartheyischer Geschichtforscher, der die Jahrbücher der Staaten mit philosophischem Geiste studirt, wird mir Recht geben. Die Resultate dringen sich von selbst auf. In diesem Bewußtseyn konnte ich sie niederschreiben, ohne, wie Herr Jagemann sagt, zu verlangen, daß man mir auf meine Cavalierparole glauben soll. Dieses müßte der Fall seyn, wenn ich über Japan schriebe. Aber über Italien? Hier ist in wenig Worten eine Skizze, wie es jetzt ist, und nur ein Fremdling in der Geschichte unserer Tage kann dazu Belege fordern.

Man stelle sich ein Land vor, wo nicht die geringste Aufmunterung zur Cultur der Geistesfähigkeiten ist; wo das canonische Recht als die vornehmste aller Wissenschaften angesehen wird; wo man eine unbedeutende Schlägerey auf der Gasse und einen Meuchelmord beyde mit den Galeeren bestraft; wo die Kirchen zu Freystätten für die verruchtesten Bösewichter dienen; wo die Folter, die Anklage der Zaubereyen, und die sogenannten Gottesgerichte noch gäng und gäbe sind; wo die gewöhnlichste Züchtigung für geringe Vergehungen der Schnellgalgen ist, der die Leidenden zu Krüppeln, und folglich zu fernern Arbeiten untüchtig macht; (eine Strafe, die das Gepräge der höchsten Barbarey trägt) wo die Handanlegung an einen Priester ein Capitalverbrechen, die Toleranz ein unbekanntes Wort, und Freyheit ein Unding ist; wo der Aberglaube mit seinem eisernen Scepter von den Alpen bis an die äusserste Landspitze in Palästen und in Hütten gleich

allmächtig herrscht; wo der Celibat für die höchste Tugend, und der Patriotismus für keine gehalten wird; wo die Finanzeinrichtungen schlecht sind; wo der Kriegsetat zu Lande und zu Wasser elend; wo der Handel unbedeutend ist, und der Ackerbau vernachläßigt wird. Wenn dieses mit geringem Unterschiede, mehr oder weniger, die unleugbare Charakteristik eines ganzen Landes ist, so dürfte es doch wohl erlaubt seyn, von demselben zu sagen, daß gute Regierungen und weise Gesetze allda selten sind.

Diese Staatsgebrechen Italiens, die jedermann bekannt sind, aber dem grundgelehrten Herrn Bibliothecar, der mit lauter Unwissenheit um sich wirft, nicht bekannt zu seyn scheinen, veranlaßten den berühmten Beccaria in seiner vortreflichen Schrift: Von Verbrechen und Strafen, wenigstens einen Theil derselben zu rügen. Dieser italienische Philosoph, dessen Competenz seine Nation zu beurtheilen der Diatribist wohl nicht bezweifeln wird, klagt unter andern über die unglaublichen Justizmängel in seinem Vaterlande, und ruft endlich aus: *) „Was nenn ich Gesetze! das „schäckigte Allerley verwirrter Einfälle, welche sich wechselsweise aufheben und einander widersprechen, wodurch der tugendvolle Weise gar oft der strengsten Strafe ausgesetzet wird, „verwirrter Einfälle sage ich, welche den Begrif von Tugend „und Laster wankend und zweifelhaft machen, tolle und unnütze Anordnungen, welche uns unserer Güter nicht „ver=

*) Von Verbrechen und Strafen S. 52. nach der hommelschen Ausgabe.

„versichern, und den ganzen Staatskörper in einen „Todtenschlummer versenken?“ Er sagt ferner: *) „Hätte ich auch kein ander Verdienst, als daß ich deutlicher, „als jemals vor mir geschehen, Italien dasjenige vor Augen „geleget, was bereits andre Nationen zu schreiben gewaget, „und auszuüben angefangen, so würde ich mich schon vor „glücklich halten; gelänge es mir aber vollends, daß ich zur „Behauptung der allgemeinen menschlichen Rechte etwas bey„tragen, und irgend ein unglückliches Schlachtopfer der Tyran„ney oder Unwissenheit (zwey gleiche schreckliche Scheusale) „der Todesangst entreissen könnte, so würde mein Glück voll„kommen seyn.“

Der Diatribist entschuldigt die Regierungen in Italien wegen der Fortdauer der abergläubischen Meynungen und Gebräuche, weil sie diesen Theil der Aufklärung den Bischöfen überlassen; dagegen versichert er, daß zur anderweitigen Aufklärung durch Künste und Wissenschaften so viele Stiftungen und öffentliche Anstalten vorhanden wären, daß nur ein Reisender mit verschlossenen Augen selbige nicht sehen könnte. Da es menschenfreundlich ist, selbst seinem Gegner philosophische Lehren zu ertheilen, so erkenne ich, wie sichs gebührt, die Herablassung des Herrn Bibliothecars, mir, wie er ausdrücklich sagt, den wahren Maasstab der allgemeinen Aufklärung eines Volks an die Hand zu geben. Ich soll nämlich blos die Sprache einer Nation untersuchen. „Ist sie, „sagt er, so reich, daß sie alle Gegenstände der menschlichen „Kenntnisse, alle Schattirungen der Ideen, alle mögliche „Richtun-

*) Seite 57. eben daselbst.

„Richtungen und Wendungen der menschlichen Affecte durch „eigene Worte und Redensarten ausdrücken kann; sind alle „Ideen eines Volks anschauend; sind alle Pflichten des ge„sellschaftlichen Lebens eines jeden Standes und Berufs in „Sprüchwörtern und Bildern vorhanden; sind diese so voll „Ausdruck, Witz und Lebhaftigkeit, so deutlich und kurz, daß „sie in das Herz und Gedächtniß eines jeden Menschen leicht „eindringen, so kann der Herr v. Archenholtz versichert seyn, „daß ein solches Volk so aufgeklärt ist, als man es vernünf„tiger Weise wünschen kann. Daß diese Eigenschaften der „italienischen Sprache in einem viel höhern Grade, als an„dern europäischen zukommen, davon kann er sich durch das „reiche Wörterbuch der florentinischen Akademie della Crusca, „und durch viele andere Bücher, die theils von den allgemei„nen Sprichwörtern und Redensarten Italiens, theils von „jenen besondern Provinzen handeln, überzeugen." (Also ein Wörterbuch, das man um auszudehnen mit so vielen unitalienischen, z. B. lateinischen und französischen Wörtern, mit italienischen Endigungen geschwänzt angefüllt hat, das folglich Wörter enthält, die in Italien der kleinste Theil, selbst der feinen Welt nicht versteht, dieses soll den großen Culturmaaßstab von ganz Italien abgeben? —) Und nun das Resultat: „Er vergleiche sie mit jenen Sprachen „anderer europäischen Nationen, und er wird gar bald ge„wahr werden, daß sie dieselben an Witz, Feinheit des „Geistes, an Scharfsinn, Klugheit, Welt- und Naturkennt„niß weit übertreffen." Das Problem also, welches unwidersprechlich das aufgeklärteste Volk der Erde sey, ist also im Jahr Christi 1786 durch den Herrn Bibliothecar

Jagemann

Jagemann in Weimar, vermöge seines sinnreichen Maaßstabs, zum Vortheil der Italiener völlig aufgelöst.

Der Herr Bibliothecar, der den zweyten Theil meines Werks beurtheilt, muß den ersten nicht gelesen haben, oder, welches mir wegen der ihm mangelnden Kenntniß des englischen Volks leid thut, nicht haben lesen wollen, weil er von den Mördergruben an der Themse spricht, wo es bekanntlich keine giebt; sie passen zu den brittischen Sitten so wenig, als disputirende Zusammenkünfte, wo man über Freyheit, Aberglauben, und die Rechte der Menschheit öffentlich urtheilt, in Venedig, Rom oder Neapolis denkbar wären.

Der Ehrenretter, der alles durch ein italienisches Microscop betrachtet, und wahrscheinlich die Schattenspielmänner und Gaukler im Kopf hat, sagt, ich soll nicht erwarten, daß er mich als einen Wundermann anstaune. Welche Wunderdinge habe ich denn geschrieben? Es ist wahr, ich habe nicht nachgebetet, sonst wären auch meine Reisebemerkungen sehr überflüßig gewesen; wo ich aber entscheidend sprach, war die Geschichte, womit ich nicht unbekannt bin, und die Erfahrung auf meiner Seite. Mein Werk liegt jedermann zur Prüfung offen; von Herrn Jagemann konnte ich freylich wegen seiner unbegränzten Partheylichkeit keine Zustimmung hoffen, obgleich manche darin enthaltene Bemerkung seine Ideen berichtigt haben würde. Er ist so ganz Italiener, obgleich von Geburt ein Deutscher, daß er hier ohne alle Ursache, und ohne einen Beweis damit aufzustutzen, den grossen Haufen der deutschen Reisenden, die über die Alpen gehen, wie Lotterbuben behandelt, denn er sagt, daß von keiner Nation so viel schlechtes

Gesindel nach Italien wallfahrtet als von der deutschen, und daß die aufgeklärten sich zu diesem Wust wie 1 zu 1000 verhalten. Man sieht hieraus, daß die Arithmetik eben nicht die Stärke des Herrn Ehrenretters seyn muß. Es ist übrigens hier nicht von den religiösen Wallfahrern, sondern von wirklichen Reisenden die Rede; z. B. von solchen, die, wie er sachkundig bemerkt, der Krämerey wegen reisen. Die gewöhnlichen deutschen Krämer lassen Italien wohl in Ruhe; ist aber ihr Handel ausgedehnt, so daß sie in den Rang der Kaufleute treten, daß sie entweder selbst kostbare entlegene Reisen thun, oder geschickte Buchhalter dahin senden können, so dürften diese wohl nicht zu dem schlechten Gesindel gezählt werden. Wer sieht hier nicht, daß der Ehrenretter die italienischen Tabuletkrämer, Käsehändler und Possenreisser im Kopfe hat, die allenthalben herumziehn? Wenn man so seltsam heterogene Dinge unter einander wirft, so giebt man einen überzeugenden Beweis, daß man keinen Beruf habe, mit seinen Urtheilen aufzutreten.

Herr Jagemann, der nichts als Lob verlangt, der allen Unwissenheit vorwirft, die nicht seinem ungegründeten Panegyricus beystimmen, hütet sich sehr den Herrn Professor Schlözer zu nennen, oder hat vergessen, daß dieser würdige Gelehrte, auf den Unwissenheit wohl nicht passend ist, auch von dem gegenwärtigen Zustande der Cultur Italiens sehr nachtheilige Meynungen hat, die öffentlich gedruckt sind. Man muß die Partheylichkeit ausserordentlich weit treiben, oder gar keine Begriffe von der Entwickelung und Anwendung der Nationalfähigkeiten eines cultivirten Volks haben, um nicht das Zurück-

sinken der Italiener zuzugeben. Herr Jagemann aber, gewohnt als Ordensgeistlicher leeren Raum zu durchirren, und sich in Gedanken bis in den Himmel zu versteigen, macht einen Salto mortale, und behauptet, daß seine geliebte Nation auch in keiner Wissenschaft hinter den cultivirtesten Völkern Europens stehe; ja er fordert mich auf, das Gegentheil zu beweisen. Dieser Beweis würde eine Verspottung des lesenden Publicums seyn; denn jeder, der nicht ganz ein Fremdling in der Litterärgeschichte ist, ja wenn er auch nur unzusammenhangende Ideen von dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaften hat, muß gewiß bey dieser sonderbaren Behauptung des gelehrten Bibliothecars lächeln. Selbst die Facultätswissenschaften werden in Italien so schlecht cultivirt, daß man ins 16te Jahrhundert zurückgesetzt zu seyn glaubt. Ich erstaune, daß Herr Jagemann als Theologe sich nicht des unermeßlichen Abstands erinnert hat, der zwischen der Theologie statt findet, wie sie in allen ihren Zweigen in Italien und Deutschland cultivirt wird. Hier fällt aller Vergleich weg. Von dem elenden Zustande der Medicin und der Chirurgie in diesem Lande bin ich selbst ein schreckliches Beyspiel. Ein unglücklicher Fall nöthigte mich, zu Aerzten und Wundärzten, die berühmtesten in den größten Städten Italiens, meine Zuflucht zu nehmen; ich wurde das Opfer ihrer Ignoranz, in meinen besten Lebensjahren gelähmt, und zum Invaliden gemacht.

Es wäre lächerlich, alle Wissenschaften zu nennen, worin die drey wahrhaft aufgeklärtesten Nationen unsers Erdballs, die Engländer, die Deutschen, und die Franzosen nicht allein

 einen

einen unleugbaren Vorzug vor den neuern Italienern haben, sondern vielmehr so weit über sie erhaben sind, daß eine Paralell zwischen ihnen zu ziehn wider die Charité seyn würde. Ich müßte die Nomenclatur der ganzen Encyclopedie niederschreiben. Diese Aufforderung also wird nicht angenommen. Wenn ein Neuseeländer am Ufer sein Speer schwingt, so ist es weder schicklich noch gebräuchlich, aus allen Canonen auf ihn zu feuern.

Herr Jagemann ist so höflich zu vermuthen, daß ich mein Urtheil über Italiens Gelehrte wohl nach den bettelnden Ciceronis geformt haben dürfte. Diese unartige Voraussetzung bedarf keiner Widerlegung. Von allen Arten von Menschen in Italien habe ich die Ciceronis am wenigsten kennen lernen; ich habe sie nie gebraucht, selbst in Rom nicht, wo sie der Trost der Reisenden für unentbehrlich hält; sie waren mir in vieler Rücksicht verächtlich. Sein Zweifel, daß ich wohl nicht viel Gelehrte werde gesprochen haben, gründet sich darauf, daß, wie er mit Recht sagt, es in diesem Lande nicht Sitte ist, solche Männer zu besuchen. Da ich zu derjenigen Classe der Reisenden gehöre, die Sterne inquisitive Travellers nennt, und mit der italienischen Sprache nicht unbekannt war, selbst ehe ich zum erstenmal dieses Land betrat, so kann der Herr Bibliothecar mir dies wenigstens auf mein Wort glauben, daß ich mich hierin nicht nach dem Costume richtete, sondern oft diese Lumina aufgesucht habe. Kein einziger von ihnen nahm den ultramontanischen Gebrauch übel; im Gegentheil schmeichelte eine so ungewohnte Sache ihrem Ehrgeiz, und verschafte mir überall eine günstige Aufnahme.

nahme." Ich hörte manches von ihnen, das nicht bey mir verlohren gieng, ihre Stadt und ihre Provinz betreffend; allein in gelehrten Materien fand ich sie oft so unwissend und so weit hinter ihrem Jahrhundert zurück, daß ich gerne solche Gespräche einstellte, und meine unitalienischen Bücher zur Hand nahm. Der Herr Bibliothecar ist so gefällig, mir selbst zu Behauptung dieses Satzes das beste Argument an die Hand zu geben; denn mancher dürfte wohl fragen, woher es denn komme, daß die Sitte der Reisenden Gelehrte zu besuchen, die in Deutschland und Frankreich, in England und Holland, in Schweden und in Rußland so gewöhnlich, in Italien nicht Mode ist? Hätte man hier gegen solche Besuche, als Zeitverderb, wie sie es denn auch nur zu oft sind, einen Nationalwiderwillen, woher geschieht es denn, daß die italienischen Künstler von Reisenden so sehr überlaufen werden? Die Antwort ist leicht: Es giebt in Italien viele geschickte Künstler, und ihre Arbeiten erzeugen daher die Achtung der Ausländer, da hingegen der unterrichtete Reisende wenig Hofnung hat, bey dem italienischen Gelehrten seine erworbene Kenntnisse zu vermehren, der unwissende Reisende aber bekümmert sich ohnehin nicht um die Gelehrten.

Da man anfängt, in Deutschland von den Schulen sich gehörige Begriffe zu machen, und zweckmäßige Einrichtungen zu treffen; ja da unsre Nation hierin vor allen andern in Europa den Vorsprung gewonnen hat, so dächte ich, wüßte ein jeder deutsche Litterator, der mit seinem Jahrhundert fortgegangen ist, was man unter Schulen, Universitäten und Akademien verstehn müsse. Ist man

nur etwas strenge in seinen Forderungen, so kann man wohl unmöglich, wie hier Herr Jagemann thut, die Schulen der italienischen Barnabiten, Piaristen, die bischöflichen Seminarien, und die Collegia der vormaligen Jesuiten anpreisen. Er giebt hiebey Nachricht, daß er zehn Jahr in einem Augustinerkloster in Florenz Lehrer gewesen sey, und versichert auf seine Ehre, daß er viele Schüler gehabt hat, die es in Humanioribus, besonders aber im Styl der lateinischen und Muttersprache sehr weit gebracht haben. Mit dem langen Verzeichniß der noch lebenden Mönche aller Orden, von deren Lippen eine wunderbare Beredtsamkeit in lateinischer Sprache strömte, hat der Ehrenretter das Publicum verschont; wenn man seinen seraphischen Versicherungen Glauben beymißt, so sind die Schulen und Akademien in Italien vortreflich, und die Universitäten mit lauter berühmten und unsterblichen Männern besetzt. Mein Tadel ist nicht hämisch, wie Herr Jagemann in seinem Augustinerton wähnt. Es wäre mehr als lächerlich, wenn ich die Gelehrten Italiens nach der Reihe critisch beurtheilen wolte. Kein Sterblicher, wäre er auch größer als Leibnitz, und hätte er auch alle persönlich gekannt, ist dieses zu thun vermögend. Ein Freund der Litteratur und der Wahrheit aber dürfte wohl gerechtfertigt seyn, wenn er nach genauer Erkundigung analoge Schlüsse machte, die Wirkungen von den Ursachen ableitete, und sodann, wenn alles zusammentrafe, glauben müßte, sich in seinem Urtheil nicht geirrt zu haben. Diesen Gesichtspunkt habe ich aus Achtung fürs Publicum nicht aus den Augen verlohren, und ich prüfte dabey meine Ausdrücke sorgfältig, da von einer grossen und berühmten Nation die Rede war.

Der

Der Diatribist erklärt meine Worte geradezu für Erdichtung, wenn ich sage, daß ich in Pisa einen bücherschreibenden Professor der Mathematik gekannt habe, der von Leibnitz nichts wüßte. Zur Ursache dieser unartigen Erklärung giebt er vor, die in Pisa vorhandenen Professoren dieser Scienz zu kennen, und von ihrer Bekanntschaft mit Leibnitz überzeugt zu seyn. Da der Herr Bibliothecar die Mathematik und die Philosophie, ich meyne diejenige, die in Klöstern ganz unzugangbar ist, nie cultivirt hat; so könnte ich seine Competenz zu dieser viele Jahre vorher gethanen Prüfung, wozu er keine Veranlassung hatte, bezweifeln. Allein ich will annehmen, daß alle in dem letzten und vorletzten Decennio in Pisa existirende Lehrer der Mathematik seine Busenfreunde gewesen, und daß sie sämtlich Leibnitz gekannt haben, so ist es doch sonderbar, daß Herr Jagemann auch den von mir bemerkten Professor, ohne daß ich dessen Namen nenne, auch durchaus als einen mit Leibnitz vertrauten Lehrer aufführen will. Es ist nicht unmöglich, daß dieser Professor, den ich wegen seiner Ignoranz nicht für ein Phenomen in Italien hielt, nur zufällig in Pisa war, und nicht zu dieser Universität gehörte; genug er wurde mir als Professor und Schriftsteller bekannt gemacht. Da er sich im Gespräch durch nichts auszeichnete, und mir die in Italien unter Gelehrten gangbare Unwissenheit nicht mehr auffallend war, so bemerkte ich seinen obscuren Namen nicht; überdem hatte ich damals auch nicht die entfernteste Idee, je etwas über Italien zu schreiben, weil sonst meine im Lande selbst aufgezeichneten Bemerkungen ausführlicher und zweckmäßiger seyn würden. Der gelehrte Bibliothecar ist übrigens sehr treuherzig zu gestehn, daß er im Reiche der

Wissenschaften kein Fach ausser der Naturlehre und Naturgeschichte kenne, worin wirklich fortgeschritten werde.

Nach diesem Axioma nun muß Herr Jagemann meine den Italienern aller Stände zur Last gelegte Unwissenheit für höchst unrecht halten; da er aber doch dabey den Mangel an klugen unterrichtenden Unterredungen in Gesellschaften nicht ableugnen kann, so spottet er bitter über den in Deutschland herrschenden Gebrauch, daß nämlich Staatsbeamte, Geistliche, Soldaten und Frauenzimmer sich so viel mit der einheimischen und fremden Litteratur beschäftigen, und giebt zu, daß dieser gelehrte Luxus, oder vielmehr diese lächerliche Thorheit in Italien aus Mangel an Lesegesellschaften nicht in alle Classen der Menschen eingedrungen sey. Hier verliere ich ganz den weltlichen Bibliothecar aus dem Gesicht, und glaube wahrhaft einen Mönch in seiner Kutte vor mir zu sehn, der wider Aufklärung eifert. Daß es keine Lesegesellschaften in Italien giebt, die meines Wissens nur Deutschland allein eigen sind, ist nicht zu verwundern, daß aber das aufgeklärteste Volk der Erde keine Leihebibliotheken hat, die bey andern, nach Herrn Jagemanns Maaßstab, minder aufgeklärten Völkern, den Engländern, den Franzosen, den Deutschen, den Holländern, Schweden und Dänen im Gebrauch sind, dürfte billig befremden; und da diese mangelnden Hülfsmittel eine Hauptquelle der Unwissenheit auffallend anzeigen, so wird meine Behauptung dadurch allein schon, abstrahirt von allen andern Beweisen, nicht wenig bestätigt.

Bisher hat jedermann die Italiener für träge gehalten, eine Eigenschaft, die sich aus dem warmen Clima ihres Landes

auch

auch leicht erklären läßt, allein Herr Jagemann hat die Entdeckung gemacht, daß geschäftige Thätigkeit ein wesentlicher Zug des italienischen Characters ist. Ich gestehe, daß ich diesen Zug nicht habe ausspähen können, und daß mir diese Kurzsichtigkeit mit allen Reisenden gemein ist, die noch je über Italien geschrieben haben. Es bleibt mir also nichts übrig, als den tiefdringenden Geist des Diatribisten zu bewundern.

Die Vorliebe zu Italien treibt Herr Jagemann so weit, daß er der allgemeinen Erfahrung zum Trotz behaupten will, die Italiener cultivirten ausländische Sprachen. Man nehme die Höfe aus, wo ein nothdürftiges Französisch geredet wird, so ist selbst diese modische Sprache unter den höhern und mittlern Volksklassen in Italien sehr wenig bekannt; die englische noch weit weniger, und nun vollends die deutsche? Hievon kann jeder urtheilen, der in diesem Lande gewesen, und nur Ohren mitgebracht hat. Die Cultur der deutschen zu beweisen, führt Herr Jagemann die italienischen Officiers an, die im siebenjährigen Kriege bey der kayserlichen Armee gedient haben, und deren Deutsch, wie er ausdrücklich sagt, für ihn ein wahres Labsal gewesen ist. Wer wird hier nicht Herr Jagemann beneiden, der so leicht zu erquicken ist? Wer da weiß, wie weit Oesterreichs Sprachcultur und Litteratur noch vor 23 Jahren zurück war, welches alle Oesterreicher einräumen, der kann sich einen Begrif machen, wie die Lehrstunden dieser sprachlustigen Italiener im Lager unter größtentheils sehr rohen deutschen Officiers ausgefallen seyn müssen. Ich meines Theils gestehe, daß ich nach deutschen Conversationen mit diesen Männern nie gegeizt haben würde, und daß

ich Herrn Jagemann sein Labsal gerne gönne. Er giebt hiedurch einen überzeugenden Beweis, wie leicht er nicht allein zu befriedigen, sondern sogar zu erquicken ist. Nach diesem seinen treuherzigen Geständniß solte es mir fast leid thun, mit ihm in den Urtheilen zu harmoniren.

Der Herr Bibliothecar führt eine Anzahl Bücher an, die man aus ausländischen Sprachen ins Italienische übersetzt hat, wobey er etwas pöbelhaft sagt, daß mir beyde Ohren gällen sollen. Diese von ihm im Closter beym Getön mannigfaltiger Glocken so geläufig gewordene Sensation prophezeiht er mir hier sehr zur Unzeit; denn wie konnte es mir einfallen zu leugnen, daß manche ausländische Bücher italienisch verdolmetscht würden? Der größte Theil derselben, die Herr Jagemann anzeigt, (angenommen, daß sie wirklich italienisch existiren) sind erst nach meiner Abreise aus Italien herausgekommen. Es wird mich freuen, wenn man damit fortfahren wird, weil dieses das einzige Mittel ist, die über dieses Land verbreitete Finsterniß aufzuhellen; übrigens aber weiß ich nicht, in wie ferne dieses Uebersetzen die hohe Cultur eines Volks beweisen soll. Daß aber der Buchhandel in Italien noch in der Kindheit, und selbst in den größten Städten kein einziger reicher Buchhändler anzutreffen ist, solte Herr Jagemann doch nicht leugnen. Er führt einige reiche Buchdrucker und Papiermüller an, die einen Nebenhandel mit Büchern, größtentheils mit Andachtsbüchern treiben. So ansehnlich aber ihre sonstigen Gewerbe auch seyn mögen, so sind sie doch in Rücksicht des Bücherverkaufs nichts als Buchkrämer, denen es nicht einfällt, noch wegen dem eingeschränkten Bücherver-

trieb

trieb einfallen kann, durch baare Vortheile die Gelehrten zur Arbeit zu vermögen, und da die Regierungen auch sehr wenig oder vielmehr keine Aufmunterung geben, so kann man in der That nicht erwarten, daß verdienstvolle Männer, die keine Belohnung weder an Geld noch an Ehre zu hoffen haben, sich undankbaren Bemühungen unterziehn solten. Ich habe im September 1784 in Weimar mit Herr Jagemann über diese Materie gesprochen; er bekräftigte mir selbst diesen Mangel an Aufmunterung, und klagte, daß die Buchkrämer in Florenz den Autoren nur ein Honorar (wenn anders ein Trinkgeld diese Benennung verdient) von einem Gulden für den Bogen bezahlen, obgleich dieser Ort sich von vielen andern Städten in Italien sehr auszeichnet. Er versichert in seiner Diatribe den Geschmack an der deutschen Litteratur daselbst seit 1759 eingeführt zu haben; im Ernst aber wird er wohl niemand überreden, daß von den aufgeblasenen Toscanern, die selbst ihre Mititaliener als halbe Barbaren betrachten, andre Personen als Hofleute, die gewöhnlich bey ihrem Lobe nichts denken, der deutschen Litteratur und Sprache die ihr gebührende Achtung erzeigen. Es kann seyn, daß das ehemals zu Maculatur gewordene Buch des Abts Bertola: Idea della Poesia Allemanna, durch zufällige Begünstigung wieder aufgelegt worden ist, da hiezu nur der Wink einer Durchlauchtigen Person von deutscher Geburt von nöthen war, deren es in Italien bekanntlich mehrere giebt. Hiedurch wäre das Unbegreifliche erklärt, das Herr Jagemann allenthalben findet, wo man mit ihm nicht einerley Meynung ist.

Um aber gerecht zu seyn, muß ich auch sagen, daß dieses Buch ganz und gar nicht dazu gemacht ist, den Italienern

einen sehr vortheilhaften Begrif von unserer Poesie beyzubringen. Ich berufe mich dabey auf jeden Deutschen, der die berühmten Dichter seiner Nation zu schätzen weiß, mit der italienischen Sprache bekannt ist, und diese verhunzte Uebersetzung gelesen hat. Der gute Wille des Bertola war zu loben, aber sonst nichts; er verstand nur sehr unvollkommen Deutsch, und sein Geschmack war nicht geläutert, welches man doch bey einer solchen weit umfassenden Unternehmung voraus setzen solte. Ich will hier nur ein Beyspiel anführen: Wielands Gedichte, der Stolz unserer Litteratur, und die allein verdienten, daß Ausländer unsere Sprache studieren, wenn auch nicht so viel andere vortrefliche Schriften dazu anreizten, sind längst unter uns nach ihrem grossen Werth geordnet. So ausnehmend schön auch die Mährchen dieses grossen Dichters sind, so wird sie doch niemand für das Vorzüglichste von seinen unnachahmlichen Poesien halten. Dieses thut jedoch Bertola, wie man in der zu Maculatur gewordenen Ausgabe lesen kann.

Der Ehrenretter möchte den italienischen Buchhandel gerne als blühend darstellen, und glaubt, daß er vielleicht nur deswegen kleine Begriffe erzeuge, weil dort keine leipziger Messe ist. Haben denn Frankreich, England und Holland Büchermessen, und wer wird leugnen, daß der Buchhandel in diesen Ländern florirt? Daß die Buchkrämer in den grossen italienischen Städten einander bisweilen ihre Bücher zusenden, kann jeder leicht erachten, da nicht von einem barbarischen, sondern von einem cultivirten Lande die Rede ist; die Belehrung über diesen Punct hätte daher füglich wegbleiben können. Es

scheint,

scheint, daß mein gelehrter Gegner, gerührt durch die innere Ueberzeugung, in der Hitze zu weit gegangen zu seyn, gerne wieder einlenken möchte, er verliehrt sich aber in Widersprüchen, und erregt wahrhaft Mitleiden. Denn nun heißt es, daß der grosse Buchhandel nur viel Plunder in der Litteratur erzeuge, und die Bücher vertheure; daß man in Italien nur um des Ruhms willen schreibe; daß das Bücherschreiben in andern Ländern ein verächtliches und vom Hunger erfundenes Handwerk sey, welches Künste und Wissenschaften zu Sklaven des Buchhandels und zu Buhlerinnen des Gewinsts macht; daß der Nachdruck in Italien die Aufmunterung hemme, u. s. w. Wenn also der Buchhandel und das Schriftstellerwesen in diesem Lande unbedeutend ist, wie es Herr Jagemann endlich gegen seine Vordersätze selbst einräumt, so wissen wir doch nun den Grund, der in dem edlen Ehrgeiz der italienischen Gelehrten zu suchen ist, die nicht nach Gold, sondern bloß nach Ruhm streben, und zufrieden mit dem letztern, das verächtliche Metall den Ultramontanern gerne gönnen. Daß übrigens der Nachdruck in Italien die Aufmunterung hindere, ist nicht unwahrscheinlich; daß aber bey einem aufgeklärten wißbegierigen Volke dieser schändliche barbarische Gebrauch, der uns in die Zeiten des Faustrechts zurücksetzt, und eine weise Gesetzgebung entehrt, dennoch kein Hinderniß der Aufmunterung ist, davon haben wir in Deutschland den stärksten Beweiß, wo die Wissenschaften, so wenig hold ihnen auch die meisten Regierungen sind, ja so feindselig sich auch einige derselben gegen sie bezeigen, dennoch, durch einen blühenden Buchhandel unterstützt, sich empor arbeiten.

Grundfalsch ist indessen die Behauptung, daß die französische Litteratur in Italien zu Hause ist. Einige Werke des Witzes von Voltaire, Fontenelle, u. a. m. ausgenommen, womit sich die kleine Lesewelt hier beschäftigt, sind sehr wenig französische Bücher sowohl Originale als Uebersetzungen gangbar. In den grossen Bibliotheken sind solche zwar zu finden, allein die äusserst geringe Anzahl von Lesern, die sie hier aufsuchen, kommt doch unmöglich in Betrachtung, wenn von der Nation überhaupt die Rede ist, die sich mit Büchern nicht beschäftigt, ja nicht einmal ihre eigne gute Producte liest. Ariost, Tasso und Metastasio machen hierin eine ganz besondre Ausnahme, da jedermann, selbst Leute vom Pöbel, die nicht lesen und schreiben können, viele Verse von diesen grossen Dichtern auswendig wissen. Sonst aber berufe ich mich auf alle Ausländer, die in Italien gewesen sind, ob sie in den feinen Gesellschaften der mitlern und höhern Volksclassen viel Spuren von Belesenheit gefunden haben. Das Frauenzimmer dieses Landes, die Hälfte des italienischen Menschengeschlechts, nimmt fast nie ein Buch in die Hand, die Toiletten der Damen werden damit nicht beschwert, und Herr Jagemann, der wahrscheinlich durch Amtspflichten und gelehrte Arbeiten abgehalten worden, selbst dabey zu assistiren, hätte sich diese unitalienische Sitte nicht einbilden sollen. Viele Damen in allen Theilen Italiens können nur sehr unvollkommen selbst ihre eigne Sprache lesen, und verstehn noch weniger zu schreiben. In Klöstern größtentheils erzogen, wird dieser Theil des gemeinsten Unterrichts unter dem Vorwand vernachläßigt, daß man nicht lernen soll Liebesbriefe zu schreiben. Dieses ist sehr bekannt, und kann gar nicht geleugnet werden; auch

hat

hat Cagliostro in seinen Memoires damit diese seiner Frau fehlende Kenntniß der Schriftzeichen entschuldigt.

Herr Jagemann, der so sinnreich ist, alles zu vertheidigen, es mag eine wahre oder scheinbare Blösse seyn, glaubt, daß die Italiener nicht nöthig hätten, fremde Nationen zu besuchen, weil sie in ihrem Lande alles selbst fänden. Dennoch um den Vorwurf abzuwenden, daß dieses Volk am Ende des achtzehnten Jahrhunderts so wenig reist, nimmt er zu alten Bücherverzeichnissen seine Zuflucht, um eine zahlreiche Menge von Namen solcher Italiener anzuführen, die im funfzehnten, sechzehnten, und den noch frühern Jahrhunderten gereist sind; wobey er von Marco Polo anfängt, dessen Reisen nach Asien im dreyzehnten Jahrhundert, so wenig, wie die Weltentdeckungen der grossen Männer Colombus und Vespucius im funfzehnten und sechzehnten die Reisesitte ihrer Nachkommen im achtzehnten Jahrhundert beweisen können. Wozu also die vielen Namen längst verstorbener Reisenden, die Herr Jagemann mit fester Hand aus halbvermoderten Catalogen abschreibt? Diese Nomenclatur war überdem hier desto entbehrlicher, denn er nennt ja eilf Italiener, die in diesem Jahrhundert wirklich gereist sind, ohne, wie er sagt, sechs und zwanzig andre zu erwähnen, die nur bloß Wien besucht haben.

Es ist seltsam ein Buch anzugreifen, das in den Händen des Publicums ist, ja sogar eine Ehrenrettung eines ganzen Landes zu schreiben, ohne des Gegners Meynungen, Urtheilen und Behauptungen die geringste Aufmerksamkeit zu widmen. Ich hätte hier Gelegenheit, das schändliche Wort

Verläumdung, womit sich der Champion Italiens nicht entblödet hat, meine Urtheile zu bezeichnen, ihm zurück zu geben, ich habe aber Nachsicht mit seinem italienisirten Enthusiasmus, und schreibe es bloß seiner übergrossen Hitze zu, daß er vielleicht unter allen Lesern des Werks England und Italien der einzige gewesen, der nicht eingesehn hat, daß ich nicht das Einzelne, sondern das Ganze beurtheile. Um zu wissen, ob die Italiener, das heißt, ein sehr zahlreiches, uns nahe wohnendes Volk, heut zu Tage reisen oder nicht, so hat man weder des Herrn Bibliothecars Namensverzeichniß, noch meine Versicherungen nöthig; man forsche in den grossen Städten Deutschlands, wie viel Italiener in Verhältniß mit andern Nationen reisen; Tonkünstler, Sprachmeister und Castraten, kurz solche Leute ausgenommen, die um Brod zu suchen deutsche Provinzen durchkreuzen. Die äusserst geringe Anzahl derselben wird sodann unwidersprechlich bewiesen werden. Dieses ist der nämliche Fall in Frankreich, England, Holland u. s. w. Wie kann denn Herr Jagemann es eine niedrige Verhöhnung der italienischen Nation nennen, wenn ich der bekannten Wahrheit gemäß sage, daß ihre bessern Volksclassen nicht reisen.

Wer der Meynung ist, daß Guicciardini und Machiavel als Geschichtschreiber nicht mit einem Robertson, Hume, Gibbon und Raynal zu vergleichen sind, der wird von dem Herrn Bibliothecar anders belehrt, der auf seinen critischen Dreyfuß sitzend selbst die vorgedachten beyden Italiener herabsetzt, um Davila, Adriani und Bentivoglio über sie zu erheben; endlich neigt er seinen Scepter gegen Paruta,

der

der nach seinem Geschichtschreiberideal den Vorzug vor allen andern verdient.

Auch sogar gegen die auf bekannte Erfahrung gegründete Bemerkung lehnt er sich auf, daß nämlich die Italiener keine Schriften haben, die die Philosophie populär vortragen. Jedermann wird leicht einsehn, daß ich hier von der Philosophie des Lebens rede, die durch reizende Fictionen gelehrt, uns und einige andre Nationen vorzüglich auf die hohe Stufe der Cultur erhoben hat. Der Ehrenretter aber, der von dieser Philosophie auch nicht die einfachsten Begriffe hat, wie seine Diatribe in allen ihren Theilen unleugbar beweiset, und dem Höflichkeit und feine Sitten böhmische Dörfer sind, denkt gleich an die Philosophiam, die er als Regens im Augustinerkloster zu Florenz den Schulknaben docirt hat. Ich habe mit dieser sogenannten Philosophie nichts zu schaffen, und würdige sie nicht hier zu analysiren. Die Dialogen des Galilei über die Weltsysteme und des Algarotti über den Newtonianismus aber gehören gar nicht hieher; sie werden auch in Italien bloß von Gelehrten, aber gar nicht vom Volk gelesen.

Ich behaupte noch immer, daß in Italien mit den Künsten auch die Wissenschaften im vorigen Jahrhundert nach und nach in Verfall geriethen; troß der Academie del Cimento, die Herr Jagemann bey allen Gelegenheiten mit besondern Wohlgefallen erwähnt. Die Litterärgeschichte Italiens, jedoch immer in Rücksicht auf andre Nationen, mag hier entscheiden. Wozu soll der 1670 geschriebene Brief eines gelehrten Engländers dienen, der an einen italienischen Prinzen gerichtet, und voller Lobsprüche ist? Der Ehrenretter schreibt

ein viele Seiten langes lateinisches Fragment dieses Briefes ab, und bedient sich dabey des läppischen Ausdrucks, er hoffe, ich werde vor diesem Briefsteller, weil er ein Engländer ist, den Huth abziehn.

Wenn jemand noch nicht weiß, daß vortrefliche Romane z. B. Fieldings und Richardsons nützlich, schlechte aber verderblich sind, der kann dieses lang und breit von dem Diatribisten declamirt hören; und um zu beweisen, daß die Italiener nicht an Büchern Mangel haben, wo Unterricht mit Vergnügen verbunden sind, wendet er sich abermals zu seinem jederzeit zur Hand habenden Catalogus, und schreibt frisch von der Faust die Titel von Büchern ab, die er offenbar ganz und gar nicht kennt; es ist ihm hinreichend, wenn sie nur einen romanhaften Titel haben. Er verirrt sich in dieses ihm fremde Labyrinth so sehr, daß er sogar La ſtoria amoroſa d'Irene e di Filandro anführt; ein mir bekanntes Büchlein, das ungefähr mit der schönen Melusine in eine Classe gesetzt werden kann. Diese Arbeit des Titelabschreibens, wobey der Kopf ruhen kann, und nur eine gesunde Hand erfordert wird, hat den Ehrenretter nicht ermüdet, sondern vielmehr begeistert, so daß er kurz und gut seinen critischen Stab bricht, und den hohen Ausspruch thut, daß es fast nicht möglich ist, daß Italien in Ansehung solcher Bücher, die die Philosophie des Lebens lehren, und sinnreiche Untersuchungen über interessante Gegenstände der Vorwelt enthalten, übertroffen werde, und daß ich, der ich das Gegentheil davon behaupte, in der italienischen Litteratur stockblind seyn müsse.

Der

Der gelehrte Herr Bibliothecar ist so sinnreich in folgenden Worten, die in meinem Werke stehn, einen Widerspruch zu finden; ein Beweis, daß der wahren Widersprüche wohl keine daselbst seyn dürften, und daß ich die Materie wohl überdacht habe, weil sonst Fehler dieser Art dem scharfsichtigen Auge meines beredten Gegners nicht entgangen wären.

Es heißt: Obgleich die Italiener gern von Politik schwatzen, und an allen europäischen Staatsbegebenheiten Theil nehmen, so ist doch, wenn ich Machiavels Werk ausnehme, nie ein gutes Buch über diesen Gegenstand von ihnen geschrieben worden. Auch Uebersetzungen werden wenig gemacht, weil man gar nicht lieset.

Fernerhin heißt es: Italien hat viele grosse Staatsmänner hervorgebracht, die über die Regierungskunst tief nachgedacht haben, ja keine Wissenschaft gehört so ursprünglich in Italien zu Hause, wie die Staatskunst.

Herr Jagemann meynt, daß sich dieses nicht zusammenreime, und folgert aus den hier angeführten Worten, daß ich von der italienischen Nation mehr als einen Machiavel verlange. Nach diesem Pröbchen von des Ehrenretters Logik, die doch ein Pater Regens vorzüglich handhaben muß, wird er mir erlauben, den meisterhaften Unterricht zu bezweifeln, wodurch er nach seiner Versicherung in zehn Jahren zu Florenz sehr viele grundgelehrte Männer gebildet hat.

Die Italiener aller Volksclassen schwatzen von Politik, und bekümmern sich um alles, was jenseit den Alpen und den Meeren vorgeht, wobey ihre Urtheile freylich viel Unwissenheit zeigen; ihre Staatsmänner aber denken darüber tief nach, und obgleich ihre Anzahl jetzt kleiner wie ehemals ist, so beweisen doch einige neuere Maximen und Thatsachen, daß es an erfahrnen Männern in diesem Fache eben nicht fehle. So wie meines gelehrten Gegners und meine Begriffe fast über alle nur denkbare Gegenstände von einander verschieden sind, und schwerlich grössere Antipoden als wir seyn können, in allen Ideen, die sich auf Philosophie, Gesetze und Cultur beziehn, so dürften wir auch wohl von der Staatskunst entgegengesetzte Begriffe haben, und Herr Jagemann also hätte diesesmal seinen Hauptcatalogus füglich undurchsucht lassen können.

Daß die neuern Reisen um die Welt in Italien im Jahr 1780 bekannt waren, beweist der Herr Bibliothecar dadurch, daß eine Anzahl französischer Exemplare von Cooks Werk nach Neapel in Commißion von einem speculativen pariser Buchhändler geschickt worden sind, und einige italienische gelehrte Journale (die dort niemand lieset als Gelehrte von Profeßion) davon Meldung gethan haben; ja selbst der hingeworfene Ausdruck eines Journalisten, der von diesen Reisen als bekannt spricht, muß dem gewandten Ehrenretter zum Beweise dienen, daß man in einem Lande, wo überhaupt nicht gelesen wird, (ich kann diese Wahrheit nicht zu oft wiederholen) von den grossen Entdeckungen im Südmeere hinreichende Begriffe habe. Nach meiner Abreise aus Italien sollen, der Versicherung des gelehrten Bibliothecar zu Folge, nicht allein

eine Eloge auf Cook, sondern auch die Uebersetzung des magern französischen Auszugs einer allgemeinen Geschichte der Reisen von la Harpe erschienen seyn. Herr Jagemann nennt diesen Auszug die ganze Geschichte von Cooks Reisen, und indem er mich als den unwissendsten Menschen behandelt, bey dessen Unwahrheiten es ihm kaum möglich sey, in den Schrancken der Mäßigung zu bleiben, so beweißt er unwidersprechlich, daß er, so wie von vielen angeführten Dingen, auch von diesen Seereisen und Entdeckuugen so gut wie gar nichts weis. Daß diese Reisen endlich anfangen den Italienern etwas bekannt zu werden, ist mir von Herzen angenehm. Es ist besser spät als niemals.

Der Herr Bibliothecar, der nun einmal im Zuge ist, sich auf seinem critischen Roß herum zu tummeln, kennt wahrscheinlich die goldne Autorregel des berühmten Swift nicht, daß es nämlich gar nicht übel sey, wenn ein Schriftsteller etwas von der Sache verstünde, worüber er schreiben wolte; denn er wagt sich in das ihm ganz heterogene ästhetische Fach, um den neuern Dichtern Italiens eine Lobrede zu halten. Dieser Gegenstand begeistert ihn so, daß er den ihm von der Natur sehr sparsam zugetheilten Witz zusammenrafft, um mit witzigen Brocken um sich zu werfen, z. B. von dem Schlage: Er sagt, daß ich das dichterische Genie nach dem preußischen Längenmaaß abmesse u. s. w. Hier muß der liebe Index librorum wieder herhalten, und wahrlich ist man dabey gezwungen, die Mäßigung des Ehrenretters zu bewundern, der gar leicht aus diesem seinen Vademecum die Namen von tausenden Sonnettenfabricanten hier hätte abschreiben können.

Um die elende Kanzelberedsamkeit der Italiener zu entschuldigen, spricht der Diatribist von dem **heulenden und bellenden Vortrage**, der manchen deutschen Predigern eigen seyn soll. Er redet mit Achtung von Herder, Spalding und Zollikofer, und setzt ihnen drey italienische Augustiner entgegen. Ich habe von diesen drey Mönchen nur einen predigen gehört, nämlich den Pater Christiani in Rom; es war am Charfreytage, und der Pabst selbst befand sich unter den Zuhörern. Da nun dieser Mann für den größten Kanzelredner in Italien gehalten wird, so habe ich nach der von ihm angehörten Predigt keine Ursache gefunden, mein Urtheil über die Kanzelberedsamkeit dieses Landes zu ändern.

Nichts ist mir aber in der ganzen Ehrenrettung so auffallend gewesen, als die ausdrückliche Behauptung, daß nämlich durchaus die guten Köpfe in Italien mit den neuern Sprachen bekannt wären, und daß ich den deshalb geführten Tadel, wie der Herr Bibliothecar sehr witzig sagt, **aus meinem kleinen Finger gesogen habe**. Ich bedaure um seines gelehrten Rufs willen die Blöse, die er sich dadurch gegeben hat; denn alle, die Italien in der Nähe und der Ferne kennen, werden bey dieser Behauptung lächeln, und nicht alle dürften geneigt seyn, dem Enthusiasmus des Ehrenretters eine so notorische Unwahrheit zu verzeihn. Da die schöne Litteratur eine ihm ganz unbekannte Welt ist, so weis er vielleicht nicht einmal die Existenz von dem Dichter Codex des Bettinelli, der das Orakel der italienischen Poeten ist. Das fünfte Gesetz dieses Gesetzgebers heißt: „Non si leggano Gallio Britanni Poeti, se non all'età di quaranta anni, quando „non

„non é piu tempo di poetare.“ Sie (die italienischen Poeten) müssen keine französische oder brittische Dichter lesen, ausser wenn sie vierzig Jahr alt sind, und die Zeit zu dichten bey ihnen vorüber ist.

Als der Irrländer Sherlok vor acht Jahren den Originaleinfall bekam, den Italienern über ihre Unwissenheit die Augen zu öfnen, so lernte er erst die Sprache mit solchem Eifer, daß er fähig war, ein italienisches Buch zu schreiben. Dieses Buch enthielt vortrefliche Lehren und Grundsätze, die Litteratur und die den Italienern mangelnden Kenntnisse betreffend, aus den besten griechischen und ultramontanischen Werken abstrahirt, und durch zahlreiche Beyspiele unterstützt, die die Schulknaben auf deutschen Gymnasien auswendig wissen. Er sprach von Shakespear, Pope, Addison, Boileau, la Fontaine u. s. w., und berief sich dabey auf die aufgeklärtesten Völker unsers Welttheils. Die Italiener erstaunten über die grosse Verwegenheit, ihnen unbekannte Schriftsteller halb cultivirter Nationen zu Mustern anzupreisen. Man hörte sowohl schriftlich als mündlich von Venedig bis nach Neapel nichts als die verächtlichsten Urtheile über diese vermeyntlich sinnlose Unternehmung; die kaltblütigsten zogen die Achseln und spotteten des Lehrers, die andern fielen ihn wie rasend an. Ich habe in Deutschland noch kein Beyspiel erlebt, wo ein Schriftsteller so allgemein unbarmherzig gemishandelt worden wäre. Selbst Menschen, die mit Büchern nichts zu schaffen hatten, nahmen Parthie, und il matto Inglese (der tolle Engländer) war der gewöhnlichste Beyname, womit man Sherlok belegte.

Nur der sächsische Resident in Rom, Bianconi, wagte es allein zu seiner Vertheidigung aufzutreten. In den Efemeridi Letterarie di Roma No. VIII. 1779 findet man folgende Stelle: il libro del Sign. Sherlok ha eccitato una terribile rivoluzione nell'intollerante republica de' noſtri Poeti: che ne direbbe Platone ſe foſſe al par di noi ſpettatore dell' irritabilitá, con cui ſono accolte fra loro delle veritá reſe ſacrè, e incontraſtabili dal conſenſo di tutta la Terra, e ſe feriſſero i ſuoi orecchj come i noſtri le grida ſedizioſe, e confuſe, con cui ſene chiede la piu irragione vole vendetta? „Das „Buch des Herrn Sherlok hat eine schreckliche Revolution in „der intoleranten Republik unsrer Dichter erregt. Was „würde Plato sagen, wenn er so wie wir ein Zuschauer von „der aufbrausenden Empfindlichkeit wäre, womit geheiligte „und nach dem Urtheil der ganzen Welt unleugbare Wahr„heiten von ihnen aufgenommen worden, und wenn seine Oh„ren so wie die unsrigen durch das verworrene aufrührische „Geschrey verletzt werden solten, womit man dafür die unver„nünftigste Rache fordert?"

Sherlok hat sich durch seinen wohlgemeynten Entwurf gleichsam eine litterarische Schandsäule in Italien gesetzt; sein Buch indessen redet für ihn bey aufgeklärten Ausländern, und wird auch dereinst bey aufgeklärten Italienern seine Ehre retten. So unbedeutend es auch übrigens ist, so ist es doch ein Denkmal, wie groß die Unwissenheit der Italiener in unserm Zeitalter war.

Biaconi,

Bianconi, der kein incompetenter Richter in dieser Sache war, und seine Nation enthusiastisch liebte, erkannte nur zu wohl den jetzigen schlechten Zustand der italienischen Litteratur, und ihre Blösen; er ruft daher in dieser angeführten periodischen Schrift mit patriotischem Eifer aus: Verra forse quel giorno, in cui le veritá del Sign. Sherlok saranno riconosciute, ed adottate anche fra noi: voglia, il cielo, che venga quel giorno ancora, in cui i Grandi si disarmino in favore de' letterati di quell' austero, sopraciglio, con cui fra il bisso, e l'oro si riguarda per lo piú il rimanente degli uomini. Questa felice rivoluzione di spirito nella repubblica Poetica Italiana, dovrà esser preparata dagli studi, che il nostro Autore in culca ai giovani Sacerdoti di Apollo, e de' quali gl' italiani stessi confessano la necessità nel momento, che li trascurano: lo studio delle Filosofie, e sopra tutto della Metafisica, quello della cognizione del cuore umano nelle storie, e quello della natura. „Vielleicht wird der Tag kommen, an dem die Wahrheiten „des Herrn Sherlok auch unter uns anerkannt und angenom„men werden. Wolte der Himmel, daß auch der Tag käme, „wo die Grossen zum Vortheil der Gelehrten ihren zurück„scheuchenden Blick ablegten, womit sie gewöhnlich unter dem „Gold und Purpur auf das übrige Menschengeschlecht herab„sehn. Diese glückliche Revolution des Geistes in der italie„nischen Dichterrepublik muß erst durch gewisse Studien vor„bereitet werden, die unser Autor den jungen Priestern des „Apolls einzupfropfen sucht, und deren Nothwendigkeit die „Italiener selbst in dem nämlichen Augenblick einräumen, da

„sie solche vernachläßigen. Diese Studien sind die Philosophie, „und vor allen Dingen die Methaphysik, die Kenntniß des „menschlichen Herzens in Erzählungen, und das Studium der „Natur.“ Mit diesem Wunsch will ich gern den meinigen vereinigen.

Ich glaube nun alles beantwortet zu haben, was Herr Jagemann in seiner Diatribe mir hat zur Last legen wollen. Mich wundert, daß dieser gelehrte Mann nicht das Großsprechende, das in dem Wort Ehrenrettung liegt, gefühlt hat. Ist die Ehre einer grossen, und bey allen ihren Mängeln und Gebrechen sehr achtungswürdigen Nation gekränkt, wenn ein ausländischer Schriftsteller, der sich auf Geschichte und Erfahrung beruft, sie freymüthig beurtheilt? Habe ich denn alles getadelt, und nichts gelobt? Wäre ich so blind und partheyisch gewesen, so hätte Herr Jagemann Grund, sich des höchst beleidigenden Ausdrucks zu bedienen, daß nämlich mein Endzweck sey, die Italiener verhaßt und verächtlich zu machen. Freylich wäre es weit kürzer und bequemer gewesen, anstatt Menschen und Bücher in diesem Lande zu studieren, und Resultate mühsam aufzufinden, wenn ich das gewöhnliche Lob so vieler Reisenden nachgelallt hätte; dann würde mir der Beyfall des gelehrten Herrn Bibliothecars gewiß zu Theil geworden seyn. Ich wiederhole es nochmals, daß mein herabgestimmtes Urtheil von Italien gar nicht einzig ist. Der Schottländer Smollet, der Engländer Sharp, der Irrländer Sherlok, der Franzose Goudar, und der deutsche Professor Schlözer, haben alle von der hohen Cultur dieses Landes, so wie ich, sehr gemäßigte Begriffe geäussert. Der

verstor-

verstorbene alte Graf v. Chesterfield, der als Staatsmann und Gelehrter berühmt war, dreyßig Jahr lang an den größten Höfen als Gesandter gelebt hatte, und alle Nationen in Europa genau kannte, verbot in seinem Testament ausdrücklich seinem Neffen nach Italien zu reisen, weil er überzeugt war, daß er hier nichts lernen, wohl aber seine Sitten verderben und seinen Geist abspannen würde. Das Verbot war nur ganz allein auf dieses Land eingeschränkt, und eine Geldstrafe von 5000 Pfund Sterling zum Besten der Armen war auf die Uebertretung gesetzt; die Eintreibung und Verwendung dieser Summe aber war dem Bischof von London überlassen. Die beste Ehrenrettung Italiens also beruht nicht auf dem Posaunenton eines enthusiastischen Lobredners, sondern auf einer steigenden Cultur, im ganzen Umfange dieses Worts genommen, die unmöglich von andern aufgeklärten Nationen verkannt werden kann, und allen Zweiflern ein Stillschweigen auflegen wird. Bis dahin spielt ein sogenannter Ehrenretter, der blos mit einem Bücherinder unterm Arm die Bühne betritt, eine armselige Rolle. Herr Jagemann, der diese übernahm, bildete sich nach den italienischen Gauklern, die ihre Laterna magica aufstellen. So wie sie die Zuschauer, wolte er die Leser durch hochtrabende Reden aufmerksam machen; so wie sie betrug er sich unanständig, und zeigte eine Geläufigkeit in pöbelhaften Ausdrücken; so wie sie ihr Blendwerk durch prächtige Benennungen aufstutzen, so gab er seiner Maschine den prächtigen Namen Ehrenrettung, und so wie bey ihnen der Pöbel die mannigfaltigen Bilderchen anstaunt, so glaubte der gelehrte

Herr Bibliothecar mit Hülfe seines italienischen Bücherverzeichnisses so viel Büchertitel zu Markte zu bringen, daß jedermann ob seiner gewaltigen Gelehrsamkeit erstaunen müßte. Er hätte sich aber erinnern sollen, daß so wie bey seinen Mustern nur der Pöbel gaft, und die bunten Dingerchen bewundert, die feine Welt aber den Gaukler mit samt seinem Kasten keines Blicks würdigt, so dürfte auch derjenige Theil des Publicums, der nicht erst des Herrn Jagemanns Gesticulationen braucht, um Italien kennen zu lernen, der Kurzweil des Ehrenretters spotten, der höchstwahrscheinlich ohne seinen Index nie die Bühne betreten haben würde.

Es ist sonderbar, daß der grundgelehrte Bibliothecar Jagemann erst einer förmlichen Zurechtweisung bedurfte, um ihn handgreiflich zu bedeuten, was von allen Kunstrichtern, die das Werk England und Italien ihrer Aufmerksamkeit gewürdigt, und von allen Lesern von Geschmack längst erkannt worden ist, daß ich nämlich nicht vom Einzelnen, sondern vom Ganzen geredet habe.

Geschrieben zu Dresden, den 24. Junius 1786.

v. Archenholtz.

II. Sitten=

II.

Sittengemählde Theodorichs, Königs der Visigothen.

Theodorich hatte im Jahr 453 den gothischen Scepter durch die Ermordung seines ältesten Bruders Torismond erlangt; er rechtfertigte diese abscheuliche Handlung durch das Vorhaben des Getödteten, die Allianz mit dem römischen Reiche aufzuheben. Vielleicht konnte ein solches Verbrechen wohl mit den Tugenden eines Barbaren bestehn, denn man liest jetzo ohne Widerwillen das Originalgemählde eines gothischen Königs, das Sidonius Apollinaris entworfen hat, der da Gelegenheit hatte, ihn in den Stunden des Friedens und des gesellschaftlichen Umgangs sehr genau zu beobachten. In einem von dem Hofe zu Thoulouse geschriebenen Briefe *) befriedigt Sidonius die Neugierde eines Freundes durch folgende Beschreibung:

„Theodorich hat ein so majestätisches Ansehn, daß er „denjenigen Ehrfurcht einflößt, denen sein erhabener Rang un„bekannt ist. Obgleich er ein gebohrner Fürst ist, so sind „seine Verdienste doch so groß, daß eine Privatperson durch „sie sein Glück machen würde. Er ist von mitler Statur,

 „sein

*) Dieser Brief ist der zweyte im ersten Buch der Briefsammlung.

„sein Körper scheint mehr plump als fett zu seyn, und in sei„nen nicht übel geformten Gliedern ist Geschicklichkeit mit „Stärke verbunden. Wenn du seine Gesichtsbildung unter„suchst, so wirst du eine hohe Stirn finden, starke krause Au„genbraunen, eine Habichtsnase, dünne Lippen, weisse wohl„gereihete Zähne, und eine schöne Gesichtsfarbe, die mehr aus „Bescheidenheit als aus Zorn verändert wird. Die gewöhn„liche Eintheilung seiner Zeit, so weit man öffentlich davon „urtheilen kann, ist leicht zu beschreiben. Noch vor Tages„anbruch verfügt er sich täglich mit einem kleinen Gefolge „nach seiner Hauscapelle, wo von der arianischen Clerisey der „Gottesdienst besorgt wird. Diejenigen, die seine geheime „Gesinnungen kennen, betrachten diese fleißige Andacht bloß „als die Wirkung der Gewohnheit und der Politik. Der „übrige Theil des Morgens wird zu Regierungsgeschäften an„gewandt. Sein Stuhl ist sodann von Kriegsbedienten um„ringt, deren Ansehn nicht stolz, und deren Betragen anstän„dig ist. Der lärmende Haufen seiner barbarischen Leibwache „besetzt indessen den Audienzsaal; es ist ihnen jedoch nicht er„laubt, innerhalb der Vorhänge zu treten, die das geheime „Rathzimmer dem Auge des Volks entziehn. Die Gesandten „der Nationen werden hier einer nach dem andern eingeführt; „Theodorich hört sie mit Aufmerksamkeit an, ertheilt ihnen „kurze aber anständige Antworten, und beschleunigt oder ver„zögert nach der Lage der Angelegenheiten seine Finalent„schliessung. Um die zweyte Stunde des Tages erhebt er sich „von seinem Thron, und besucht entweder seine Schatzkammer „oder seine Ställe. Wenn es ihm einfällt zu jagen, oder we„nigstens zu reiten, so wird sein Bogen von einem jugend-

„lichen

„lichen Liebling getragen, so bald sich aber das Wild zeigt, „spannt er ihn mit seiner eignen Hand, und verfehlt selten „den Gegenstand seines Ziels. Als ein König hält er es für „zu niedrig, bey einem so unedlen Kampf Waffen zu tragen; „als ein Soldat aber würde er erröthen, von einem andern „einen kriegerischen Dienst anzunehmen, den er selbst thun „könnte. An gemeinen Tagen ist sein Mittagsessen nicht „von der Mahlzeit eines Privatbürgers unterschieden. Alle „Sonnabende aber werden viele ehrenvolle Gäste zur könig„lichen Tafel eingeladen, die bey solchen Gelegenheiten mit „griechischer Eleganz, mit gallischem Ueberfluß, und mit italie„nischer Ordnung und Geschwindigkeit bedient wird. Das „Gold- und Silbergeschirr ist nicht so schätzbar wegen dem „Gewicht, als wegen der Politur und der vortreflichen Ar„beit. Der Geschmack wird befriedigt ohne die Beyhülfe „ausländischer kostbarer Leckereyen. Die Anzahl und Grösse „der Weinbecher ist genau nach den Gesetzen der Mäßigkeit „angeordnet und fest bestimmt, und die ehrfurchtsvolle Stille, die „durchaus bey der Tafel herrscht, ist bloß durch ernsthafte und „lehrreiche Unterredungen unterbrochen. Nach der Mittags„mahlzeit überläßt sich Theodorich gewöhnlich einem kurzen „Schlummer. So bald er davon erwacht, ruft er nach „Würfel und Bretspiel, muntert seine Freunde auf, die könig„liche Majestät zu vergessen, und freuet sich, wenn sie frey „ihre Leidenschaften ausdrücken, die die Zufälle beym Spiel „erzeugen. Bey diesem Glücksspiel, das er als ein Bild des „Krieges liebt, zeigt er bald seine Hitze, bald seine Geschick„lichkeit, seine Geduld und seine aufgeweckte Gemüthsart. „Er lacht, wenn er verliert, und ist bescheiden und still, wenn

„er

„er gewinnt. Ohngeachtet aber dieser scheinbaren Gleichgül„tigkeit wissen seine Hofleute nur zu wohl, daß dieses die „rechte Zeit ist, von ihm Gunstbezeugungen zu erbitten; ja „ich selbst habe durch meinen Verlust im Spiel manches Ge„such beym Könige erlangt. Nach dem Spiel werden die „Regierungsgeschäfte wieder vorgenommen, und damit bis „nach Sonnenuntergang fortgefahren, da denn das Signal „zur königlichen Abendmahlzeit den Haufen der Supplicanten „entfernt. Die Abendtafel ist munterer als die Mittagstafel, „denn bisweilen werden Spielnarren und Pantomimen her„beygerufen, um die Gesellschaft durch ihren lächerlichen Witz „nicht zu beleidigen, sondern zu vergnügen; Sängerinnen „aber, und die sanften Weichlichkeit erzeugenden Musikmetho„den sind hier aufs strengste verbannt. Nur solche kriegeri„sche Töne, die die Seele zu tapfern Thaten erwecken, sind „allein dem Ohr des Theodorich angenehm. Wenn er von „der Tafel aufsteht, so besetzen die Nachtwachen sogleich die „Zugänge zu der Schatzkammer, zum Palast und zu den „geheimen Gemächern."

Dieser König Theodorich gieng im Jahr 456 über die pyreneischen Gebirge an der Spitze eines sehr zahlreichen Heers von Visigothen, Franken und Burgundiern, um die Sueven zu bekriegen, die sich im Königreich Gallicien niedergelassen hatten, und ganz Spanien zu erobern droheten. Es kam ohnweit der Stadt Astorga zu einer entsetzlichen Schlacht, die den Namen der Sueven und ihr Königreich fast ganz vertilgte. Theodorich trug sodann ohne Widerstand seine siegreichen Waffen bis Merida, der vor-

vornehmsten Stadt in Lusitanien. Bevor er aber seine Eroberungen sichern konnte, war er wegen seiner gothischen Staaten genöthigt Spanien zu verlassen, und sich wieder zurück zu begeben.

L.

III.

Das jetzige Zeitalter.

(Fortsetzung.)

Die Juden.

Von der Gewalt und dem natürlichen Einfluß der Religion auf die Hemmung der Fortschritte zur Vollkommenheit, und wie sie die Augen einer Nation rückwärts auf vergangene Zeiten blicken läßt, anstatt ihre Hofnungen zu erheben, und ihr Genie zu stärken, davon haben wir einen merkwürdigen Beweiß an der Geschichte der Juden, welche, obgleich aus dem Lande ihrer Voreltern vertrieben, und ohne einen Strich Landes zu besitzen, der ihnen eigen ist, dennoch kein so unbedeutendes Volk sind, daß sie nicht Aufmerksamkeit erregen solten. Ihr alter Ruhm war in der That groß. Denn, wie man sagt, *) lebten ihre Vorfahren unter der unmittelbaren Regierung

*) Man erinnert hier, daß dies ein Engländer schreibt, und kein Deutscher, dem man es nicht verzeihen würde, wenn er bey einem so orthodoxen Gegenstande sich öffentlich als ein Sceptiker zeigen wolte.

rung Gottes, wurden mit göttlicher Gewalt begabt, und so überwanden sie die Kriegsheere der Monarchen und die mechanischen Gesetze der Natur. Wenn sie in der That eine unvermischte Glückseligkeit und die Herrschaft über die ganze Welt hoffen, so ist es nicht durch ihr eigenes Bestreben, noch durch ihre Tapferkeit, die wohl disciplinirte Schaaren besiegen könnte, noch durch ihre vorzüglichen Kenntnisse derjenigen Gesetze, denen die materielle Welt gehorcht, daß dieses zu erwarten ist. Nur von der Ankunft des Meßias hoffen sie diesen Stand der Glückseligkeit und der Erhöhung. Es ist auf die innerliche Betrachtung der alten Zeiten, und auf die Verstümmelung alter Jahrbücher, daß sie diese ausschweifende Hofnung gründen, und durch Geduld und Glauben bilden sie sich ein, den vermeinten Plan des Allmächtigen mit ausführen zu helfen. Die Sprache, die Sitten, die Gebräuche, die Verfassung, die Gesetze, die Kleidung ihrer Vorfahren, alles wird nebst dem gelobten Lande wieder hergestellt, und Palestina die künftige Beherrscherin der Welt werden. Alles, was sie thun, glauben und geniessen sollen, ist durch ihre Religion unveränderlich bestimmt, die da Regeln für die ganze Oeconomie des Lebens in allen mannigfaltigen Verhältnissen vorschreibt. Nichts, es sey noch so unbedeutend, ist unter der Würde dieser erhabnen Führerin. Die Glaubenslehren des Juden, seine Religionsgebräuche, seine Kleidung, seine Nahrung, sein Umgang mit seinen Nachbarn, mit seinen Verwandten, mit seinem Weibe, mit seinem Gesinde, mit seinem Vieh, das Waschen seines Hauses, ja die allergeringsten Dinge, die sich auf persönliche Reinigkeit beziehen, sind alle unter der Herrschaft der Religion. Selbst die gottesdienstlichen

Decora-

Decorationen sind mit pünctlicher Genauigkeit vorgeschrieben, von den Säulen des Tempels und der Bundeslade bis zu den Lichtscheeren und Altarnägeln. Eben so sind die Pflichten der Hierarchie festgesetzt, von dem periodischen Eingang des Hohenpriesters ins Allerheiligste, bis zum Verbrennen des Kuhmists ausserhalb dem Lager.

Zu dieser heilig-politischen Oeconomie ist es, daß die wandernden Juden mit tiefer Verehrung zurückblicken, und die gewisse Hofnung, daß sie dereinst völlig wieder hergestellt, ihre Nation von allen Enden der Erde versammlet, und in den Besitz des gelobten Landes gesetzt werden wird, unterstützt sie bey allen ihren Leiden und den verächtlichen Begegnungen, die das Loos dieses unglücklichen Volks sind. Ihre elende Kleidung, ihre nachdenkenden Blicke und ihr schlechtes Ansehn beweisen den tiefen Eindruck, den der Gedanke auf ihre Gemüther macht, daß sie hier auf Erden keine Stadt, ja nicht einmal einen bestimmten Wohnort haben. Sie denken daher oft an die künftige Stadt. Wenn sie begierig sind Reichthümer zu sammlen, so geschieht es, damit sie solche ihren Nachkommen überlassen, und diese sie stolz den Nationen zeigen können, unter welchen sie wohnen. Das Resultat dieser Betrachtungen ist, daß die Juden nicht zu den Völkern gehören, die sich in einem Zustande der Verbesserung befinden, denn bey einem Volk dieser Art ist Neuerung eigentlich Ausartung.

Die Chineser.

Die Chineser werden so wie die Juden von der Verbesserung abgehalten, durch eine Mischung von patriarchalischer

Autorität, die in den Händen des Kaysers ist, und religiöse Einrichtungen. Diese gehen noch weiter als bey der jüdischen Religion, ja sie erstrecken sich bis auf Skrupel, die einem Europäer lächerlich scheinen müssen. Die grosse Quelle der Fortschritte in Kenntnissen und Vollkommenheit ist die Energie der Gedanken, die durch den Umgang mit verschiedenen Nationen erzeugt wird. Allein fremde Menschen, fremde Gebräuche und fremde Lehren von sich zu entfernen, ist gleichsam der Hauptgrundsatz der chinesischen Regierung. Blos die Entfernung schützt China gegen die Angriffe der Europäer. Die Tatarn haben diesem Reiche Beherrscher gegeben, aber keine Gesetze. Welche Revolutionen in diesem ungeheurem Lande, durch andre Revolutionen in andern Weltgegenden in der langen Reihe von Jahrhunderten noch entstehen können, die vor dem Untergange der Welt noch verstreichen dürften, ist schwer voraus zu sehn.

Japan mit den andern indischen und orientalischen Inseln.

In den japanischen Inseln sind wir erstaunt, die tiefste Unwissenheit und Aberglauben mit grossen Fortschritten in den mechanischen Künsten in Vereinigung zu sehn. Die chinesischen Colonisten, die sich an der westlichen Seite der Gebirge niederliessen, die diese Insel durchschneiden, übertreffen, wie man sagt, die Japaner so sehr an Manufacturarbeiten, als sie ihnen an Kenntniß und Beobachtung der alten Verordnungen und Gesetze nachstehn, welche die Pflichten des Lebens bestimmen. Ist dieses Thatsache, so ist es gewiß ein grösser Gegenstand der philosophischen Betrachtung. Die Bewohner

der

der östlichen Seite der Gebirge sind nicht besser als Wilde. Ob und wie lange sie ihre Unabhängigkeit von ihren policirten Nachbarn erhalten werden, ob sie je einen Nationalcharacter bekommen, und sich in Achtung setzen, oder durch die Schlafsucht des Geistes, die dem orientalischen Aberglauben so günstig ist, und den Haß gegen Neuerungen erzeugt, in der Rohheit bleiben dürften, kann niemand entscheiden. Gebirge, Felsen, ungestüme Meere, Erdbeben und Feuerspeyende Berge geben Japan ein rauhes Ansehn, und man behauptet auch durchgehends, daß die Gemüthsart der Japaner heftig und unruhig ist, und daß sie schwer zu behandeln sind. Diese Insel sowohl als die andern orientalischen werden wahrscheinlich in die Länge der Zeit das nämliche Schicksal wie die benachbarten Reiche des festen Landes haben, und auch das Genie derselben annehmen. Dies ist der Ordnung und den Gesetzen der Natur gemäß; eine Betrachtung, die für einen Britten eben nicht angenehm ist.

Man muß bedauren, daß diese Inseln so wie überhaupt die orientalischen Länder mehr durch räuberische Hände durchsucht, als mit den Augen eines erleuchteten Verstandes erforscht worden sind.

Indien.

Die Gentoos, oder die Besitzer von Indien, sind so wie die Juden zu einem ruhigen Zustande gebracht, und werden von Erweiterung ihrer Kenntnisse durch die Vorschriften einer Religion abgehalten, die die unumschränkte Beherrscherin aller ihrer Handlungen und Gedanken ist. Ihre Abtheilungen

lungen in Classen oder Casten, an deren Spitze sich ihre Braminen oder Priester befinden; ihr Abschen gegen gewisse Arten von Nahrungsmitteln, ihre Reinigungen, ihre Behutsamkeit in Ansehung ihrer Kleidung und dem Umgang mit Fremden; ihr Ankleben an dem was alt, und ihre Abneigung gegen alles was neu ist, nebst ihrer hierarchischen Regierung, muß jedermanns Aufmerksamkeit erregen, und mancherley Betrachtungen erzeugen. Wir haben kürzlich in England ein merkwürdiges Beyspiel gesehn, von der Verbindung zwischen einem ausgebreiteten Handel und den Fortschritten der Kenntnisse. Die Berichte des geheimen Ausschusses vom Parlament in Ansehung der indischen Angelegenheiten, haben zufälliger Weise mehr völlig bewiesene Facta in Betref der Meynungen, Sitten und Gebräuche der ursprünglichen Bewohner Indiens der Welt vor Augen gelegt, als alle von Europäern in dasige Länder gethane Reisen zusammen genommen. Ein Rajah, der zugleich Bramin war, und ein andrer indischer Fürst wurden in London vor dem Tribunal der großbritannischen Gesetzgebung abgehört, und es war glücklich für die Wissenschaft der Völkerkunde, daß Herr Burke zu dem untersuchenden Ausschuß gehörte. Dieser grosse Redner that durch den Dollmetscher Rous viele Fragen an den Bramin, die nur ein Mann von Genie und Gelehrsamkeit formiren, und nur ein zum abstracten Denken gewöhnter Kopf begreifen konnte. *)

Die

*) Man wurde gewahr, daß der indische Fürst bey einigen von Burke's Fragen lächelte, und dem Dollmetscher Rous etwas zuflüsterte. Ein Mitglied des Ausschusses erkundigte sich um diese heimliche Bemerkung. Rous antwortete: „Er hält Herrn Burke für sehr klug."

Die Antworten des Bramins waren klar, deutlich und dem Anschein nach wahrhaft. Es erhellt aus den Berichten des Ausschusses, und besonders aus diesem braminischen Aussagen, daß die Ehrfurcht der Gentoos gegen die Gesetze und Gebräuche ihrer Vorfahren, die im tiefsten Alterthum verlohren sind, noch immer unüberwindlich ist, und daß der Religionseifer in ihren furchtsamen Gemüthern und schwächlichen Körpern dennoch die Kraft hat, über die Schrecken des gegenwärtigen Todes zu triumphiren. Die Macht der Religion, in Verbindung mit der Trägheit des Climas und einer gewissen Art Ruhe, die allen sehr lange dauernden Regierungsformen eigen ist, hat die Gentoos in einen Zustand von absoluter Unbeweglichkeit versetzt. Man kann ihnen ihr ganzes Vermögen rauben, und ihre Leiber vernichten, ohne doch im geringsten auf ihren Verstand zu wirken, und durch Ueberredungsmittel sie dahin zu vermögen, von den Verordnungen abzugehn, die aus einem hohen Alterthum, in einer heiligen und todten Sprache geschrieben, durch alle Generationen zu ihnen herab gekommen sind.

P e r s i e n.

Von den Priestern in Indien gehn wir zu den Gebern in Persien über, den Nachfolgern des Zoroaster und der alten Magen, mit deren erhabenen Lehrsätzen in Ansehung der Moral und der Einheit und den Attributen der Gottheit die Meynungen der Braminen nahe verwandt sind. In der That scheinen sie einen gemeinschaftlichen Ursprung zu haben. Wir werden aber hier durch eine weniger angenehme Verbindung geleitet; denn die Religion Muhameds hat sich über Persien

sowohl als Indien verbreitet, und beyde Throne von Ispahan und von Dehli haben diesem vermeinten Propheten gehuldigt. In Persien, das wegen seiner alten Tugenden und einer Art von Lehnsfreyheit so berühmt war, wo die Könige in Wissenschaften unterrichtet, und zur Ausübung der Tugend angewiesen wurden; ein Reich, das die sonderbare Ehre hat, daß man dessen alte politische Einrichtungen für fabelhaft hält; *) in diesem Lande, berühmt wegen Geselligkeit, Gastfreyheit und Munterkeit des Geistes, müssen wir mit Schmerzen sehen, wie das grausame Gewicht des Aberglaubens und des Despotismus die schwachen Ueberbleibsel einer Nation zu Boden drückt, die so wie andre ihre ruhmvolle Laufbahn durchlaufen hat, nunmehr aber in die Ohnmacht des Alters zurückgesunken ist. Man sagt, daß die Perser in der muhamedanischen Religion nicht so andächtig wie die Türken sind, daß sie mehr Toleranz gegen andre Religionen hegen, und eine mehr lebhafte und gesellige Gemüthsart besitzen. Es ist möglich, daß ein gemeinschaftlicher Haß gegen die Türken, die natürliche Feinde der Perser, und auch in Religionsmeinungen von ihnen unterschieden sind, dereinst eine sehr genaue Allianz zwischen den Persern und den Feinden der Ottomannen bewirken könnte, von welchen die Russen und Oesterreicher die vornehmsten sind. Ein solches Bündniß würde wahrscheinlich die Erweiterung des Handels und der menschlichen Kenntnisse zur Folge haben.

*) Viele halten die Cyropedie des Xenophon für einen Roman, obgleich die vornehmsten Gegenstände in diesem Werk gewiß auf Wahrheit gegründet sind.

IV.

Lobschrift auf den Homer.

Von Arnaud.

Dieser Aufsatz befindet sich nicht in den gedruckten Werken des verstorbenen vortreflichen Dichters, und ist erst ganz kürzlich in Frankreich erschienen.

In den Hymnen, die die alten Dichter den Gottheiten widmeten, die sie den Menschen zur Anbetung vorschlugen, fiengen sie immer mit dem Jupiter an; und ich, sagt Quintilian, bey einer Materie, wo von Mustern der Litteratur die Rede ist, ich fange mit dem Homer an. „Alles, fährt dieser „Schriftsteller fort, was die Beredsamkeit und die Dichtkunst „nur von Energie und Grazie haben, sind wir ihm schuldig; „seine Kräfte übersteigen die Kraft des menschlichen Geistes, „und seine Schönheiten sind unerreichbar. Vergebens würde „man suchen ihnen gleich zu kommen, und man zeigt sich schon „als ein grosser Mann, wenn man sie verstehn und fühlen „kann."

Diese Sprache Quintilians ist die Sprache des ganzen Alterthums. Die Griechen begnügten sich nicht mit der blossen Bewundrung, sondern erzeigten dem Dichter göttliche Verehrung. Da sie in Ansehung seines Geburtsorts ungewiß waren, so gaben sie ihm den Himmel zum Vaterland. Die Philosophen schätzten es sich zur Ehre, von ihm ihre Lehrsätze

und Entdeckungen zu borgen. Die Gesetzgeber unterstützten ihre Gründe durch seine Autorität, die hinreichend war, die Gesetze zu heiligen. Plato setzt ihn an die Spitze aller dramatischen Schriftsteller. Die Künstler, die seine Werke studirten, fanden in der Natur einen Character von Grösse und Majestät, die bey allen ihren Arbeiten sichtbar war; daher auch das Alterthum, Gesetzgeber, Dichter, Philosophen, Redner und Künstler alle an das Genie dieses ausserordentlichen Mannes anhiengen, so wie er selbst die ganze Kette der Wesen am Thron des Jupiters angehangen hatte.

Als im Anfange dieses Jahrhunderts eine übelverstandene Philosophie die Muster in Verachtung bringen wolte, die die Barbarey nur zu lange in Vergessenheit erhalten hatte, als man besonders gegen Homer loszog, kannte man damals wohl genau die Verdienste der Schriftsteller Griechenlands und Roms, deren Meynungen man zu bestreiten wagte? Konnte man es verbergen, daß diese Schriftsteller, sowohl Geschichtschreiber, als auch Redner und Dichter nie von Homer sprachen, ohne daß ihre Einbildungskraft begeistert, und ihr Genie erhöhet wurde? Hatte man den Umfang und die Dauer der Regierung seines Genies wohl erwogen? und wäre es nicht philosophischer gewesen, bis zur Quelle dieser alten Ehrfurcht herauf zu gehn, und die Ursache eines so tiefen und so allgemeinen Eindrucks zu erforschen, als Bemühungen anzuwenden, die Grundsäulen einer Herrschaft zu erschüttern, die auf das einmüthige Urtheil aller aufgeklärten Nationen gestützt, und durch dreißig Jahrhunderte bestätigt ist?

Meine Absicht ist nicht hier die Sophistereyen zu entwickeln, über welche die Vernunft und der Geschmack längst triumphirt haben; will man ihnen aber auf ewig dasjenige rauben, was sie verführerisch haben könnten, so werfe man einen Blick auf die litterärische Nachkommenschaft Homers: Die Aeneide des Virgil, das befreyete Jerusalem des Tasso, der Telemach des Fenelon, und die Henriade des Voltaire; alles dieses ist man ihm schuldig. Was haben wir aber den auf ihn gethanen Angriffen zu verdanken? Sinnreiche, aber fruchtlose Urtheile, wo die Anstrengungen des Geistes an die Stelle der grossen Bewegungen der Seele treten, wo Spitzfündigkeit den Tiefsinn verdrängt, und wo man sonderbare Ideen anstatt der Kenntnisse der Triebfedern gewahr wird, die das menschliche Herz bewegen; Urtheile, die zu nichts dienen, als die Einbildungskraft zu erkälten, dem Genie enge Schranken zu setzen, und endlich in dem freyen Reich der Künste alle Uebel der Knechtschaft einzuführen.

Es hieß: Man muß die Fortschritte der Künste und des Geschmacks nach den Fortschritten der Philosophie und der Vernunft beurtheilen; als wenn die Aufklärung des Geistes mit der Empfindbarkeit der Seele nichts gemein hätte. Leider! Von allen Uebungen kostet die Uebung der Vernunft demjenigen Wesen am meisten, das wir vernünftig nennen, da hingegen das menschliche Herz immer den Gegenständen offen ist, die zur Empfindung gehören. Es giebt keine Menschen, die bey einer tugendhaften und erhabenen Handlung nicht Vergnügen und Bewunderung empfinden. Es giebt keine, die nicht bey einer schändlichen Unwillen und Abscheu

fühlen. Wie viel sind deren aber, die sich über einen grossen Irrthum betrüben, oder bey denen eine grosse Wahrheit Entzücken erregt?

Leibnitz hat sehr sinnreich bemerkt; daß wenn hundert Menschen ihre Kräfte und Einsichten zu einem gemeinschaftlichen Zweck vereinigen, so werden sie in einem Jahre für den Fortgang einer Wissenschaft mehr thun, als ein Mensch in dem Zeitraum von hundert Jahren thun könnte. Allein würde man je ein Meisterstück der Poesie, der Beredsamkeit, der Mahlerey und der Musik aus den vereinigten und zusammengeordneten Ideen einer Gesellschaft von Dichtern, Rednern oder Künstlern entstehn sehn? Die Wissenschaft wird ausgedehnt und vervollkommt durch die wechselseitige Mittheilung von Thatsachen, Bemerkungen, Erfahrungen und Entdeckungen, allein die Empfindung, die Einbildungskraft und das Genie sind unmittheilbar. Daher muß auch der Eroberungsgeist nothwendig in allen Societäten herrschen, die zur Cultur ernster Wissenschaften bestimmt sind, dahingegen diejenigen, deren Gegenstand ist über den guten Geschmack zu wachen, sich auf die Aufbewahrung einschränken müssen.

Da auf diese Weise einige die Gränzsteine der Wissenschaften und Künste niederrissen, und die Gegenstände vermischten, glaubten andre den Homer mit mehr Vortheil anzugreifen, wenn sie ihm die Regeln der Epopee entgegen stellten. Sie hatten also vergessen, daß wir eben diesem Homer das Wichtigste in diesen Regeln schuldig sind, weil es seine Werke sind, woraus der tiefdenkendste scharfsinnigste Beobach-

ter,

ter, den je die schönen Künste gehabt haben, sein Lehrbuch der Dichtkunst gezogen hat.

Ich will hier einige Bemerkungen machen, die zu keiner Zeit vielleicht nothwendiger waren:

Erstlich. Es ist unmöglich, daß die Regeln, die Früchte der ruhigen Ueberlegung, je den Flug des Genies erreichen, und sich über alle Schönheiten verbreiten können, die man mit den mannigfaltigen Werken paart, die Enthusiasmus erfordern; denn das Eigene des Enthusiasmus ist nicht die Einbildungskraft über die Gränzen der Vernunft, sondern die Vernunft über die Gränzen der Kunst hinaus zu führen.

Zweytens. In der Poesie, in der Mahlerey, und in allen Künsten, deren Gegenstand ist sanft die Sinne zu betrügen, und das Herz durch die Einbildungskraft zu intereßiren, kann man die Regeln nicht anders als leichte und sichere Mittel betrachten, um den vorhabenden Zweck zu erreichen. Jedesmal also, wenn ein Werk diese Wirkung thut, anstatt es zu verdammen, weil die Regeln in demselben verletzt sind, so verlangt die Vernunft und die wahre Philosophie im Gegentheil, daß wir alle die verletzten Regeln als unnütz betrachten sollen.

Drittens. Wenn in irgend einem Werk der Einbildungskraft und der Empfindung die Schönheiten auch viele mehr intereßiren, als euch die Fehler zuwider sind; wenn eure erste Entdeckung allezeit auf die Unvollkommenheiten, und die letzte auf die Genieflüge und Seelenzüge geht, so betrachtet euch als Unbekannte mit den schönen Künsten, und hütet euch

darüber zu urtheilen; vor allen Dingen aber gebt die Hofnung auf, selbst jemals darin glücklich zu seyn.

Der Werth, den wir auf die innerlichen Geisteskräfte, auf seine auseinander gesetzte Ideen, kurz auf das legen, was wir Verstand nennen; die Begierde ihn zu besitzen, und ihn zu zeigen; besonders aber unsre Erziehung, wobey man sorgfältiger ist uns für Fehler zu warnen, als uns die Schönheiten zu entwickeln, wo man uns mit zahllosen Regeln quält, und uns nur Beyspiele anführt, um diese Regeln zu bestätigen; kurz, wo man uns die Natur verbirgt, um bloß durch Beyspiele zu lehren: dieses ist die wahre Quelle unsrer Neigung zu raisonniren, zu untersuchen, zu tadeln, wenn man nur allein empfinden solte. Auf diese Art geschieht es, daß man, um unser Gedächtniß und unsre Urtheilskraft zu schärfen, und unsern Verstand zu bilden, den Schatz unsrer Empfindungen dadurch schwächt, daß man bereits in den erstern Jahren unsers Lebens den Keim der Empfindbarkeit bey uns vernachläßigt, oder angreift.

Du aber, o Jüngling! dem die Muse in dem Augenblick der Geburt zugelächelt, und dessen Talent den Bemühungen, die auf Irrwege leiteten, widerstanden hat; du, der du strebst dereinst die Ehrfurcht zu verdienen, die du jetzo so eifrig dem Genie zollst, willst du das grosse Geheimniß wissen, wie man der Natur ihre Pinsel und Farben rauben, und ihr Rival werden kann? lese den Homer, und lese ihn immer wieder. Immerhin mag der Philosoph ihm vorwerfen, daß er die Götter herabgewürdigt, und den Menschen ähnlich gemacht habe; du siehst in ihm nur einen Dichter, der die Menschen bis zu

den

den Göttern erhebt, und der durch diese beständige Verbindung der Erde mit dem Himmel alle Leidenschaften veredelt, den Handlungen seiner Personen das höchste Interesse verschaft, und der dadurch, daß er dem Wunderbaren den Character der Wahrscheinlichkeit mittheilt, allen Theilen seines Gedichts den Character des Wunderbaren aufdrückt.

Wenn die Sitten seiner Helden dir simpel, ungeschliffen und barbarisch scheinen, so erinnre dich, daß so die Sitten seines Zeitalters waren, die er mahlen und nicht reformiren wolte. Ueberdem vergiß nicht, daß wir dieser Einfalt und Rauheit der Sitten so viele originelle Züge und kühne Pinselstriche in seinen bewundrungswürdigen Gemählden schuldig sind, und daß du in einem Jahrhundert lebst, wo die Höflichkeit, der Luxus, und Bedürfnisse ins Unendliche vervielfältigt, alle grossen Züge der Natur fast ausgelöscht haben; wo der Zorn nur Empfindlichkeit, die Liebe nur Galanterie, die Freundschaft nur gewohnter Umgang, und der Muth nur die Furcht vor Schimpf und Schande ist. Weit entfernt, dem Homer ein Verbrechen daraus zu machen, daß er seine Helden nicht mit unsern Kleidungen und unsern Physiognomien dargestellt habe, wirst du vielmehr die Nothwendigkeit einsehen, zu seinen Werken deine Zuflucht zu nehmen, um grosse und starke Leidenschaften zeichnen zu lernen; Leidenschaften, von denen unsre, zahllosen Wünschen oder vielmehr kleinen Phantasien, ergebenen Seelen kein Muster aufweisen können. Als man daher bey der Wiederauflebung der Künste, da man nicht mehr jene starken Körper vor Augen hatte, denen die Gymnastik ehedem einen so schönen Ausdruck gab, diesen Mangel fühlte,

legte

legte sich Michael Angelo auf das Studium der Antiken, und hierdurch gelangte er zu den erhabenen Ideen und Formen, die seinen Meissel verewigt haben. Da dieser grosse Künstler gegen das Ende seiner glänzenden und langen Laufbahn den Gebrauch seines Gesichts verlohren hatte, so ließ er sich zu diesen Denkmälern hintragen, berührte sie mit seinen schwachen zitternden Händen, und nachdem er die Contours der Kunstwerke befühlt hatte, umarmte er sie mit Thränen, die die Bewunderung und Dankbarkeit aus seinen Augen preßten.

Während daß ernste und kalte Kunstrichter Homers Gleichnisse strenge untersuchen, und sie unpassend oder unschicklich, zu oft wiederholt, oder zu sehr ausgedehnt finden, so bewundre du den Umfang und die Kraft seines Genies, das sich der ganzen Natur bemächtigte, die Phenomene der physischen Welt mit der moralischen Welt verband, uns dadurch die Gegenstände bald in einem neuen Lichte, bald in einem schönern Lichte zeigte, und durch eine rasch auf einander folgende Reihe von Bildern und Gemählden unaufhörlich die Bewegung unterhält, die er einmal unsrer Seele mitgetheilt hat; Bilder, die desto erhabener sind, da sie die Einbildungskraft zwingen, sich weit über diejenigen Gränzen zu schwingen, wohin sie Worte führen können, und daher nur allein der Poesie zugehören; während daß die andern von dem kleinsten, wahrsten und natürlichsten Detail begleitet, mehr ein Werk des Pinsels als der Worte zu seyn scheinen. Wilst du ein Beyspiel der erstern? Lies den Anfang des 10ten Buchs von der Iliade.

„Ueber-

„Ueberwältigt durch die sanfte Macht des Schlafs ru-
„hen die Anführer des griechischen Heers alle in ihren Zel-
„tern. Agamemnon allein wacht, von den vielen Gedanken
„beunruhigt, die seine Seele bestürmen.“ Was thut hier
der Dichter, um uns einen starken Begrif von der Unruhe sei-
nes Helden zu geben? Er vergleicht seine innere Bewegung
mit der Bewegung der Luft, wenn Jupiter sie mit seinen
Blitzen entzündet, und den Sterblichen Gewitterverheerungen
oder Kriegsunglück verkündigt.

Das 16te Buch eben dieses Gedichts giebt ein schönes
Beyspiel von der letztern Art Bilder.

Ausgestreckt auf dem Verdeck von Achils Schiff liegt
Patroclus, sieht die Niederlage der Griechen, und zerfließt in
Thränen. Achil wirft ihm seine Schwachheit vor: „Du
„weinst, sagt er, du weinst wie ein kleines Kind, das von
„seiner Mutter verlangt in ihre Arme genommen zu werden,
„ihren Rock ergreift, sich bemüht ihren zu sehr beschleunigten
„Gang aufzuhalten, und seine unschuldigen thränenvollen Au-
„gen auf sie so lange heftet, bis sie es aufnimmt, und es an
„ihre Brust drückt.“

Ich stelle hier nur kalte und unbelebte Zeichnungen auf;
der Text, der Text allein wird dir das Gemählde liefern.
Glaube nicht, ihn je zu kennen, wenn du ihn nur durch den
Schleyer der Uebersetzung betrachtet, und noch weniger den
Homer selbst, wenn du ihn nicht von Angesicht zu Angesicht
gesehn hast; man erlaube mir diesen Ausdruck. Alsdann
und nur alsdann erst kannst du alle Schätze seines Genies an-

 staunen;

staunen; Schätze, die er in seiner Sprache verschwendet hat, die sich keine andre eigen machen kann, wovon aber doch alle können und sollen Vortheile ziehn.

Alsdann wirst du sehen, wie er durch die Vereinigung von Wörtern mehrere Bilder und Ideen in dem möglichst kleinsten Raum versammlet, und seinem Stil einen Strom verschaft, der fast so schnell wie der menschliche Gedanke ist; wie er durch die Wahl der Ausdrücke und die glückliche Zusammenfügung nie gepaarter Begriffe dahin gelangt ist, die zufälligen und bestimmten Sprachzeichen in wahre Bilder zu verwandeln; wie er endlich, obgleich einem beständig gleichen Silbenmaaß unterworfen, dennoch die Bewegungen desselben abändert, sie bald langsam, bald geschwinde fortrücken läßt, nachdem die Natur der Dinge, die er darstellt, es verlangt. Ist er genöthigt, sich eines gemeinen oder niedrigen Ausdrucks, eines unmelodischen, übeltönenden Worts zu bedienen; so wird durch die Kunst, wie er sie stellt, durch die Epitheten, womit er sie umringt, alles harmonisch, und alles erhält den Character von Eleganz und Würde; so, um mich eines Gleichnisses zu bedienen, das von dem Homer selbst genommen ist, wie Ulysses, der unter der Figur eines unter der Last der Jahre gebeugten, und durch die Dürftigkeit beschimpften Greises erscheint, allein so bald ihn Minerva berührt, in einen blühenden Jüngling mit der Gestalt eines Halbgottes verwandelt wird.

Nur erst als man lange alle diese Schönheiten untersucht, und die Grundsätze und Wirkungen derselben genau erforscht hatte, geschah es, daß Virgil damit die lateinische

Sprache und Poesie bereicherte. Ihr Uebersetzer des Homers folgt dem Virgil; so wie er, unterscheidet sorgfältig was die Sitten, die Gebräuche und das Genie der Sprache euch erlauben aufzunehmen, oder euch befehlen zu verwerfen; besonders aber durchdringt so wie er euer Muster, bis seine Seele sich gleichsam der eurigen mittheilt, bis ihr von seinem Enthusiasmus erhitzt, die Natur so sehet und fühlet, wie er selbst sie gesehn und gefühlt hat; alsdann wird euch die französische Sprache und Poesie Reichthümer verdanken, die vielleicht noch unbekannt sind; denn wer wird es wagen zu behaupten, daß unsre Sprache so weit gekommen sey, alle ihre Kräfte zu kennen? Eine Uebersetzung in Versen von Virgils Hirtengedichten wurde bis jetzt für unmöglich gehalten, und unsre Poesie hatte uns noch nicht jene interessante Eigenheiten, jene glückliche Details dargestellt, die nur gewohnte Beobachter der Natur gewahr werden, die die Wahrheit der Nachahmung ausmachen, und dem Gedicht über die Jahreszeiten den größten Reiz geben.

Diese Absicht hatte die französische Academie, da sie eine neue Uebersetzung des Homers wünschte. Eine Menge Verse ohne Ideen, und ohne Bilder, die man für Poesie hält; platte gereimte Prose, die man für Verse annimmt; grosse Muster vernachläßigt, um der niedrigen ekelhaften Natur zu folgen; der Barbarey errichtete Altäre im Mittelpunct der Hauptstadt der gelehrten Welt; alles dieses brachte die Academie zu dem Entschluß, die Augen des Publicums auf einen Dichter zu ziehen, der groß ist mit Simplicität, simpel mit Grösse, und erhaben ohne Anstrengungen.

Die Academie ihren Grundsätzen getreu, die beständig ihre Richtschnur gewesen sind, wird mit Vergnügen alle Schritte zählen, die diesen Ruhm befördern können; sie wird die glücklichen Bemühungen aufmuntern, das wahre Talent herbeyrufen, und den schlechten Geschmack zurückstossen, ohne sich je herab zu lassen, auf das Murren der Mittelmäßigkeit zu hören, oder sich durch die Schmähungen der Unwissenheit für beleidigt zu halten. Einige Jünglinge aus Clazomene beschmutzten in Sparta den Ort, wo die Ephoren Gericht hielten, und wo man die Urtheile abfaßte, die zur Aufrechthaltung der Gesetze dienten. Die Ephoren rächten sich wegen des erlittenen Schimpfs bloß dadurch, daß sie den folgenden Tag ein Gesetz machten, des Inhalts: „Daß die Unanständigkeit und Bosheit den Clazomenen erlaubt sey."

V. Etwas

V.

Etwas zur Geschichte des Familienvertrags des Hauses Bourbon vom Jahr 1761.

Es ist vielleicht in keinem der vorhergehenden Jahrhunderte jemals ein Bündniß geschlossen worden, das wegen der Wichtigkeit seiner Folgen, und in Ansehung der grossen Revolutionen, welche es bis in die spätesten Zeiten noch veranlassen kann, mit dem Familienvertrage des Hauses Bourbon von 1761 zu vergleichen wäre. Dieser Familienpakt ist es, welcher die verschiedenen Kronen des Hauses Bourbon gleichsam in Eine zusammengeschmolzen, und auf das Haupt desjenigen gesetzt hat, dem, nach Verhältniß der jedesmaligen Umstände, die seinige zur Ausführung grosser Plane nicht wichtig genug scheint; er ist es, der die Reichthümer von Peru Frankreichs Politik zu Gebote stehen läßt, der Krone Spanien Frankreichs mächtige Verwendung, ihr dessen Unterstützung mit einer ansehnlichen Landmacht und zahlreichen Flotten versichert, und selbst die Höfe von Neapel und Parma im Staatssystem von Europä wichtig und furchtbar macht; er ist es endlich, der einen Ludwig XIV. zwar nicht auf den Thron einer eingebildeten Universalmonarchie erheben würde, ihn aber doch in den Stand setzen könnte, der übrigen Welt so willkührliche Gesetze vorzuschreiben, als wenn alle andre Reiche und Staaten seine eroberten Provinzen wären. Die See hat selten grössere Flotten

getragen, als seit dem Jahre 1761, und ein einziges Blatt Pergament scheint alle die Millionen Goldes und Silbers, alle die Tausende von Menschen, alle die politischen Kräfte, welche die Hälfte von Europa im spanischen Erbfolgekriege und lange vorher, auf die Trennung zweyer so mächtigen Kronen, als Frankreich und Spanien verwandte, in einem Augenblicke vereitelt und unnütz gemacht zu haben. Der Utrechter Friedenstractat, eine für die Ruhe und das Gleichgewicht von Europa so wichtige Staatsacte scheint seit jenem Zeitpuncte in seinen wichtigsten Artikeln seine Kraft verlohren zu haben. Um sich von diesen Behauptungen zu überzeugen darf man nur ein wenig mit den grossen Begebenheiten der neuern und neuesten Zeiten bekannt seyn, die einen jeden in den Stand setzen, diese Betrachtungen weiter zu verfolgen, mehrere Thatsachen hier anzureihen, und wichtige Resultate für die Politik künftiger Zeiten daraus herzuleiten.

Diese wenigen Voraussetzungen sollen nur dazu dienen, Liebhaber der Politik auf die Wichtigkeit des Familienvertrags aufmerksam zu machen, und um dieser Wichtigkeit willen bey ihnen einige Nachsicht zu erhalten, wenn sie folgende Anecdote (die diesen Namen darum zu verdienen scheint, weil sie vielleicht manchem Geschichtforscher entgangen ist, und bis jetzt noch in keinem deutschen Geschichtsbuche stehen dürfte) unerheblich, oder ihnen nicht unbekannt finden solten. Sie ist in den hier beygefügten Stellen aus des Abt Millot Mémoires politiques et militaires pour servir à l'Histoire de Louis XIV. et de Louis XV. — enthalten, welche gewiß nicht mit den gewöhnlichen französischen Memoires verwechselt

wechselt werden dürfen, da sie aus den Staatspapieren des Marschalls von Noailles, der unter Ludwig XV. sowohl an der Spitze seiner Armeen, als an auswärtigen Höfen, und im Cabinet eine so grosse Rolle spielte, entstanden sind, und viele Aufklärungen in der Geschichte dieses Jahrhunderts enthalten. Es sind folgende zwey:

Die Spanier waren gleich zu Anfange des österreichischen Erbfolgekrieges (1741) in Italien eingedrungen, wo der madrider Hof dem Infanten D. Philipp ein ansehnliches Besitzthum zu verschaffen suchte. Ob sich nun gleich der Hof von Versailles das Schicksal dieses Prinzen, des Schwiegersohns Ludwig XV. ganz besonders hätte empfohlen seyn lassen sollen, so nahm doch der Cardinal von Fleury gar keinen Theil an diesem Streitpuncte: Doch merkte man endlich, daß Spanien, als ein nothwendiger Bundesgenoß, durchaus unterstützt werden müßte; daher denn am 25. October 1743 der Fontainebleauer Tractat, als ein immerwährendes Off- und Defensivbündniß, unterzeichnet wurde. Man stipulirte darin eine gegenseitige Gewährleistung aller Besitzungen, ja sogar aller Rechte, welche die beyden Kronen hätten oder haben solten; auch garantirte man dem D. Carlos das Königreich beyder Sicilien, ob ihn gleich eine englische Escadre genöthigt hatte, sich neutral zu erklären. Man versprach sich gegenseitig, die Waffen nicht eher niederzulegen, noch sich in irgend eine Unterhandlung einzulassen, als nach vorgängiger Uebereinstimmung. Und im Fall man Ursachen zu klagen bekäme, oder einiges Mistrauen entstände, gab man einander sein königliches Wort, sich nichts zu verheimlichen, und die Freund-

schaft immer den größten Vortheilen vorzuziehen. Der Hauptgegenstand, den Philipp V. angab, war, dem Infanten ein seiner Geburt würdiges Besitzthum zu verschaffen; er trat ihm deshalb seine Rechte auf die österreichische Verlassenschaft ab, und willigte darein, daß er in Besitz von Mayland sowohl, als von Parma und Placenz gesetzt würde, doch unter der Bedingung, daß die Königin von Spanien, so lange sie lebte, den Genuß der beyden letztern Herzogthümer, als des Eigenthums ihrer Voraltern, haben solte. Ludwig XV. verband sich, von seiner Seite, dem König von Sardinien den Krieg zu erklären, und sich mit Spanien über die schicklichste Zeit zu verstehen, um ihn den Engländern zu erklären, mit diesen, ohne die Wiedergabe von Gibraltar, keinen Frieden zu schliessen, und aus allen Kräften zur Wiedererlangung von Port-Mahon beyzutragen. — Dieser Tractat solte ein Familien-Unions- und Freundschaftsvertrag seyn; und die beyden Kronen verbanden sich, nicht eher in ihrem Bestreben nachzulassen, als bis sie ihre beyderseitigen Endzwecke erreicht hätten. *)

Als der Herzog von Duras (ausserordentlicher Botschafter des französischen Hofes zu Madrid von 1752 bis 1755) auf die Nothwendigkeit einer genauern Verbindung der beyden Kronen bestand, sagte ihm Carvajal, damaliger Minister der auswärtigen Geschäfte: diese Verbindung wäre schon begründet durch den Fontainebleauer Vertrag, der ein unwiderruflicher Familienpact sey, und es wäre daher hinreichend, dasjenige in

*) S. Millot Mémoires pol. et mil. T. IV. pag. 265. edit. de Maestricht 1777.

in demselben auszustreichen, was auf den Krieg von 1741 Beziehung hätte. Diesen Vertrag kannte der Botschafter gar nicht; er verlangte daher vom Marquis von St. Contest, dem Minister der auswärtigen Affairen, nach der freywilligen Entfernung des Herrn von Puisieux, die Mittheilung desselben. Der Minister verweigerte sie ihm anfänglich, bis ihm endlich der Marschall von Noailles eine Abschrift davon schickte, von sehr weisen Anmerkungen begleitet, die man als die Grundlage des nachher geschlossenen Familienpacts betrachten kann. Er beweist darin, daß der Fontainebleauer Vertrag, dessen Artikel sich fast alle auf den damaligen Krieg beziehen, und dessen Vollziehung durch die Umstände unmöglich gemacht worden, durch den Achner Friedensschluß gleichsam vernichtet worden ist; so, daß wenn die beyden Kronen die Bande ihrer Vereinigung enger knüpfen sollen, dies der Gegenstand eines neuen Vertrags und eines wahren Familienpacts seyn müsse. Dies verlange ihr Interesse: Die Engländer und Holländer dürften vielleicht minder unternehmend seyn, wenn sie eine minder vortheilhafte Meynung von der Mäßigung und der Schonung hätten, womit man gegen sie verfahre. Es sey besser, ihren Beleidigungen durch dieses Mittel zuvorzukommen, als sich unvermerkt in die harte Nothwendigkeit versetzen zu lassen, sich Genugthuung dafür zu verschaffen.

Ein Vertrag (heißt es in einem Aufsatze des Marschalls von Noailles, welcher Bemerkungen über den Fontainebleauer Tractat enthält) „ist gewöhnlich nichts als eine vorübergehende Verbindung, die so lange dauert, als der Zustand, es „sey nun des Kriegs oder des Friedens, worin man sich be-

„fand, als man ihn schloß; oder eine Verbindung, die sich „auf einen besondern Gegenstand einschränkt, das Maaß der „Unterstützung festsetzt, welche man in den vorhergesehenen „Fällen einander leisten soll, und die Belohnung oder das „Equivalent bestimmt, welches der von einem der beyden „Theile gegebenen Hülfe angemessen ist. Ein Familienpakt „hingegen vereinigt die regierenden Häuser sowohl, als ihre „Staaten. Er hat, seiner Natur nach, zwey Gegenstände; „die Erhaltung der Familien auf dem Throne, den sie besitzen, „und die Erhaltung ihrer Staaten in ihrem bisherigen Zu„stande. Diese Stipulationen müssen alle Zeiten und alle „Umstände umfassen; weder Krieg noch Friede darf sie „stören, oder verändern. Die gegenseitige Unterstützung ist „weder bestimmt, noch begränzt. Es findet kein anderes „Equivalent statt, als das Vertrauen auf eine gegenseitige „Hülfsleistung. Gegenseitige Freundschaft, Sicherheit und „Vertheidigung sind die wesentlichen Bedingungen eines sol„chen Vertrags. Wenn er auch nicht die Verbindlichkeit „auflegt, an allen Offensivkriegen Theil zu nehmen; so er„laubt er doch nicht, blosser Zuschauer zu bleiben. So„bald als aus den sich ereignenden Vorfällen abzusehen ist, „daß das Glück und die Folgen desselben Kriegs auf die Si„cherheit und die Erhaltung der Staaten einer der beyden „Familien Einfluß haben, dann muß sie die andere aus allen „ihren Kräften unterstützen. Kurz, man ist sich bey allen „Gelegenheiten, die Unterstützung mit guter Verwendung, „die Mittheilung der Beschwerden, die man gegen andre „Mächte haben kann, und die Uebereinstimmung in den „Maasregeln schuldig, die man zur Entfernung der Beleidi-

gungen

„gungen anwenden will, welche den Frieden, die Ruhe, den „Ruhm und die Rechte einer der beyden Familien und ihrer „Staaten verletzen könnten."

Dies ist die Idee, die man sich von einem wahren, unwiderruflichen Familienvertrage macht, so, wie man annimmt, daß er zwischen Frankreich und Spanien bestehen solte, und so, wie man es ihrem Interesse gemäs hält, einen, ihres gemeinschaftlichen Vortheils halber, zu schliessen. Das Ministerium von Versailles wünschte recht sehr einen Vertrag dieser Art. Der Herzog von Düras unterstützte seine Absichten mit Eifer und mit aller möglichen Geschicklichkeit. Aber er erhielt nichts als ungewisse Versprechungen; entweder, weil der madrider Hof noch zu viel Mistrauen hegte, oder, weil er fürchtete (wie ihn Carvajal, im Namen des Königs, versicherte) die Schliessung eines solchen Tractats möchte der Vorwand zu einem Kriege werden, noch ehe man im Stande wäre, ihn auszuhalten. *)

Um der Vollständigkeit willen scheint eine kleine Uebersicht von der Geschichte des Betragens der beyden Höfe von Madrid und Versailles gegen einander von dem Zeitpuncte an, da die spanische Krone einem Prinzen aus dem Hause Bourbon zu Theil ward, bis auf die Periode, von welcher die Rede ist, hier nicht am unrechten Orte zu stehen. — Die Prophezeihung, oder vielmehr der Wunsch Ludwig XIV., als er seinen Enkel, Philipp V., das leztemal umarmte: des à présent il n'y aura plus de Pirénées entre nous! wurde während des spanischen Erbfolgekriegs und bis gegen

*) Millot. l. cit. pag. 378.

das Ende seiner Regierung vollkommen erfüllt. Der junge König, theils zu furchtsam, theils zu unerfahren, als daß er sich den Regierungsgeschäften hätte allein unterziehen können, bedurfte fremder Leitung. Es war aber vorher zu sehen, daß er sie bloß von Spaniern, denen er vielleicht nicht trauete, und an einem unbekannten Hofe, den er von demjenigen, wo er erzogen worden war, so verschieden fand, nicht annehmen würde. Ueberdies war es für Frankreichs Interesse äusserst nothwendig, die Vollendung des grossen Werks, die Befestigung des jungen Königs auf dem spanischen Throne, der bald darauf so sehr unter ihm wankte, seinen schwachen Händen allein ja nicht zu überlassen.

Dies bewog den alten, des Herrschens so gewohnten Ludwig XIV., dem jungen König, den er nach dem angenommenen Ceremoniel zwar seinen Herrn Bruder nannte, aber in der That als seinen Enkel behandelte, oft fühlen zu lassen und zu erinnern, daß er sein Großvater sey. Zu dem Ende gesellte er ihm, bey seiner Abreise aus Frankreich, einen jungen intriguanten Menschen zu, den Marquis von Louville, der Philipp V. ganzes Vertrauen besaß, es aber in der Folge sehr mißbrauchte; eben so viel Gewalt erhielten nachher über ihn die Prinzeßin von Orsini und verschiedene von den an seinem Hofe nach und nach stehenden französischen Botschaftern, als die Herzoge von Grammont und von Harcourt rc. welche alle Frankreichs Interesse zu ihrem Hauptaugenmerk machten, und Philipp V. Schritte nach Ludwig XIV. Willen lenkten. Daher kam es denn, daß, zum größten Aergerniß der spanischen

nischen Patrioten, denen ihr König sein Zutrauen entzog, der Botschafter der Krone Frankreich bisweilen dem Staatsrathe, als Premierminister, beywohnte, oder doch wenigstens die Seele aller darin gefaßten Entschlüsse war; so, daß Ludwig XIV. beyde Monarchien mit Einem Scepter regierte. Bey alle dem überließ sich Philipp V., dann und wann, den Regungen des Gefühls, wo nicht seiner intensiven Grösse, doch dessen seiner äussern Würde, und suchte das ihm lästig werdende Joch von sich zu schütteln, welches aber sein weiserer Mentor, auf diese oder jene Art, wenigstens bis ans Ende des Kriegs, auf dem Nacken seines Zöglings zu erhalten wußte. Aber wie verändert sich, nach dem Utrechter Frieden, als sich Philipp V. mit seiner zweyten Gemahlin, der berühmten Elisabeth von Parma, vermählt hatte, die Scene auf einmal mit dem Tode Ludwig XIV. im Jahre 1715. Jetzt erscheint Philipp V. auf einmal in einer neuen Gestalt! Er hat vergessen, daß er nur durch Frankreich, das sein Blut, sein Geld, seine Ehre für ihn aufgeopfert hatte, auf einem Throne sitzet, an dem er jetzt nicht genug hat. Bald andächtig, bald ländersüchtig, betet er in diesem Augenblicke mit seiner Gemahlin, und entwirft mit ihr im folgenden Plane zu neuen Eroberungen. Doch keiner reizt ihn so sehr, als der, seinen heiligsten Entsagungen und den Tractaten zuwiderlaufende, etwaige Besitz der französischen Krone, die dem Kopfe eines schwächlichen Kindes, des letzten Sprosses vom Stamme seines Großvaters, eine zu schwere Bürde zu seyn schien. Er läßt dem Herzog Regenten seine herrsch-

süchtigen Absichten so deutlich merken, daß dieser die kräftigsten Maasregeln dawider zu ergreifen gezwungen ist; und da Philipp V. seine, mit dem von Frankreich angenommenen friedlicherm System, unübereinstimmende Entwürfe nicht aufgeben will; kömmt es zwischen beyden Reichen, die durch Bande der Verwandschaft und des gemeinschaftlichen Interesse vor kurzem noch so genau mit einander verbunden schienen, zu einem wirklichen Kriege. (1719 — 20.)

Das seit Ludwig XIV. Tode unterbrochene gute Vernehmen zwischen den beyden bourbonischen Höfen schien nach erfolgtem Frieden, und nach Entfernung des unruhigen Kardinals Alberoni, wieder so sehr hergestellt zu seyn, daß der junge König von Frankreich Philipps V. Tochter, Anna Maria Victoria, als seine zukünftige Gemahlin, an seinem Hofe erziehen ließ. Aber das Schicksal wolte, daß eben die Person, welche beyde Höfe mit noch festern Banden vereinigen solte, die Ursache zu neuen Mißhelligkeiten werden mußte. Die Zurücksendung dieser königlichen Braut nach Spanien (1725) nahm Philipp V. so hoch auf, daß er, in seiner Freundschaft gegen Frankreich ganz erkaltend, sich mit seinem bisherigen Mitwerber um die spanischen Reiche, mit Carl VI. unvermuthet aussöhnte, und durch diesen dem bisherigen Staatssystem von Europa gegebenen Stoß die Cabinetter der sich dabey intereßirt glaubenden Höfe in eine seltsame Bewegung setzte. Sein Unwille gegen Frankreich dauerte übrigens so lange, als die Ausführung

der

der Entwürfe seiner Gemahlin, ohne Frankreichs Mitwirkung, möglich war, bis 1728 — 29. seit welcher Zeit er bis an seinen Tod (1746) dem äusserlichen Ansehen nach, mit Frankreich im besten Vernehmen lebte, und im Jahr 1743 den oben erwähnten geheimen Familienvertrag zu Fontainebleau abschloß, welcher bey dem vom 15ten August 1761 zum Grunde gelegt worden ist; dieser letztere ist mit dem besondern Interesse eines jeden der bourbonischen Staaten so genau verbunden, daß er solche Auftritte, als der von 1719 — 20 war, unmöglich zu machen scheint.

Gebhardt.

VI. Die

VI.

Die schweigende Academie.

Eine Erzählung von Blanchet.

In der Stadt Amadan in Persien war eine berühmte Academie. Unter ihren Statuten stand folgendes Gesetz oben an: „Die Academiker sollen viel denken, wenig „schreiben, und nur so wenig wie möglich reden.“ Man nannte sie daher auch die schweigende Academie. Es war in ganz Persien kein Gelehrter von Verdiensten, der nicht den Ehrgeiz besaß, dabey aufgenommen zu werden. Der Doctor Zeb, Verfasser eines kleinen aber vortreflichen Buchs betitelt: Der Knebel, hört in seiner Provinz, daß eine Stelle bey der schweigenden Academie vacant wäre. Er macht sich sofort auf die Reise, langt in Amadan an, eilt nach dem Palast, wo die Academiker eben versammlet waren, und bittet den Thürsteher, dem Präsidenten dies Billet zu übergeben: „Zeb ersucht demü„thig um die vacante Stelle.“ Der Thürsteher überliefert es sogleich, allein es kam zu spät, denn der Platz war schon besetzt worden.

Die Academie war über diesen Vorfall sehr verdrüßlich. Sie hatte wider ihren Willen einen Hofmann aufnehmen müssen,

müssen, dessen lebhafte Geschwätzigkeit die Bewunderung aller Cotterien war, und deßwegen mußte sie den Doctor Zeb abweisen, den sie wegen seines Verstandes und seiner Wissenschaften hochschätzte, und den sie als die Geissel der Schwätzer ansahe. Der Präsident, der den Auftrag erhielt, dem Doctor diese unangenehme Nachricht zu melden, konnte sich kaum dazu entschliessen, und wußte nicht, wie er es am besten machen solte. Nachdem er ein wenig nachgesonnen, ließ er einen grossen Becher mit Wasser anfüllen, und zwar so voll, daß ein einziger Tropfen mehr den Becher würde haben überfliessen machen, alsdann gab er ein Zeichen, daß man den Candidaten herein führen solte. Er erschien mit der bescheidnen Mine, mit welcher fast allezeit sich das wahre Verdienst zeigt. Der Präsident stand auf, und ohne ein Wort zu reden wieß er ihm mit betrübten Geberden den emblematischen Becher, der, wie gesagt, ganz zum überfliessen angefüllt war. Der Doctor begrif sogleich die Meynung, daß nämlich die Academie keinen Platz mehr für ihn habe; allein ohne den Muth zu verlieren sann er auf ein Mittel, zu erkennen zu geben, daß ein übercompletter Academiker ohne Nachtheil hinzugefügt werden könnte. Er sieht ein Rosenblatt zu seinen Füssen liegen, nimmt es auf, und legt es so behutsam auf die Oberfläche des Wassers, daß auch nicht ein einziger Tropfen herabfließt. Auf diese sinnreiche Antwort ertönt allgemeiner Beyfall; man ließ die Gesetze für diesen Tag schlafen, und der Doctor Zeb wurde einstimmig als Mitglied aufgenommen. Es wurde ihm ein Pergament überreicht, auf welchem die Neuaufgenommenen

nen gewöhnlich ihre Nachmen selbst einschreiben mußten. Er schrieb den seinigen auf diese Liste, und nun war nichts mehr übrig, als dem Gebrauche gemäß eine Dankrede zu halten. Allein der Doctor Zeb, wie ein wahrhaft schweigender Academiker, dankte, ohne ein Wort zu sagen. Er schrieb am Rande der Liste die Zahl 100, denn aus so viel Personen bestanden seine neuen Mitbrüder, sodann setzte er eine Null vor der Zahl (0100) und schrieb darunter: „Sie sind jetzo nicht mehr noch weniger werth.“ Der Präsident antwortete dem bescheidenen Zeb mit so viel Höflichkeit als Gegenwart des Geistes. Er setzte die Ziffer Eins vor der Zahl Hundert (1100) und schrieb dabey: „Sie sind jetzo zehnmal mehr werth.“

Weissenfels,
gedruckt bey Friedrich Severin.

Magazin
der neuesten
brittischen Litteratur.

Eine
Monatsschrift
zum
Nutzen und Vergnügen.

Daß wir es wagen, dem lesenden Publicum ein Werk anzukündigen, durch welches wir demselben im Gebiete der brittischen Litteratur zum Wegzeiger zu dienen gedenken, wird um so weniger Entschuldigung bedürfen, da es in Deutschland nicht nur zur Sitte des Tages, sondern selbst zur Vollendung des Litterators gehöret, mit Britaniens Sprache sowohl, als den vorzüglichsten seiner Geistesprodukte nicht unbekannt zu seyn. Dieses vorausgesetzt, schmeicheln wir uns, eine nicht ganz gleichgültige Sache zu unternehmen, wenn wir uns der Ausarbeitung des oben angezeigten periodischen Blattes unterziehen, dessen Absicht zunächst dahin gerichtet ist, die Ausbreitung der englischen Litteratur in Deutschland befördern zu helfen; daher wir auch zu seinem Plane folgende Gegenstände bestimmen:

Erstens. Merkwürdige kurze Aufsätze historischen, politischen und philosophischen Inhalts. Erzählungen zum Vergnügen. Dramatische Fragmente. Ausgewählte glänzende Stellen der berühmten neuern englischen Schriften, die des innern Werthes halber bekannter zu werden besonders verdienen.

Zweytens. Interessante neue Anecdoten, gesammelt aus dem Reiche der Wissenschaften, Künste, Politik. Desgleichen aus der Geschichte der brittischen Litteratur und Gelehrten.

Drittens. Neue Erfindungen und Entdeckungen, Anstalten und erhebliche Vorfälle, die auf Litteratur und Künste eine nähere Beziehung haben.

Viertens. Anzeigen der besten englischen Werke, wie solche von Monat zu Monat herauskommen, nebst einer kritischen Uebersicht derselben.

Von dieser Schrift wird monatlich ein Heft von 9 Bogen zur Presse befördert. Der Anfang wird mit dem Stücke für den nächsten Julius gemacht. Es erscheint in den ersten Tagen des August, und in dieser Ordnung werden die nachkommenden jederzeit folgen.

Die Herausgeber finden es nöthig, zur bessern Aufnahme des Werks den Weg der Pränumeration einzuschlagen. Der Preis derselben ist auf das halbe Jahr 4 Gulden. Hier in Wien wird sie angenommen in der Staheliſchen Buchhandlung auf der Wollzeile No. 813. der k. k. Briefpost gegenüber, bey welcher auch jedesmal die herauskommenden Hefte abzuholen sind.

Ausser der Pränumeration kostet der halbe Jahrgang 5 Gulden, wobey auch noch zu bemerken ist, daß nur wenige Exemplare über die Zahl der Pränumerationen gedruckt werden können.

Wir werden es uns zur eifrigsten Sorge machen, den Beyfall des Lesers sowohl durch das Angenehme der Lektüre selbst, als durch die Schönheit der Ausgabe, welche sich an Korrektheit, Güte des Papiers, und Reinheit des Druckes besonders auszeichnen wird, vorzüglich zu verdienen, und sehen daher einer holden Aufnahme mit lebhaftester Hofnung entgegen.

Wien, den 24. Junius, 1786.

Die Herausgeber.

Litteratur und Völkerkunde,

5ter Jahrgang 9ter Band.

No. X.

October 1786.

Dessau und Leipzig, bey G. J. Göschen.



Ankündigung.

Es war bis jezt noch ein unbefriedigter Wunsch vieler Freunde und Liebhäber der vaterländischen Geschichte, daß denen, welche diese Geschichte recht eigentlich studiren, vermittelst einer systematischen Stellung und Anordnung der Begebenheiten (wie die Natur der Sache es irgend leiden mag) die Uebersicht und Umfassung eines so weitläuftigen Ganzen und seiner einzelnen Theile auf die möglichste Art erleichtert; zugleich aber auch denjenigen, welche die Geschichte mehr nur als Unterhaltung gebrauchen, ein Werk in die Hände geliefert werden möchte, das zwischen Kompendium und System das Mittel wäre; wobei die Trockenheit des einen, und die Weitschweifigkeit des andern zugleich vermieden würde. Für dieses zweifache Bedürfnis, sowol des lesenden, als eigentlich studirenden Theils, hat der Verfasser der so allgemein beliebten philosophischen Erläuterungen, Herr Kirchenrath Tittel zu Karlsruh, sich entschlossen, nach einem ähnlichen Plan, Ausführungen zur teutschen Geschichte in 3 oder 4 Bänden, jeden zwischen 30 bis 40 Bogen, herauszugeben. Nebst der vorhingedachten zweckmäßigen und systematischen Anlage wird hierbei besonders auf Kaisercharakteristik und die Anzeige der gleichzeitigen Pabstfolgen Bedacht genommen werden. Schon im Jahr 1773. gab der Herr Verfasser sein Teutschland und die besondere teutsche Staaten, synchronistisch, historisch, genealogisch, in Tabellen heraus. Diese Arbeit wurde nicht nur von dem teutschen Publikum, sondern selbst im Auslande mit vielem Beifall aufgenommen, von großen Geschichtskennern zu dienlichem Gebrauch öffentlich empfohlen, und von würdigen Männern selbst zu Vorlesungen gebraucht. Das gegenwärtige Werk ist die Frucht seiner vieljährigen Vorlesungen über teutsche Geschichte nach Herrn Pütters Lehrbüchern. Die untengenannte Buchhandlung, welche dieses wichtige Werk in Verlag genommen hat, macht es hierdurch dem Publikum mit der Anzeige bekannt, daß auf künftige Neujahrs-Messe der erste Theil, sauber und korrekt gedruckt, erscheinen soll. Wiewol darauf eigentlich weder Pränumeration noch Subscription angenommen wird, so sind wir dennoch nicht ungeneigt, dieses Werk denen Liebhabern der Schriften des berühmten Hrn. Verfassers in einem mäßigern Preis, als der Ladenpreis seyn wird, zu überlassen, wenn sie sich mit ihren Bestellungen zwischen hier und Neujahr an uns wenden wollen. Diejenigen Freunde, welche eine Sammlung veranstalten wollen, empfangen das zehnte Exemplar gratis. Nürnberg, den 23. Sept. 1786.

Carl Felßeckers Söhne.

In der Waltherischen Hofbuchhandlung in Dreßden sind nachstehende neue Bücher zu haben:

Des Hrn. Grafen Brühls theatralische Belustigungen, 3r B. 8. 20 gr. Instruction für sämtliche Dorfrichter und Schöppen, 4. 3 gr. Krämers landwirthschaftliche Belehrungen für alle Gegenden, mit Erläuterungen des Amtsraths Riem, gr. 8. 9 gr. Lempens Magazin der Bergbaukunde, 2r B. m. K. gr. 8. 16 gr. Dr. Mayers Untersuchung der Liebwerder Sauerbrunnen in Böhmen ohnweit Friedland, 8. 3 gr. Pelzels böhmische, mährische und schlesische Gelehrte und Schriftsteller aus dem Orden der Jesuiten bis auf gegenwärtige Zeit, m. K. gr. 8. Prag. Pötschens Nachtrag und Fortsetzung seiner chronologischen Geschichte der großen Wasserfluthen des Elbstroms ꝛc. gr. 4. 16 gr. Raue Grundsätze der Artillerie, m. K. 8. 9 gr. Allerneuestes königl. schwedisches Reglement für das Fußvolk im Felde nebst beygefügten Troß- und Bagagereglement m. K. 8. 1 rthl. 8 gr. Bernezobre akademische Uebungen in der französischen Sprache, nach ihren Anfangsgründen und denen Regeln ihrer Wortfügung. N. A. 8. 8 gr. Der gegenwärtige Zustand Oberschlesiens, juristisch, ökonomisch, pädagogisch und statistisch betrachtet, gr. 8. 9 gr. Cours complet de la langue françoise par Mr. Mauvillon Tome 3 & 4eme; contenant les Remarques sur les Germanismes, 8. 1 rthl., 16 gr. Dramaturgie, ou Observations critiques sur plusieurs Pieces de Theatre, tant anciens que modernes, par Lessing, traduit de l'Allemand par Junker, 2 Vol. gr. 8. Paris. Enumeratio Librorum Pars III; ou Catalogue universel des Livres françois, italiens & anglois &c. avec deux Tables, l'une des Auteurs & l'autre des Matieres, Tome 2d. gr. 8. 12 gr. Gerusalemme liberata di Torquato Tasso, 8. 1 rthl. 8 gr. Pensées morales de Ciceron, 8. 6 gr. Reflexions morales & philosophiques de l'Empereur Marc-Aurele Antonin, surnommé le Philosophe, avec quelques Remarques qui servent à l'Eclaircissement du Texte, 8. 14 gr. Theatre allemand, ou Récueil des meilleurs Pieces dramatiques, qui ont paru en langue allemande, savoir de Lessing, Gebler, Weise &c. par Mrs Junker & Liebault, 4 Vol. 12. Paris. Traité sur la Cavalerie par Mr. le Comte Drummond de Melfort, Marechal de Camp &c. Nouvelle Edition corrigée en 2 Vol. avec 62 Estampes gr. 4. 7 rthlr.

Dr. Christian Friedrich Michaelis, Arzt am Johannis-Hospital, verteutscht für zwei hiesige Buchhandlungen nachstehende neue englische Schriften: 1.) Remarks on the Means of obviating the fatal Effects of the Bite of mad Dog &c. by R. Hamilton. 8. 2.) Th. Withers, Treatise on the Asthma. 8. 1786. 3.) An Enquiry into the Origin and Antiquity of the Lues Venerea; with Observations &c. by W. Turnbull. 8. 1786. Leipzig den 1. Sept. 1786.

Litteratur und Völkerkunde.

5. Jahrgang. 9. Band.

No. X. October. 1786.

Inhalt.

Litteratur und Völkerkunde.

X.

October. 1786.

I.

Grausenvolle Scene in Chicacole. Ein Fragment aus dem 2ten Bande des Werks: Die Engländer in Indien.

Bussy, der Befehlshaber der Truppen in Decan, war in diesem Jahr (1757) weit thätiger gewesen, weil er uneingeschränkt hatte handeln können. Seine Armee setzte ihren Marsch von Hyderabad fort, und langte am Ende des vorjährigen Novembers in Bezoara am Kristna an; von da, an statt nach Masulipatnam zu gehen, wandte er sich nach Norden, marschirte durch die Provinz Elore, und erreichte den 19ten December Ramundtum, wenig Meilen von der englischen Factorey Ingeram gelegen. Ibrahim Cawn, dem Bussy die Stadthalterschaft sowohl von diesem Lande, als von der Provinz Chicacole gegeben hatte, fürchtete nun für seine Undankbarkeit, die er gegen seinen Wohlthäter in der Noth bewiesen hatte, gestraft zu werden, er flohe daher bey Annäherung der Franzosen nach Aurengabad; dagegen stellte sich der Rajah Vizeramrauze, der an Bussy so überzeugende Proben seines Diensteifers in

Charmaul gegeben, in Begleitung einiger andern indischen Oberhäupter mit 10,000 Mann ein. Er wurde nach Verdienst empfangen, und auszeichnend behandelt. Dieser Gunst bediente er sich eine Rachsucht zu befriedigen, die schon lange seine herrschende Leidenschaft war. Die Tradition sagt, daß viele hundert Jahr zuvor, ehe noch die muhamedanische Religion entstand, ein König von Jaggernaut in Orixa mit einem großen Herrn nach Süden marschirt sey, und die südlichen Provinzen, selbst den Carnatick bis Conjeveram erobert hätte. Diese Länder vertheilte er in viele Theile unter seine Verwandten, seine Befehlshaber und Hausbedienten, von welchen noch einige der nordlichen Polygars in gerader Linie abzustammen vorgeben, und dabey behaupten, daß ihre gegenwärtigen Besitzungen eben dieselben wären, die ihr Anherr erhalten hätte. Alle die auf diese Genealogie Anspruch machen, halten ihr Blut für das vortreflichste in Indien, sie setzen sich den Rajpoots gleich, und geben niemand den Rang, als den Bramanen. Diesen Vorzug unterstützen sie durch die hochmüthigsten Gebräuche, sogar daß der Athem eines Menschen von einer andern Religion, oder selbst der Hauch der andern Indier von der ihrigen, eine Reinigung nothwendig macht. Ihre Weiber heyrathen nie einen zweyten Mann, sondern verbrennen sich mit dem ersten, dem sie ihre Jungferschaft aufgeopfert haben. Ob gleich dieser grausame Gebrauch unter den hohen Casten in ganz Indien nicht ungewöhnlich ist, so beruhet er doch auf dem freyen Willen es zu thun, oder zu unterlassen: allein bei den Weibern dieser ahnenstolzen Polygars ist das Verbrennen eine absolute Nothwendigkeit.

Der

Der vornehmste dieser Polygars, die sich alle Rajahs nennen, war Rangarao von Bobilee. Das Fort dieses Namens liegt am Fuß eines Gebirgs, 140 Meilen von Vizagapatnam. Seit langer Zeit herrschte ein tödtlicher Haß zwischen diesem Polygar und Vizeramrauze, dessen Macht Rangarao zwar fürchtete, allein seine Person ganz verächtlich betrachtete, weil er von niedriger Herkunft war. Die Districte von beiden gränzten an einander, daher die Unterthanen von Bobilee ihren Nachbarn allerhand Schaden zufügten, die Bäche ableiteten, und andern Unfug trieben, den Vizeramrauze so wohl wegen der waldigten Natur des Landes, als weil es ihm an Truppen fehlte, nicht ahnden konnte. Jetzo aber bediente er sich seines ganzen Credits und aller nur ersinnlichen Argumente, um Bussy von der Nothwendigkeit zu überzeugen, diesen Nachbar aus dem Wege zu räumen. Bussy ließ daher dem Polygar antragen, sein Erbland gegen ein andres entlegenes von grösserm Umfang und Werth zu vertauschen; Rangarao aber nahm diesen Vorschlag als eine Beleidigung auf. Bald nachher war es nöthig ein Detachement Sepoys nach einer entfernten Gegend zu schicken; der kürzeste Weg dahin gieng durch die Waldungen von Bobilee. Man suchte um den Durchmarsch an, der auch bewilligt wurde. Allein es geschah entweder durch die Kunstgriffe des Vizeramrauze, oder den Unmuth des Rangarao, daß die Sepoys angegriffen wurden und gezwungen waren, mit einem Verlust von dreyßig Todten und noch mehr Verwundeten sich zurück zu ziehn. Vizeramrauze, der Bussy hierüber höchst aufgebracht sah, nutzte diesen Augenblick zur Befriedigung seiner Rache, und der französische Feldherr, der nicht die schrecklichen Folgen seines Entwurfs

 ahndete,

ahndete, beschloß das Land zu unterjochen, und den Polygar nebst seiner ganzen Familie daraus zu vertreiben.

Die Provinz Chicacole hat wenig ausgedehnte Ebenen, allein viele Hügel mit Bäumen bedeckt, die eine Schutzwehr des flachen cultivirten Landes sind. Die Polygars haben hier ausser ihren andern Städten und Forts beständig ein Fort, das gewöhnlich in dem schwierigsten Theil ihres Gebiets angelegt ist, und im Nothfall für sie und ihre Familien zum letzten Zufluchtsort dient. Die sonderbare Bauart eines solchen Forts ist ganz dem Vertheidigungsplan eines Volks angemessen, das weder mit Canonen, noch mit andern Geschoßarten bekannt ist. Die Aussenlinie desselben ist ein regelmässiges Viereck, das selten 200 englische Ellen übersteigt. In jedem Winkel ist ein grosser runder Thurm. Die Höhe der Mauer ist 22 Fuß, allein der innere Wall ist nur 12 Fuß hoch, und oben eben so breit, ob gleich unten viel breiter. Alles ist aus Leimerde gemacht, die an der Sonne getrocknet und gehärtet ist, und hernach schichtweise aufgethürmt wird. Das Parapet ist zehn Fuß über den Wall, aber nur drey Fuß dick. In demselben sind drey Reihen von runden Löchern über einander, wo sie ihr Feuergewehr, ihre Bogen und Lanzen durchstecken. An zwey gegenüber stehenden Seiten des Forts sind die Thore befindlich, deren Eingang aber nicht in der Fronte, sondern an der Seite angebracht ist, da denn ein winklichter Gang im Innern des Orts führt. Bey dem geringsten Allarm wird diese ganze Passage mit gefällten Bäumen angefüllt, und überhaupt zu vielen andern Befestigungsmitteln geschritten, wozu dieses Waldvolk gewöhnt ist. Rund um das Fort ist ein Raum von

500 englischen Ellen, auch wohl mehr, der ganz frey gelassen wird, und dessen äusserster Theil an einem dicken Wald stößt, der drey, vier, auch fünf englische Meilen weit diesen Mittelpunct umcirkelt. Nur ein Pfad führt durch den Wald zum Fort; und auch der äussere Zugang zu diesem Pfad ist mit einer Mauer und Thürmen versehen, so wie das Fort selbst; hiezu kommen noch von beyden Seiten des schmalen Weges Brustwerke, um die Annäherung der Feinde zu erschweren. Mit diesen Brustwerken, die mit Redouten abwechseln, ist der ganze Pfad garnirt, der in beständigen Krümmungen fortgeht, und nur drey Mann neben einander zu gehen verstattet. So waren die Vertheidigungsanstalten in Bobilee. Dieses Land zu erobern marschirte nun Bussy mit 750 Europäern, worunter 250 Reuter waren, und vier Feldstücken, wozu 11,000 Seapoys und Peons stießen, die Vizeramrauze in Person commandirte.

Während daß man mit Canonen die erste Redoute am Eingang des Waldes beschoß, drangen Detachements in den Wald, die sich theils mit der Axt, theils mit Feuer einen Weg bahnten. Sie reinigten den Wald von den Feinden, ob gleich nicht ohne Verlust, und so erreichten sie das Fort. Bussy vertheilte seine Truppen nun in vier Divisionen, einer jeden gab er eine Canone, und bestimmte sie zum Angrif der vier Thürme. Rangarao befand sich hier mit seiner ganzen Familie, von welcher 250 Mann im Stande waren Waffen zu tragen. Die Anzahl aber ihrer Weiber und Kinder war beynahe 500, die zitternd und schreyend ihrem Familienschicksal entgegen sahen.

Der Angrif geschah den 24sten Januar mit anbrechendem Tage. In wenigen Stunden hatte man schon mit den Cano-

nen beträchtliche Oefnungen gemacht, und die Soldatrn von allen vier Divisionen rückten mit Sturmleitern an. Durch die eifrigsten Bemühungen aber war in einer ganzen Stunde auch nicht ein einziger Mann vermögend die Mauer zu besteigen, und viele waren verwundet worden. Man rief daher die Stürmenden zurück und setzte das Canonenfeuer fort, da denn die Kugeln mehr zerstörten, und dem zweyten Angriff größere Vortheile gaben: der Eifer aber zur Vertheidigung vermehrte sich mit der Gefahr. Die Besatzung fochte mit der rasenden Wuth wilder Thiere, die ihre Höhlen und ihre Jungen vertheidigen. Nie hatten Europäer einen so außerordentlichen Muth bey den Eingebohrnen von Indostan gefunden, daher erregte dieses Betragen Bewunderung. Die Soldaten riefen ihnen beständig Pardon zu; dieses Anerbieten aber wurde immer mit Drohungen und absichtlichem Todtschlag beantwortet. Es war zwey Uhr Nachmittage, und noch kein Mann hatte sich auf der Mauer behaupten können. Bussy befahl nun einen abermaligen Stillstand. Diesen nützte Rangarao um die vornehmsten Männer seiner Familie zusammen zu rufen; er sagte ihnen, daß keine Hofnung sey das Fort zu retten, und es daher durchaus nothwendig wäre ihre Weiber und Kinder der Schändung der Europäer und der ehrlosen Autorität des Vizeramrauze ohnverzüglich zu entziehn. Eine Anzahl Männer wurden zu dieser entsetzlichen Arbeit auserwählt, die alle mit Fackeln in der Hand, und mit Lanzen und Dolchen bewafnet sich ins Innere des Forts begaben, und dort alle Wohnungen ohne Unterschied in Flammen setzten. Das Feuer wurde durch Stroh und andre brennbare Materien ernährt, und jedes

Weib

Weib oder Kind, das sich aus den Flammen zu retten suchte, mit Dolchen und Lanzen durchbohrt. Auch nicht der hülflose Säugling, der die Brust seiner Mutter umklammert hatte, wurde von seinem eigenen Vater verschont. Die unsinnigen wilden Vorurtheile, die dieses scheusliche Opfer foderten, übertrafen die gewöhnlichen Gesinnungen von Wuth und Rache. Nach geendigtem Blutbad kamen die fanatischen Mörder wie von Furien gepeitschet auf die Wälle zurück, um daselbst zu sterben. Der Oberst Law, der eine der Divisionen commandirte, wurde gewahr, daß während dem entstehenden Brand die Anzahl der Vertheidiger sich verringert hatte. Er wolte diese Gelegenheit nicht vorbey lassen, sondern erneuerte so gleich den Angrif; einige Grenadiers erklimten die Mauer, und fasten Posto in einem Thurm. Rangarao, der zur Vertheidigung herbeyeilte, wurde in diesem Augenblick durch eine Mußketenkugel zu Boden gestreckt. Sein Tod gab der Verzweiflung seiner Freunde neue Nahrung, die alle herzu stürzten seinen Fall zu rächen, und daher die andern Mauern unbesetzt liessen. Diese wurden nun von allen Seiten in wenig Minuten erstiegen. Die wilde Vertheidigung ward jedoch fortgesetzt, keiner machte Miene zu fliehen, oder wolte sein Leben geschenkt haben. Ein jeder kämpfte bis er zur Erde sank, und auch selbst alsdann bemühete er sich noch mit seinem Dolche zu schaden, den er nicht eher als mit den letzten Lebenskräften sich aus den Händen winden ließ. Das Gefecht war nun geendigt, und alle Männer lagen todt hingestreckt im Staube. So schrecklich dieser Anblick auch war, so wurde er doch durch das Schauspiel der theils verbrannten, theils erstickten Leichname übertroffen, und die Freude der Sie-

ger verschwand. Alle starten sich einander an mit stillschweigendem Erstaunen und Gewissensbissen, und selbst die wildesten konnten sich nicht des Mitleidens erwehren. Im Hintergrund der Scene zeigte sich ein alter Mann, der sich mit einem Knaben an der Hand näherte. Man empfieng ihn mit Achtung, und so wurde er vom ganzen Haufen begleitet zu Law gebracht. Diesem stellte er das Kind mit folgenden Worten vor: „Dies ist der Sohn des Rangarao, den ich wider „seines Vaters Willen vom Tode befreyet habe.“ Die Erhaltung dieses Kindes wurde nun von allen als eine doppelte Pflicht gefühlt, weil man dadurch das Abscheuliche des Vorfalls zu schwächen glaubte. Der Mann und das Kind wurden so gleich an Bussy geschickt, der wegen des besagten Greuels nicht ins Fort kommen wolte, sondern in seinem Zelt geblieben war, wo er diese geheiligten Gefangenen mit aller Menschenliebe aufnahm, die Natur und Edelmuth hier dringend foderten. Er ließ gleich Patente ausfertigen, in welchen er den Sohn zum Herrn des Gebiets ernannte, das er seinem Vater zum Tausch für Bobilee angetragen hatte, und befahl den Knaben wider die Bosheit seiner Feinde im Lager genau zu bewachen.

Die folgende Nacht und die beyden nächsten Tage giengen ruhig vorbey, in Beschäftigung die Verwundeten zu verbinden, deren eine große Anzahl war; allein in der dritten Nacht wurde das Lager durch einen gewaltigen Tumult in Bewegung gesetzt. Vier Soldaten des Rangarao befanden sich in der Nähe dieses Polygars als er todt niederstürzte; sie verbargen sich darauf in einem Winkel des Forts bis die Nacht einbrach, da sie sich denn heimlich die Mauer herablieſſen. Sie

redeten

redeten die Sprache von Vizianagur, und passirten daher ungestört durch das Lager des Vizeramranze. So erreichten sie die benachbarten Wälder, wo sie zwey Tage lang blieben, in der Erwartung, daß die Feinde etwas ruhiger werden solten; sodann machten sich zwey von ihnen auf, schlichen sich in der Nacht durch die Vorposten, und so ins Lager bis zum Zelt des Vizeramrauze, wo sie auf Händen und Füssen krochen, das Hintertheil des Zelts aufhoben, und ins Innere drangen, wo der Rajah allein war, und schlief. Dieser Fürst war ausserordentlich fett von Körper, so daß er sich ohne Hülfe, wenn er lag, kaum aufrichten konnte. Die beyden Männer näherten sich ihm ganz leise, und stiessen ihm im nemlichen Augenblick ihre Dolche ins Herz. Er schrie auf in der Todeszuckung, wodurch eine Schildwache bewogen wurde ins Zelt zu treten. Bey dem Anblick gab sie Feuer auf die Thäter, allein der Schuß fehlte. Es wurde Lärm, und eine Menge Soldaten drängten sich herbey. Die Mörder wiesen triumphirend auf den Leichnam, und riefen aus: „Sehet hier! wir sind gerächt!“ Man schoß sie gleich todt, und zerfleischte ihre Leiber. Der Körper des Vizeramrauze hatte 32 Wunden. Wäre ihnen die Unternehmung mißlungen, so hatten sich die zwey andern im Walde zurück gebliebenen mit einem Eide verbunden allen Gefahren zu trotzen, und einen neuen Versuch zu wagen.

II.

Auszüge aus den Memoiren des Marschall von Vieilleville.

Ein Beytrag zur Staats- und Kriegsgeschichte des 15ten Jahrhunderts.

Die Memoires du Maréchal de Vieilleville wurden kurz nach dem Tode des Marschalls durch seinen Secretair Vinzent Carloix aufgesetzt. Sie enthalten die Geschichte der vornehmsten militärischen und politischen Begebenheiten Frankreichs während den Jahren 1530 bis 1563 unter der Regierung Franz I, Heinrich II, Franz II und Carl IX, nebst einer charakteristischen Schilderung der ersten europäischen Höfe damaliger Zeit, und sind mit einer edlen Simplizität und vieler Wahrheitsliebe geschrieben. Ueberdem liefern uns auch diese Memoiren manchen schätzbaren Beytrag zur Geschichte der Sitten, Gebräuche und Denkungsart des 16ten Jahrhunderts. Der Verfasser der seinem Herrn, den Marschall von Vieilleville, fünf und dreyssig Jahre lang diente, und ihn während dieser Zeit auf allen seinen Reisen und Feldzügen begleitete, war beynahe von allen Vorfällen, die er erzählt, selbst Augenzeuge. Er starb erst in seinem 82sten Jahre, unter Regierung Heinrich IV und überlebte also seinen Herrn, der bereits 1571 gestorben war.

Franz

Franz von Scepeaux, Herr von Vielleville, der Held dieser Memoiren, stammte von einem alten vornehmen Hause ab, aus der Provinz Maine, dessen Adel bereits im 14ten Jahrhundert hinlänglich erwiesen war. Er wurde unter Regierung Ludwig XII. im Jahr 1510 gebohren, und war ein Sohn des Renatus von Scepeaux, Herrn von Vieilleville und der Margaretha de la Jaille. Im 13ten oder 14ten Jahre wurde er von seinen Eltern an den Hof gebracht, und trat als Edelknabe in die Dienste der Louise von Savoyen, Mutter Franz I. Ohngefehr 4 Jahre brachte er in dem Hause dieser Prinzessin zu. Wir können nicht mit Gewißheit angeben, ob er aus zu vieler Lebhaftigkeit, oder auch aus Leichtsinn einen Fehler begieng, der seinem Vorgesetzten strafbar vorkam. Genug, daß der Haushofmeister der Prinzessin es eines Tages nicht allein für gut fand, ihn derbe auszuschelten, sondern ihn auch noch obendrein eine Maulschelle gab. Der junge Vieilleville gerieth über diese schimpfliche Behandlung in die äusserste Wuth; er foderte Genugthuung, und da sein Vorgesetzter ihm solche versagte, stieß er ihm seinen Degen durch den Leib. Nach einer solchen That blieb ihm nun natürlicherweise weiter nichts übrig als die Flucht. Er kehrte zu seinen Eltern zurück, die aus Furcht für den Zorn der Prinzessin ihren Sohn so bald als möglich aus Frankreich fortzuschicken suchten.

Der Marschall von Lautrec, ein Günstling Franz I. und einer seiner bravsten Generale, dessen Unternehmungen aber fast immer unglücklich ausschlugen, machte eben damals den letzten Versuch, der ihm so oft widrig gesinnt gewesenen

Glücksgöttin Troz zu bieten. Er war mit einer auserlesenen Armee über die Alpen gegangen, hatte ganz Italien durchzogen, und näherte sich nun bereits mit starken Märschen den Gränzen des Königreichs Neapel. An diesen General wurde der junge Vieilleville auf das beste empfohlen; um unter ihn als Freywilliger seinen ersten Feldzug zu thun. Er reisete daher ohne Verzug, treflich ausgerüstet und mit einem zahlreichen Gefolge, worunter sich selbst verschiedene angesehene Edelleute befanden, die Freunde seines Hauses waren, nach Italien ab. Den Marschall traf er im Herzogthum Mailand an, und die erste kriegerische Unternehmung, an welcher er Theil nahm, war die Belagerung und Einnahme von Padua im Jahr 1528. Diese Belagerung währete nur drey Tage, am vierten wurde die Stadt mit Sturm erobert, geplündert und die unglücklichen Einwohner mit der zügellosesten Grausamkeit behandelt. Die alten französischen Soldaten suchten ihr barbarisches Verfahren dadurch einigermaßen zu rechtfertigen, daß sie vorgaben, sie hätten blos bey dieser Gelegenheit sich rächen wollen, weil sie vor drey Jahren in der bekannten unglücklichen Schlacht bey diesem Ort geschlagen und ihr König zum Gefangenen gemacht worden. Vieillevillens erste Schritte auf seiner kriegerischen Laufbahn waren also schon mit Blut bezeichnet und vollkommen so beschaffen, wie sie seyn mußten, um ihn mit den Gefahren seines neuen Standes bekannt zu machen, und zu einen guten Offizier zu bilden. Aber dieser Vorfall flößte ihm auch vielleicht schon frühzeitig jenen Hang zur Grausamkeit ein, den man ihm in der Folge öfters vorzuwerfen pflegte, und den man indessen doch mehr dem Zeitalter, in welchem er lebte, als seinem Herzen hätte vorwerfen sollen.

Nach-

Nachdem Lautrec die ganze Lombardey und den Kirchenstaat durchzogen hatte, drang er endlich in Neapel ein, und lagerte sich unweit den Küsten des adriatischen Meeres. Die Venezianer begünstigten die Unternehmung der Franzosen, und die Galeeren dieser Republik seegelten längst den Küsten, um die Operationen ihrer Bundsgenossen zu unterstützen. Der General dieser Flotte vernahm, daß eine kaiserliche Flotte unter Befehl des Fürsten von Monaco ihn angreifen wolle. Er ließ nun sogleich die sämmtlichen jungen Edelleute, die sich als Freywillige bey dem Heere des Marschalls von Lautrec befanden, zu sich einladen, um an dem bevorstehenden Treffen Theil zu nehmen. Voll Begierde eilten diese muthwilligen Jünglinge an Bord, wo sie denn auch bald Gelegenheit genug fanden, die deutlichsten Beweise von ihrer Tapferkeit an den Tag zu legen. Aber alle ihre Herzhaftigkeit war hier umsonst verschwendet; die Venezianer wurden überwunden, und Vieilleville nebst seinem Busenfreunde, einem provenzialischen Edelmann, der Cornillon hieß, zu Gefangenen gemacht. Die siegende Flotte gieng bald nachher in einem sichern Hafen vor Anker. Hier wurde Vieilleville erkannt, und mit all der Achtung begegnet, die seiner Herkunft gebührte. Man drung in ihm sein Lösegeld herbeyzuschaffen und erbot sich sogar ihn auf sein Ehrenwort los zu lassen, doch mit der Bedingung, daß er sich anheischig machte, das bestimmte Lösegeld sowohl für sich als für seinen Freund zu bezahlen; im widrigen Fall aber, daß diese Summe nicht doppelt bezahlt würde, solte sein Freund Cornillon, den barbarischen Kriegsgesetzen der damahligen Zeit zu Folge, an die Sclavenkette geschmiedet werden. Vieilleville hatte zu viel Empfindung für

Ehre

Ehre und Freundschaft, um eine so mißliche Bedingung einzugehen; er blieb zurück und begnügte sich bloß um das doppelte Lösegeld zu schreiben. Der Marschall von Lautrec überschickte diese Summe, in so ferne sie unsern Helden alleine angieng, ohne Anstand, weigerte sich aber das nehmliche zum Besten des armen Cornillons zu thun, weil er nicht Ursache zu haben glaubte, sich für diesen eben so sehr zu interessiren. Auf diese Antwort begehrte Vieilleville bey seinem Freunde zurück zu bleiben und sein Unglück mit ihm zu theilen. Aber der Fürst von Monaco bewunderte zu sehr den Edelmuth des jungen Kriegers, als daß er ihn hätte beschimpfen sollen, und sezte beyde zugleich in Freyheit.

Bey seiner Zurückkunft ins Lager fand er den Marschall eben in Bereitschaft, dem Prinzen von Oranien, der die kaiserliche Armee commandirte, ein Treffen zu liefern. Lautrec fühlte bereits gegen den jungen Volontair so viel Zuneigung, daß er ihn mit zwey schönen Pferden aus der vor einigen Tagen weggenommenen kaiserlichen Stutterey beschenkte. Die Schlacht unterblieb zwar, denn Lautrec war der unentschlossenste Mann von der Welt und versäumte fast immer die vortheilhaftesten Gelegenheiten, wodurch er die Kriege, die er führen mußte, mit einemmal hätte endigen können; indessen bediente sich aber Vieilleville doch in verschiedenen Scharmützeln und kleinen Gefechten, denen er beywohnte, seiner ihm geschenkten Pferde mit vielen Nutzen.

Hätte Lautrec den Prinzen von Oranien angegriffen und geschlagen, so würde ohnfehlbar das ganze Königreich Neapel nebst der Hauptstadt desselben in die Hände der Franzosen gefallen seyn, aber so verdarb seine Unentschlossenheit alles. Zufrieden seinen Gegner gezwungen zu haben sich zurück zu ziehen, übernahm er nun die Belagerung der Hauptstadt, und suchte, um solche desto sicherer einschliessen zu können, sich all der kleinen festen Plätze, die in der Nachbarschaft lagen, zu bemächtigen. Unter dieser Zahl war auch Melfi. Vieilleville wohnte der Belagerung dieses Städtchens bey. Johann Caraccioli, Fürst von Melfi, einer der mächtigsten und reichsten Herren im Königreich Neapel und ein eifriger Anhänger des Kaisers, dem er so wohl im Frieden als im Kriege große Dienste geleistet hatte, vertheidigte in eigener Person diesen Ort, und wehrte sich eine geraume Zeit lang mit vielem Muth. Der erste Sturm, den die Franzosen unternahmen, wurde abgeschlagen, wobey sie denn viel Leute einbüßten; in einem zweyten hingegen erstiegen sie glücklich die Mauern. Der größte Theil der Besatzung mußte über die Klinge springen; ein Schicksal, welches der tapfere Fürst von Melfi selbst würde gehabt haben, woferne nicht Vieilleville ihn erkannt, und der Wuth der Franzosen entzogen hätte. Johann Caraccioli ergab sich seinem Erretter, der ihn dem Marschall von Lautrec vorstellte. Der französische Feldherr empfing den gefangenen Fürsten mit vieler Leutseligkeit und befahl ihn mit Achtung zu behandeln. Um davon desto mehr versichert zu seyn, übergab er die Aufsicht über ihn unserm Helden, dem er zu einer so glänzenden Beute Glück wünschte, und ihm zu verstehen gab, daß er ein grosses Löse-

 geld

geld von einem so wichtigen Gefangenen zu erwarten hätte. Aber der junge Krieger dachte weit edler. Er zog jederzeit die Ehre dem Eigennutz vor. Bey dieser Gelegenheit gab er zum erstenmal Beweise von seiner treflichen natürlichen Anlage zu Staatsunterhandlungen, indem er den Fürsten von Melfi überredete, die kaiserliche Parthey zu verlassen, und den Absichten des französischen Hofes beyzustimmen. Er merkte bald, daß sein Gefangener mißvergnügt mit dem Kaiser war. Dieser Monarch, oder doch wenigstens der Feldherr seiner Truppen im Königreich Neapel, weigerte sich das Lösegeld für den Fürsten zu zahlen, und der Prinz von Oranien erklärte, daß er hiezu von seinem Herrn keine Befehle habe. Ueber diese Behandlung im höchsten Grade aufgebracht, nahm Caraccioli die Vorschläge seines Siegers an, und schickte dem Kaiser seine Orden und Diplomen zurück; wofür ihn denn der König von Frankreich in der Folge schadlos zu halten suchte. Auf diese Weise kam der Fürst von Melfi ohne Ranzion aus seiner Gefangenschaft, und Vieilleville verlor freywillig eine beträchtliche Summe, die ihm nie entgangen seyn würde, wenn er mehr eigennützig und weniger patriotisch gedacht hätte.

Endlich nahm die Belagerung ihren Anfang, wobey denn Philippino Doria, der Neffe des berühmten Andreas Doria mit seiner Flotte den Hafen einschloß. Vieilleville, voll Begierde sich hervorzuthun, fand, daß er hiezu weit mehr Gelegenheit auf der See als auf dem Lande antreffen würde. Der Hafen war von grossem Umfange und wohl befestiget; es lagen verschiedene Galeeren in demselben die von Zeit zu Zeit die Flotte des Doria beunruhigten und ihr vielen Schaden zu-

fügten.

sagten. Vieilleville begab sich also mit Genehmigung des Marschalls zu dem Admiral, von dem er sich das Commando über eine Galeere ausbat. Sein Wunsch ward ihm gewährt, und die so sehr gewünschte Gelegenheit handgemein mit dem Feinde zu werden, ereignete sich gleichfalls bald genug. Zwey Tage nachher wurde er von zween kaiserlichen Galeeren zugleich angegriffen; er wehrte sich aber so brav, daß er sie nicht allein zu fliehen nöthigte, sondern sie auch bis an den Eingang des Hafens verfolgte. Unvermuthet kehrte hier eine von den beyden flüchtig gewordenen Galeeren plötzlich um und enterte. Man focht lange mit einer Wuth, die unbeschreiblich war; aber am Ende neigte sich doch der Sieg auf die kaiserliche Seite, und Vieilleville mußte sich nach einer löwenmässigen Gegenwehr ergeben. Die Sieger kehrten nun mit ihrer erfochtenen Beute im Triumph zur Stadt zurück. Schon waren sie beym Eingang des Hafens angelangt, als sie im Grunde desselben ihre Gesellschafterin, die zuerst entflohene Galeere am Ufer festgemacht, und den Capitain sowohl wie die übrigen Offiziere derselben, an den Seegelstangen aufgehenkt erblickten. Der Vicekönig von Neapel hatte für gut befunden, sie auf diese Weise für ihre Feigheit zu bestrafen. Ein so gräßliches Schauspiel erfüllte die Sieger mit Furcht. Vieilleville ergrif mit einer bewunderswürdigen Gegenwart des Geistes diesen für ihn so vortheilhaften Augenblick. Ohne ihnen Zeit zum Nachdenken zu lassen, wendete er seine ganze Beredsamkeit an, ihnen noch mehr Furcht für das ihnen bevorstehende Schicksal einzuflössen, wobey er denn am Ende gar den Vorschlag that: sie müßten, da ihnen doch sonst zur Rettung ihres Lebens übrig übrig bliebe, mit ihm umkehren und die kaiserliche

Dienste mit den französischen verwechseln. Man kann leicht ermessen, daß er diesem Vorschlage zugleich die herrlichsten Verheissungen hinzufügte. Diese sonderbare Negociation gieng auf offenbarer See vor sich. Der Prinz von Oranien, der in der Stadt commandirte, wurde von weitem gewahr, daß die beyden Galeeren, anstatt sich derselben zu nähern, vielmehr bemüht waren, sich aus dem Hafen wieder zu entfernen. Um von einem so auffallenden Manövre Nachricht einzuziehen schickte er eine dritte Galeere ab. Vieilleville ließ sie ganz nahe herbey kommen, welches denn jene auch mit so vielmehr Zutrauen that, da auf diesen beyden noch immer die kaiserliche Flagge wehte und die französische gestrichen war. Aber kaum war sie zwischen ihnen angelangt, als die Decoration sich plötzlich änderte. Eine weiße mit Lilien besäete Fahne nahm auf beyden Galeeren den Platz der kaiserlichen ein, und jene wurde gezwungen sich zu ergeben.

Auf diese Weise ward die Flotte des Philippino Doria mit zwey schönen Schiffen vermehrt, die man bloß dem klugen Benehmen und dem Muth eines Offiziers zu verdanken hatte, der damals kaum achtzehn Jahre alt war. Bey seiner Zurückkunft wurde er mit Lobeserhebungen und Ehrenbezeugungen überhäuft. Man bot ihm Belohnungen an, die er aber ausschlug. Sein Herz sehnte sich nur nach neuen Gelegenheiten, bey welchen er sich hervorthun könnte, und deren er denn auch noch mehr als eine fand. Indessen wolte es doch mit der Belagerung nicht recht vorwärts gehen. Der größte Theil der Truppen war verdrüßlich geworden, und da der Marschall ihr Mißvergnügen dem ihnen rückständig gebliebenen Sold zuschrieb,

schrieb, so glaubte er nichts bessers thun zu können, als daß er einen gesetzten und vernünftigen Offizier nach Frankreich schickte, der mit Klugheit und Beredsamkeit, sowohl die Verlegenheit in welcher er sich befände, als auch die verschiedenen Schwierigkeiten, die sich der Ausführung seines Unternehmens entgegen setzten, dem Hofe vorstellte. Er wählte hiezu den jungen Vieilleville und erinnerte dabey, daß dieses eine vortheilhafte Gelegenheit wäre um Begnadigung wegen seines verübten Mordes zu erhalten.

Der Ruf von den Thaten unsers Helden ging vor ihm her und hatte bereits alle Herzen für ihn eingenommen. Bey seiner Ankunft am Hofe wurde er auf das gnädigste empfangen. Franz der Erste unterhielt sich mit ihm zu verschiedenen malen von dem Zustand der französischen Armee vor Neapel. Aber während dem man auf die dienlichste Mittel zu ihrer Unterstützung dachte, lief die traurige Nachricht ein, daß Desertion und Krankheiten sie beynahe gänzlich aufgerieben hätten. Hiezu kam noch der Uebergang der Familie Doria zur kaiserlichen Parthey, durch deren Vermittelung Neapel frische Verstärkung an Mannschaft, Lebensmittel und Kriegsvorrath erhielt. Endlich war auch noch der Marschall von Lautrec selbst an einer pestartigen Seuche gestorben, der nehmlichen, die zum Theil sein Heer aufgerieben hatte; wodurch denn vollends alle Hofnung verloren gieng, sich in diesen Gegenden Italiens länger behaupten zu können. Indessen wirkten der König und seine Schwester Margareta, Königin von Navarra, unserm Helden Verzeihung bey ihrer Mutter aus; denn man sieht wenigstens nicht, daß sich diese Prinzessin, die erst 1531 starb, den

Gnadenbezeugungen, die ihm seitdem wiederfuhren, widersetzt haben solte. Die Anecdotensammler der damaligen Zeit melden auch, daß die Königin Margareta viel angenehmes in dem Umgang mit unserm Vieilleville fand; ja einige behaupten sogar, daß ein förmliches Liebesverständnis zwischen ihnen existirt hätte. Auch Franz I. gab deutliche Beweise von der Zuneigung die er gegen ihn hegte, indem er ihn zum Gesellschafter seines zweyten Sohnes, des Herzogs von Orleans ernannte, der unter dem Namen Heinrich II. sein Nachfolger wurde. „Ich gebe euch den Vieilleville, mein Sohn," — sagte er zu ihm — „er ist nicht viel älter als Ihr seyd; aber „Ihr wißt, was er bereits gethan hat. Ich bin gewiß über„zeugt, daß er, woferne ihn der Krieg nicht aufreiben solte, „dereinst Connetabel, oder wenigstens doch Marschall von „Frankreich werden wird." —

Bis zum Jahr 1536 thun die Memoiren, welche wir hier ausziehen, weder von einem wichtigen Auftrage, noch von irgend einer Unternehmung Erwehnung, an welchen Vieilleville Antheil gehabt hätte. Da aber die kaiserliche Armee im eben gedachten Jahr in die Provenze einfiel, so war es für Frankreich höchst nothwendig sich der dem Pabst zugehörigen Stadt Avignon zu versichern, um dadurch wenigstens auf dieser Seite der Rhone den Kaiserlichen den Weg zum weitern Vordringen zu versperren; wobey denn dieser Ort zu gleicher Zeit der französischen Armee, die sich bey demselben versammlen solte, zur Schutzwehr dienen könnte. Vieilleville erhielt daher Befehl, an der Spitze von sechs tausend Mann, jedoch ohne schweres Geschütz mitzunehmen, dahin aufzubrechen.

Die Grafschaft gehörte damals bereits dem Pabst, so wie er sie auch noch bis auf den heutigen Tag besitzt, und der Vizelegat, oder Statthalter desselben, war ein näher Anverwandter und vertrauter Freund des Ferdinand von Gonzaga, Fürsten von Mantua und Generals der kaiserlichen Armee. Dies war genug um ihn in den Augen des französischen Hofes verdächtig zu machen, und das Interesse des Königs forderte es durchaus, den üblen Folgen zuvor zu kommen, die Verbindungen dieser Art hätten haben können. Da indessen der König Avignon nicht mit Gewalt nehmen, aber demohngeachtet diese Stadt doch gerne haben wollte, so war es nöthig mit List dabey zu Werke zu gehen. Man hielt mit Recht dafür, daß Vieilleville die hiezu erforderlichen Eigenschaften in einem weit höhern Grade als irgend ein andrer besässe, und man betrog sich nicht. Zwar murrte mancher alte gediente Graukopf, daß man in einen Jüngling, der kaum unter den Waffen warm geworden, so viel Vertrauen setzte; aber der Erfolg rechtfertigte vollkommen die Wahl des Königs.

Nachdem Vieilleville den größten Theil seiner Truppen im Fürstenthum Orange zurück gelassen hatte, fand er sich nur von einem kleinen Gefolge begleitet vor den Thoren von Avignon ein, und begehrte den Vizelegaten zu sprechen. Anfänglich antwortete man ihm von der Stadtmauer herab; auf sein Zureden aber bequemte sich der Prälat endlich doch herab zu steigen und zu ihm zu kommen. Nun verlangte Vieilleville hinlängliche Sicherheit und Geisseln, daß keine kaiserliche Truppen in die Stadt eingenommen werden sollten. Der Vizelegat weigerte sich die verlangten Geisseln zu stellen, und die

Unterhandlung wurde immer hitziger, Während dem dieses vorgieng, schlichen sich vier in gemeine Soldaten verkleidete Offiziers unter das Thor, stiegen herauf, und verhinderten, daß man das Schuzgatter nicht herab lassen konnte. Vieilleville erhielt das abgeredete Zeichen, und da sein Gefolge zu gleicher Zeit noch durch einige eben angekommene Offiziere verstärkt wurde, brach er zornig gegen den Legaten los und verfolgte ihn bis an das Stadtthor. Seine Leibwache wolte ihn zwar vertheidigen, sie wurde aber entwafnet, und der Prälat selbst in Verhaft genommen. Eben so vergeblich war das Bestreben der Besatzung das Thor zu sperren, das Schutzgatter wolte nicht fallen, und die französischen Truppen, die in dem nehmlichen Augenblick ankamen, drangen mit Gewalt in die Stadt. Vieilleville suchte bey dieser Gelegenheit alle Unordnungen und Plünderung der Hauser so viel möglich zu verhüten. Der König war mit der glücklichen Ausführung dieser Expedition um so mehr zufrieden, da bald nachher das Verständnis des Vizelegaten mit den kaiserlichen Generalen völlig offenbar wurde. Der Marschall Anna von Montmorenci, nachheriger Connetabel, erhielt nunmehr Befehl, die Stadt Avignon und die Grafschaft Venaissin im Namen des Königs in Besitz zu nehmen. Bald nachher nahm der König so gar sein Hauptquartier daselbst, und unser Held wurde wegen dieses dem Staat geleisteten wichtigen Dienstes mit den größten Lobsprüchen überhäuft.

Vieilleville wurde bey dieser Gelegenheit von Franz I. mit eigner Hand in Gegenwart des Dauphins zum Ritter geschlagen. Den Memoiren zu Folge, redete der König ihn

mit

mit folgenden Worten an: „Nähert euch mir, edles Licht „der Ritterschaft; wäret ihr älter, so würd' ich euch „die Sonne derselben nennen; denn wenn ihr so fort„fahrt, so werdet ihr alle eure Kameraden verdun„keln. Dieser Schlag von den Händen eures Kö„nigs soll euch indeß beweisen, wie sehr er euch lieb „und werth hält. — Mit diesen Worten legte er die „Hand am Degen und machte ihn zum Ritter, doch nicht vom „Orden, sondern nur vom Schwerd; denn damals wurde „der Orden noch keinem andern ertheilt, als alten Kapitains „von der Gendarmerie, oder den königlichen Lieutenants und „Statthaltern der Provinzen, die ihre Ehrenstelle zehn bis „zwölf Jahre lang ihrer Pflicht gemäß verwaltet hatten, „und zwar vornehmlich an den Gränzen, wo es fast immer „Krieg war. Auf diese Weise belief sich die Anzahl der Rit„ter vom Orden, oder von der ersten Klasse, bis auf die Re„gierung Carl IX, nicht höher als bis auf fünf und zwan„zig, oder höchstens dreyßig Personen, mit Inbegrif der „Prinzen, welche Ansprüche auf diese Würde schon mit sich „auf die Welt bringen.“ ꝛc.

Hier ist wieder eine Lücke in den Memoiren, die von den Begebenheiten des Herrn von Vieilleville während dem Ueberrest des 1536sten sowohl als in dem folgenden Jahre keine Erwähnung thun. Mit dem Jahr 1538 wird der abgerissene Faden der Erzählung wieder angeknüpft, in welchem Vieilleville vom Könige nach Piemont gesandt wurde, um dem Monarchen genauen Bericht von dem Zustande der französischen Armee daselbst zu ertheilen, die von

dem Marschall von Montejan kommandirt wurde. Dieser Auftrag forderte die äusserste Behutsamkeit von Seiten unsers Helden, der als ein noch junger Officier dadurch zum Oberaufseher, und nöthigen Falls sogar zum Untersucher der Aufführung eines alten Marschalls von Frankreich gemacht wurde: Man wußte aber wohl, daß Vieilleville ein Anverwandter und Liebling des Marschalls, und ausserdem auch klug und geschikt genug war, um auf eine gute Art sich dieses Auftrages zu entledigen. Montejan, der gewiß nichts weniger wie einen solchen Besuch vermuthete, wurde schon über die bloße Nachricht davon im höchsten Grade aufgebracht. Unser Held wußte es, aber weit entfernt den Zorn des Marschalls zu scheuen, erschien er vielmehr vor ihm mit einer zwar ehrfurchtsvollen aber doch unerschroknen Miene. Anfänglich ward er freylich übel genug empfangen: Der Marschall protestirte gegen seine Sendung, betheuerte zu wiederholtenmalen, daß es höchst ungerecht sey, einen Mann wie ihn auf eine solche Weise zu behandeln, und schwur, daß er sogleich an den Hof abreisen, und über diese unwürdige Behandlung beym Könige selbst sich beklagen wolle. Vieilleville ließ ihn austoben, sobald er aber etwas ruhiger wurde, machte er ihm verständlich, daß er durch seine Hitze sich selbst mehr schaden als nützen würde. Denn der König, fuhr er fort, hätte die unbezweifeltsten Nachrichten, daß die unter dem Befehl des Marschalls stehende Truppen sich gegen ihn aufgelehnt hätten, und daß die Werke verschiedener Festungen in übeln Zustande wären, weil er aus Mangel am Gelde jene nicht hätte bezahlen, und diese nicht ausbessern lassen können. Er sezte noch hinzu: Daß er

Be-

Befehl habe ihm die nöthigen Fonds zu diesen Bedürfnissen zu fourniren, und zugleich mit ihm die dienlichsten Maaßregeln zur Bestrafung der Aufrührer zu nehmen, woferne anders die Meuterey in der Armee nicht bereits unterdrückt wäre. Durch dieses Zureden ward der Herr von Montejan nach und nach immer ruhiger, und Vieilleville merkte dieses kaum, als er ihm leise ins Ohr sagte: „Herr Mar„schall, ihr werdet innerhalb acht Tagen achtzigtausend Tha„ler erhalten; dieß ist mehr als ihr braucht, um dem Heer „den rückständigen Sold zu bezahlen. Aber folgt meinem „Rath, spielt nicht mehr, und wagt es ferner nicht, das für „die Truppen bestimte Geld zu verlieren, wie ihr es nur „noch vor zween Monaten gemacht habt. — Wie, mein „Vetter, rief der Marschall voll Erstaunen aus, weiß denn „der König dieses auch? — Ja er weiß es, erwiederte „Vieilleville, aber nach der Sorgfalt, die man trägt, euch „zu beruhigen, könnt ihr selbst urtheilen, daß diejenigen, die „mich zu euch geschickt haben, nicht eure Feinde sind." — Diese Erklärung und die Ankunft der versprochenen Summe, die bald darauf erfolgte, versöhnten den Marschall vollends mit unserm Helden. Ausserdem nahm sich auch seine Base, die Gemahlin des Herrn von Montejan, seiner so nachdrücklich an, daß beyde von Stund an die besten Freunde von der Welt wurden, und mit vereinigten Kräften alles wieder in Ordnung zu bringen suchten. Die Truppen wurden bezahlt und befriediget, die Festungen ausgebessert und in guten Stand gesetzt, und Vieilleville kehrte mit den besten Nachrichten von der Lage der französischen Angelegenheiten in Piemont an den Hof zurück.

Kurz darauf erhielt er die traurige Nachricht von dem Tode seines Vaters, wodurch er denn genöthiget wurde, einige Monate auf seinen ererbten Güthern zuzubringen. Während seines Aufenthals daselbst, schlug ihm sein Nachbar und Anverwandter, der Herr von Chateaubriant, eine in jedem Betracht sehr vortheilhafte Heyrathsparthie vor, nehmlich das Fräulein de la Roche des Aubiers, ein junges, schönes und sehr reiches Frauenzimmer von vornehmer Abkunft. Diese Verbindung kam in kurzer Zeit glücklich zu Stande. Der Herr von Chateaubriant, der Gouverneur von Bretagne und Capitain über eine Compagnie von hundert Geharnischten zu Pferde war, holte selbst die Braut ein, und bot unserm Helden die Lieutenantsstelle bey seiner Kompagnie zur Hochzeitsgabe an. Zu gleicher Zeit machte er sich auch verbindlich sein ganzes Ansehen beym Könige zu verwenden, daß Vieilleville zum königlichen Lieutenant, oder Vicestatthalter in der Provinz Bretagne ernennt werden solte.

Das erste Anerbieten nahm Vieilleville willig und mit Erkenntlichkeit an; aber mit der Vicestatthalterschaft von Bretagne wolte er nichts zu schaffen haben, weil er sich nicht entschliessen konnte, während dem der Krieg an den Gränzen geführt wurde, seine Tage ruhig in einer Provinz zuzubringen, die mitten im Königreiche, und folglich von aller Gefahr entfernt lag. Er brach daher auch bald nach seiner Vermählung mit der ihm anvertrauten Compagnie auf, und wohnte an der Spitze derselben den Belagerungen von Landrecies, Saint Dizier, Hesdin und Terouanne bey. Durch sein unablässiges Bestreben, diese Compagnie immer in

der schönsten Ordnung zu erhalten, wurde solche eine der besten in der ganzen französischen Armee; so wie sie denn auch, wie man weiterhin mit mehrern sehen wird, in allen Kriegen der damaligen Zeit sowohl auf den Gränzen der Picardie, als auch in Champagne und Lothringen, mit gutem Erfolg gebraucht wurde. Nach dem Tode des Herrn von Chateaubriant (1543) wolte der König unserm Helden die erledigte Compagnie schenken; aber Vieilleville schlug auf eine ehrerbietige Weise dieses vortheilhafte Anerbieten aus, indem er betheuerte, eine so ausgezeichnete Belohnung nicht verdient zu haben. Franz erstaunte über dieses ihm unerklärlich vorkommende Benehmen. „Ich hätte geglaubt — sagte der Monarch —, daß wenn ihr auch „hundert Meilen weit abwesend gewesen wäret, ihr dennoch „Tag und Nacht gelaufen seyn würdet, um bey mir um „diese Compagnie anzuhalten! Könnt ihr wohl jemals eine „bessere Gelegenheit zu eurer Versorgung finden, als die gegenwärtige? Und wenn wolt ihr denn, daß ich euch diese „Gnade, die ihr heute so muthwillig ausschlaget, zugestehen „soll? — Am Tage einer Schlacht — antwortete Vieilleville — dann wird es Ew. Majestät leicht seyn, selbst „zu beurtheilen, ob ich einer solchen Belohnung würdig bin „ — Wenn ich aber die Compagnie jezt annehmen solte, so „würden meine Cameraden sich über diese Gnadenbezeugung „aufhalten, und sagen, ich hätte sie bloß wegen meiner Anverwandtschaft mit dem verstorbenen Chateaubriant erhalten; allein ich wolte lieber sterben, als aus irgend einer „andern Ursache, als wegen meiner geleisteten Dienste, Beförderung geniessen.“ —

Gegen

Gegen das Ende des 1538sten Jahres entstand zwischen Franz I. und seinem Sohn dem Dauphin Heinrich eine Uneinigkeit, deren Grundursache eben so geringfügig als lächerlich zu seyn scheint. An einem Abend, den der Prinz mit seinen gewöhnlichen Gesellschaftern fröhlich zubrachte, warf einer von den Anwesenden die Frage auf: Wie und an wem wohl der Dauphin, wenn er einst den Thron besteigen würde, die vornehmsten Würden und Ehrenämter des Reichs vergeben wolle? Der Dauphin begieng die Schwachheit, diese unbesonnene Frage zu beantworten, und seine Geselschafter waren so dreist, noch eine geraume Zeitlang über diese kitzliche Materie zu sprechen. Unter andern wurde auch gesagt, daß vor allen Dingen der Konnetabel von Montmorenci, der bey dem Könige in Ungnade gefallen war, wieder an den Hof zurükgerufen werden müße. Saint André, Brissac, Descars und einige andre schmeichelten sich nicht ohne Grund mit der Hofnung, unter der künftigen Regierung die größten Rollen zu spielen; nur Vieilleville allein war klug genug, nichts in Vorschlag zu bringen, und so glüklich, daß ihm keine von jenen zu frühzeitig vergebenen Ehrenstellen zu Theil ward.

Briandas, der Hofnarr des Königs, war mit von der Geselschaft gewesen, und keiner von den Anwesenden hatte geglaubt, wegen seiner Gegenwart, ihre Herzensmeynung verhehlen zu dürfen. Indessen zeigte doch der Erfolg nur zu deutlich, wie gut es gewesen wäre, wenn man mehr Mißtrauen in diesen lustigen Rath gesetzt hätte. Noch den nehmlichen Abend gieng er zum König, und redete ihn fol-

gender-

gendergestalt an: „Gott grüß euch, Franz von Valois, denn nachdem was ich so eben gehört und gesehen habe, seyd Ihr nicht König mehr! — Hierauf wandte er sich an die vornehmen Herren des Hofes, die sich bey dem Könige befanden. Zu dem Einen sagte er: „Du bist nicht mehr „Oberbefehlshaber der Artillerie (grand maître de l'artille-„rie), Brissac ist es an deiner Stelle geworden." Zu dem andern: „Du bist nicht mehr Oberkammerherr;" und zu den Uebrigen: „Ihr habt aufgehört Marschälle von Frank-„reich zu seyn;" wobey er denn jedem den Namen seines Nachfolgers nannte. Nachdem er nun alle der Reihe nach durch war, kehrte er sich wieder zum Könige. „Par la „mordieu! — rief er aus — du wirst den Konnetabel bald „wieder zu sehen bekommen, der dich mit der Ruthe in der „Hand lehren wird, den Gecken zu machen." —

So ausschweifend und närrisch diese Reden auch immer klingen möchten, so schienen sie doch dem Könige einige Aufmerksamkeit zu verdienen. Er nahm daher den Briandas besonders vor, und befrug ihn in Gegenwart der Herzogin von Estampes und des Kardinals von Lothringen auf das ernstlichste und genaueste, sowohl um die Namen derjenigen, die bey obengedachter Unterredung zugegen gewesen waren, als auch um alles, was dabey gesprochen worden. Als die Reihe an Vieilleville kam, sagte Briandas: „O! „was diesen betrift, so war er zwar da, hat aber nichts ge-„sagt; auch wird ihn nichts treffen, den man hat ihm „gar kein Ehrenamt, nicht einmal das geringste, zu geben „für gut gefunden. — Nun dann — rief der König aus, „— ich

„— ich schwör' es bey Treu und Glauben eines Edel-„manns! *) er soll keinen Schaden dabey leiden. Ich ha-„be Unrecht gethan, ihn meinem Sohn, dem Dauphin, zuzu-„gesellen; künftig soll er keinem andern als mir selbst zu-„gehören."

Indessen wurde durch die Anmerkungen seiner Maitresse sowohl als des Kardinals der Zorn des Monarchen so lange gereizt, bis er in helle, lichte Flammen ausbrach. Er begab sich an der Spitze der Schotten und Schweizer von seiner Leibwache zu dem Dauphin, fest entschlossen, ihn sowohl als alle seine Mitverbrecher festnehmen zu lassen. Aber diese waren glücklicher Weise noch zeitig genug gewarnet werden, und hatten sich auf das eilfertigste in Sicherheit begeben. Der König fand also keinen vor sich, an dem er seine Wuth auslassen konnte, als einige Pagen und Bediente, welche er derbe abprügeln ließ. Hierauf zerbrach und zerschlug er mit eigner Hand alle in den Wohnzimmern des Dauphins befindliche Mobilien, und zersezte die Tapeten. Länger als einen ganzen Monat hielt dieser Zorn des Königs an; endlich aber gelang es doch denjenigen, die um ihn waren, durch ihr Zureden ihn nach und nach wieder zu besänftigen. Katharina von Medicis, die Gemahlin des Dauphins, bewirkte diese Aussöhnung mit alle der Kunst, in welcher sie sich in der Folgezeit als eine so grosse Meisterin zeigte. Die Herzogin von Estampes selbst machte sich eine

Ehre

*) Foi de Gentilhomme! Der gewöhnliche Schwur Franz I, wenn er etwas betheuern wolte.

Ehre daraus, das Ihrige dazu beyzutragen, und so erhielt denn der Dauphin die Gnade seines Vaters wieder. Vor der Hand waren zwar alle übrigen Mitgenossen des Prinzen, ausbenommen Vieilleville, der ohne Verdacht geblieben, und nicht in die Ungnade des Monarchen gefallen war, davon ausgeschlossen, sie wurden aber nach Franz I. Tode hinlänglich dafür entschädiget, indem Heinrich seinem Worte treu blieb, und beynahe alle diejenigen, welchen er obenerwähnte Ehrenstellen und Würden versprochen, solche nach seiner Thronbesteigung auch in der That erhielten. Briandas mußte seine Schwazhaftigkeit hart büßen, der Konnetabel erschien wieder bey Hofe und beherschte Heinrich II. gänzlich; nur Vieilleville allein, der kein Unrecht gethan hatte, blieb unbelohnt.

Im Jahr 1539 gieng der in Piemont kommandirende Marschall von Montejan mit Tode ab. Seine hinterlassene Witwe war, wie bereits oben erwähnt worden, eine Base unsers Helden, und hieß Philippine von Montespedon. Jung, schön und ohne Kinder, befand sie sich in einem Lande, wo ihr verstorbener Gemahl eben nicht das beste Angedenken zurückgelassen hatte, in einer höchst unangenehmen Lage. Auch die häuslichen Angelegenheiten des Marschalls befanden sich in der größten Unordnung, und so reich die Witwe auch immer war, denn in der That besaß sie sehr ansehnliche Güter in Frankreich, so fehlte es ihr doch in Piemont durchaus an Credit. Dieser Umstand erschwerte ihre Zurückreise in ihr Vaterland ausserordentlich. Ausser ihren Kammerfräulein, Mädchen und andern Hausbedienten, befanden

den sich in ihrem Gefolge auch noch eine Menge Edelleute, die in des Marschalls Diensten gestanden hatten, und die auf ihre Kosten mit nach Frankreich zurück zu nehmen sie für ihre Pflicht hielt. Der Markgraf Johann Ludwig von Saluzzo riß sie endlich aus dieser Verlegenheit. Von ihren Reizen eingenommen, trug er ihr seine Hülfe an, und erbot sich, alle Kosten zu ihrer Rückreise nach Frankreich vorzuschiessen, woferne sie seine Liebe erhören, und ihm wenigstens Hofnung geben wolle, daß sie nach verfloßner Trauerzeit ihm ihre Hand geben würde. Die Marschallin fühlte freylich kein Fünkchen Gegenliebe, aber ihre üble Lage nöthigte sie, die wahren Empfindungen ihres Herzens zu verbergen, und ihren Liebhaber zu vertrösten, daß sie bey ihrer beyderseitigen Ankunft zu Paris sich näher und vielleicht günstiger gegen ihn erklären würde, als sie es in ihren gegenwärtigen Umständen thun könnte. Der Markgraf, der sich in seinem Sinn bereits für ihren Gemahl hielt, bezahlte willig alle ihre Schulden, gab das benöthigte Reisegeld her, und reisete voll Entzücken mit ihr zugleich aus Piemont ab.

Bey ihrer Durchreise durch Lyon erhielt die Frau von Montejan durch einen Kurier heimlich Briefe von ihrem Vetter Vieilleville. Er meldete ihr, daß der Hof von ihrer bevorstehenden Heyrath mit dem Markgrafen von Saluzzo bereits unterrichtet sey, und daß der König diese Verbindung um so vielmehr zu billigen scheine, weil der Markgraf dadurch allem Vermuthen nach bewogen werden würde, die kaiserliche Parthie zu verlassen, und den Staatsabsichten Frankreichs, als ein nun naturalisirter Franzose bey-

beyzupflichten. Demohngeachtet, setzte Vieilleville hinzu, könne er sich doch nicht überwinden, diesem Gerüchte Glauben beyzumessen, er bitte sie daher inständigst, ihn durch eine baldige Antwort aus dieser Ungewißheit zu reissen; zu gleicher Zeit ließ er ihr auch merken, daß er ihr bey ihrer Ankunft zu Paris andere und vielleicht annehmlichere Heyrathsvorschläge zu thun habe. Die Marschallin antwortete ihm sogleich durch den nehmlichen Currier: Sie betheuerte in ihrem Briefe auf das höchste, daß sie sich bis jetzt noch mit keiner lebenden Mannsperson in irgend eine Verbindung eingelassen hätte, und schloß endlich mit den Worten: Daß sie auf keinen Fall jemals das Weib eines Italiäners werden würde.

Nachdem sich die Marschallin und der Markgraf zwölf Tage lang zu Lyon ausgeruhet hatten, setzten sie von neuem ihren Weg nach Paris fort. Vieilleville, der von dem Tage ihrer Ankunft Nachricht hatte, gieng ihnen mit einem Gefolge von achtzig Pferden bis Juoizy, wo sie die letzte Mittagsmahlzeit unterwegens einnehmen wolten, entgegen. Er traf die Reisenden bereits daselbst an, und wünschte der Marschallin Glück zu ihrer Zurückkunft in ihr Vaterland. Während dem sich der Markgraf mit Vieilleville unterhielt, befahl die Dame heimlich ihrem Haushofmeister Düpleßis Auchat, daß er, sobald sie bey dem Thor St. Marcel angekommen seyn würden, alle ihre Leute von dem Gefolg des Markgrafen absondern, und während ihres Abschiednehmens, einen ganz entgegengesetzten Weg mit ihnen einschlagen solte. Alles dieses gieng ihren Wünschen gemäß vor

sich. Der Markgraf, der das Gefolge der Marschallin sich auf einmal von dem seinigen entfernen und einen andern Weg nehmen sahe, fragte bestürzt nach der Ursache dieses ihm äusserst auffallenden Betragens. Die Marschallin erwiederte, daß sie diese Absonderung der ihrigen bloß des Wohlstandes wegen verordnet hätte, denn es würde höchst unschicklich scheinen, wenn sie mit einer unverheyratheten Mannsperson unter einem Dache wohnen solte. Zugleich dankte sie ihn für alle ihr erwiesene Höflichkeiten, und fügte noch hinzu, daß ihr Haushofmeister von ihr bereits Befehl erhalten hätte, mit dem seinigen wegen der Reisekosten Abrechnung zu halten. Sie schloß endlich mit einer Verneigung und folgenden Worten: „Leben Sie wohl, mein Herr, „morgen sehen wir uns in dem Palast des Königs wieder.“ —

Dieser plötzliche und so unerwartete Abschied vermehrte die Bestürzung des Markgrafen nur noch mehr. Er war so verwirrt, daß er kein einziges Wort erwiedern konnte, nur einige Seufzer, die ihm entschlüpften, waren alles was er hervorbringen konnte. Noch den nehmlichen Abend stelte Vieilleville seiner schönen Base den Prinzen de la Roche für Yon vor. Madame! — sagte er zu ihr: — „Dieß ist der bewußte Cavalier, von dem „mein Curier in Lyon mit ihnen gesprochen hat. Wenn sie „mir glauben wollen, so rathe ich sie, Ihn sobald als mög„lich zum Besitzer ihrer Person und ihres Vermögens zu „machen; denn Verzögerung scheint mir äusserst gefährlich „zu seyn.“ — Vieilleville hatte volkommen Recht: Die Dauphine, die sich für den Marschall d'Annebaut interressirte, wünschte nichts so sehr als eine Verbindung zwischen

ihn

ihn und der schönen Wittwe; der König hingegen war fest entschlossen, durch sein Vorwort, vielleicht gar durch einen Machtspruch die Rechte des Markgrafen von Saluzzo zu unterstützen, den er durch diese Parthie völlig an sich zu ziehen gedachte. Katharina von Medicis sprach wirklich mit der Marschallin zum Besten ihres Günstlings, da sich diese aber mit Anstand weigerte, und erklärte: Daß sie bereits dem Prinzen de la Roche für Yon Hofnung zur Erhaltung ihrer Hand gegeben, stand die Prinzessin sogleich von ihrer Forderung ab, lobte die Wahl der Frau von Montejan, und rieth ihr, mit der Vermählung nicht lange zu zögern, weil der König sonst leicht bewogen werden könnte, ihr Hindernisse in den Weg zu legen. Die Wittwe folgte diesem guten Rath, der mit dem, den ihr Vieilleville gegeben hatte, vollkommen übereinstimmte, und ließ alle Anstalten zu ihrer Verlobung vorkehren. Der Markgraf von Saluzzo wandte sich hierauf voll Verzweiflung an das Parlament, und suchte bey demselben seine Ansprüche auf die Hand der Frau von Montejan geltend zu machen, wobey er sich denn auf die Versprechungen berief, die sie ihm gethan hatte. Aber diese Dame erschien in eigner Person vor dem Gericht, und betheuerte mit einem Eide, daß sie nie daran gedacht hatte, den Markgrafen von Saluzzo zu heyrathen, oder ihm ein Heyrathsversprechen zu geben; solte aber jemand das Gegentheil behaupten wollen, so erkläre sie es für Lüge und Verleumdung, und dieses einem jeden zu erweisen, wäre der Herr von Vieilleville erbötig, den sie als ihren Ritter darstelle. Diese Erklärung verursachte, daß der Markgraf nachgab, und ihr Freyheit ließ, mit ihrer Hand zu schalten wie

sie wolte. „Ich will keine Frau mit Gewalt heyrathen — „sagte er — und wenn sie mich nicht will, so will ich sie „eben so wenig.“ — Die Verlobung und bald nachher auch die Vermählung der Frau von Montejan mit dem Prinzen de la Roche sür Yon gieng nun ungestört vor sich. Diese Ehe war eine der glücklichsten, und das Pfand ihrer wechselseitigen Zärtlichkeit ein Sohn, der 1560, in seinem 14ten Jahre bey einem Turnier zu Orleans durch einen Sturz vom Pferde ums Leben kam.

Im Jahr 1543. gieng unser Held im Gefolge des jungen Grafen von Enguien, der mit ihm verwandt war, *) nach der Provence ab. Dieß geschah eben in jenem berufenen Zeitpunkt, da Franz I. sich mit dem türkischen Kaiser Solimann gegen Carl den fünften verband. Bey ihrer Ankunft zu Marseille schlug der alte brave Gouverneur dieser Provinz, von Grignan, dem Prinzen eine geheime Unternehmung vor, von deren guten Erfolg er bey sich selbst vollkommen überzeugt war. Drey in Kaufleute verkleidete Soldaten waren aus Nizza desertirt, und erboten sich, diese Festung in die Hände der Franzosen zu spielen, woferne nur zur gehörigen Zeit und Stunde ein Corps französischer Truppen in Bereitschaft seyn würde, den Ort in Besitz zu nehmen. Dem zufolge solten nun einige Galerren eine gewisse

*) Der Graf von Enguien pflegte unsern Helden beständig seinen lieben Stiefonkel zu nennen. Diese Anverwandtschaft rührte von der Gräfin von Bourbon Saint Paul her, die Vieillevillens Tante und wegen ihres Gemahls auch eine Tante des Grafen von Enguien war.

wisse Anzahl Soldaten bis an Ort und Stelle bringest, und diesem ersten Transport ein weit beträchtlicheres Corps auf dem Fuße folgen. Der junge Prinz, bezaubert von dem schmeichelhaften Gedanken, sich gleich beym Anfange seiner neuen Laufbahn durch die Wegnahme eines so festen Platzes auszeichnen zu können, genehmigte diesen Vorschlag auf der Stelle, und ernannte die Befehlshaber der vier Galeeren, welche die ersten Truppen zur Ausführung ebengedachten Projekts nach Nizza bringen solten. Aber noch nicht zufrieden, diese Anstalten gemacht zu haben, entschloß er sich selbst, diese Truppen in eigner Person gegen den Feind zu führen. Er besprach sich hierüber mit dem Herrn von Vieilleville, und verlangte seine Meynung zu wissen. „Nehmt euch in Acht, „Monseigneur — antwortete unser Held — ich fürchte, daß „der Herr von Grignan, der bey dieser ganzen Unterneh„mung mehr Eifer als Einsicht zeigt, uns in einen übeln „Handel verwickeln wird. Jene drey Soldaten sind viel„leicht Spitzbuben, die uns zu unsern Schaden hintergehen. „Habt ihr denn hinlängliche Sicherheit, daß sie dasjenige „ausführen werden, was sie versprochen haben?“ — Mit einem Worte, Vieilleville rieth so sehr zur Vorsicht an, daß der Graf von Enguien mit einemmal andern Sinnes wurde, und das Projekt gänzlich aufgeben wolte. Aber nun bewieß ihm unser Held, daß dieser Entschluß zu spät gefaßt wäre, und daß seine Ehre jetzt durchaus von ihm forderte, der Sache ihren Lauf zu lassen; doch rieth er ihm zugleich, nicht in Person dem ersten Versuch beyzuwohnen, sondern sich zu begnügen, den zur Ausführung eben gedachten Projekts bestimmten Galeeren, mit funfzehn oder zwanzig

 an-

andern Schiffen, auf welchen ein starkes Corps auserlesener Soldaten eingeschift werden müßte, von ferne zu folgen, und im Fall die erstern so glücklich seyn solten, sich einen Theil des Orts zu bemeistern, ihre Unternehmung sodann aus allen Kräften zu unterstützen. Auch rieth er dem Prinzen, daß er sich der drey obengedachten aus Nizza desertirten Soldaten versichern, und diese Leute mit den grausamsten Strafen drohen solte, woferne durch ihre Verrätherey die Sache einen übeln Ausgang nehmen möchte. Der Prinz befolgte nun diesen weisen Rath auf das pünktlichste, und ließ dem zufolge, alle erfoderlichen Anstalten auf das eiligste vorkehren.

Am andern Morgen wurden beym Anbruch des Tages die sämmtlichen zu der vorhabenden Expedition destinirten Truppen eingeschift. Die Flotte gieng unter Seegel, und nachdem sie Toulon passirt war, sonderten sich die vier vordersten Galeeren von den übrigen ab, und näherten sich dem Hafen von Nizza. Aber kaum waren sie im Gesicht dieses Orts angelangt, als sie sich plötzlich von sechs feindlichen Galeeren angegriffen sahen, welche vom Giannetino Doria kommandirt wurden. Nach einem langen und mörderlichen Gefechte bemächtigten sich die Feinde endlich der französischen Galeeren, und führten solche unter lauten Siegesgeschrey in den Hafen von Villa Franca. Der Ueberrest der französischen Flotte unter dem Grafen von Enguier, der mit der größten Vorsicht den erwähnten vier Schiffen von ferne nachfolgte, wurde glücklicher Weise noch zeitig genug gewahr, daß die sechs siegenden Galeeren des Gianne-

tino

tino Doria, noch von zwanzig andern, die unter Befehl seines Bruders Philippino Doria standen, unterstützt waren. Der Prinz sahe nun zur Genüge ein, daß ihm nichts weiter übrig blieb, als umzukehren. Dieser Rückzug gieng auch so glücklich vor sich, daß die Flotte, ohne fernern Verlust zu leiden, auf der Rhede von Toulon anlangte, und bald darauf in den Hafen von Marseille einlief.

Indeß befand sich der Herr von Grignan wegen des übeln Ausganges der von ihm angerathenen Unternehmung in der peinlichsten Unruhe. Er fürchtete, daß der Graf von Enguien es ihm nie verzeihen, vielleicht gar argwöhnen würde, er habe ihm mit Vorsatz eine Verrätherey spielen wollen, wodurch er denn nicht allein bey Hofe in Mißkredit gesetzt werden, sondern am Ende sogar wohl noch seinen Posten verlieren könnte. Diese Besorgnisse wirkten so gewaltig auf seine Gemüthsruhe, daß er krank wurde und sich zu Bette legen mußte. Nichts blieb ihm übrig, als zu irgend einem Günstling des Prinzen seine Zuflucht zu nehmen. Er that es; ließ den Herrn von Vieilleville zu sich bitten, und entdeckte ihm seinen ganzen Kummer. Unser Held gab sich alle ersinnliche Mühe ihn zu beruhigen und zu trösten. Hierauf eilte er zum Prinzen; aber nur nach vielen Vorstellungen erst gelung es ihm, den Herrn von Grignan zu entschuldigen. „Bedenkt, Monseigneur! — sagte er unter andern — daß es ein Mann von Stande und ein verdienstvoller Officier ist, der in Rücksicht auf seine Geburt und seine dem Staat geleisteten Dienste Achtung und Ehrerbietung verdient; bloß die Begierde Euch Gelegenheit zu einer

„einer Eroberung zu verschaffen, die er für leicht ansahe, „hat ihn gegen die Gefahren, die diese Unternehmung hat„te, blind gemacht. Ihr seyd ihm wegen seiner Gesin„nung Dank schuldig, und es würde erniedrigend für Euch „seyn, ihn wegen dieser Sache den geringsten Vorwurf zu „machen, oder ihn deshalb zu bestrafen.“ — Diese Vorstellung that die erwünschte Wirkung. Der Graf von Enguien besuchte den Gouverneur, versicherte ihn seiner Achtung, und dieser Besuch gab dem Kranken die Gesundheit wieder.

Einige Tage nachher langte der berühmte Barbarossa mit hundert und zwölf Schiffen zu Marseille an, und vereinigte sich mit der französischen Flotte, die nur aus sechszig Galeeren, Fregatten und Brigantinen bestand. Dieser berüchtigte Seeräuber hatte sich durch seine Tapferkeit bis zum obersten Befehlshaber der Seemacht des grossen Solimanns empor geschwungen, und war zu gleicher Zeit König von Algier und Tunis. Unserm Verfasser zur Folge gieng er in einem goldstücknen Kleide, und war von zwey Paschas begleitet, die eben so wie er, doch etwas minder prächtig gekleidet waren: „Car sous cette tyrannie mo„narchique chacun est vêtu selon la Charge qu'il ex„erce, a fin d'être plus surement respecté en l'armée.“ Man bemühte sich den ottomannischen Generalen und Officieren zu Ehren eine Menge Festivitäten anzustellen, deren Sonderbarkeit und Neuheit sie belustigte, während dem ihre Figur, ihr Anzug und ihre Sitten und Gebräuche der Neugierde der Franzosen neue Nahrung verschaften.

Bar-

Barbarossa that bald nach seiner Ankunft den Vorschlag, mit vereinigten Kräften die Belagerung von Nizza zu unternehmen, worin der Graf von Enguien um so viel leichter willigte, weil er es als die beste Gelegenheit ansahe, sich dadurch wegen des mißgelungenen Versuchs auf diese Art zu rächen. Die Flotte gieng also in See, und da Doria, zu schwach um sie aufzuhalten, sich zurück gezogen hatten, wurde es den Alliirten leicht, Nizza zwey Tage hinter einander zu beschiessen und sich endlich dieser Stadt zu bemächtigen. Die Citadelle hingegen that noch immer den muthigsten Widerstand, und weil der Fels, auf dem sie lag, so hart war, daß weder mit Canonenkugeln Bresche geschossen, noch Minen angelegt werden konnten, sah man sich am Ende doch genöthiget, die Belagerung unverrichteter Sache wieder aufzugehen. Die vereinigten beyden Flotten kehrten nun wieder nach Marseille zurück, von wo Barbarossa, nachdem er eine grosse Summe Geldes in Empfang genommen hatte, bald darauf nach Constantinopel abgieng. Der einzige Vortheil, den Frankreich durch diesen Feldzug gewann, war also nichts weiter als die Verwüstung und Plünderung der Stadt Nizza. Unser Autor bemerkt hier mit einer, seinen Landsleuten sonst eben nicht sehr gewöhnlichen Unpartheilichkeit, daß nicht die Türken, sondern die Franzosen, diese unglückliche Stadt mit einer Barbarey plünderten, die sonst nur den wildesten Nationen eigen zu seyn pflegt.

Der Graf von Enguien kehrte nun an den Hof wieder zurück, Vieilleville hingegen begab sich auf seine Güter. Der Prinz fand den König an der Spitze seines Heers auf der Gränze von Flandern, bemüht Carl V., der seine Armee gleichfals in eigner Person anführte, zu einen Treffen zu nö-

thigen, wozu sich der Kaiser aber durchaus nicht verstehen wolte. Unser Autor giebt vor, daß die Ursache, warum Carl der fünfte seinem Nebenbuhler seit der Schlacht bey Pavia keine neue in Person liefern wolte, folgende war: Der Kaiser — sagt er — hörte bey seinem Aufenthalt in Rom viel Wunderdinge von einem berühmten Wahrsager und Geisterbeschwörer erzählen. Dies erweckte in ihm die Bedierde sein künftiges Schicksal zu erfahren; er begab sich daher verkleidet in das Haus des Wahrsagers, und ließ sich als einen Abgeschickten des Kaisers bey ihm melden. So bald er vorgelassen und mit dem Zauberer allein war, frug er ihn, ob es rathsam für den Kaiser sey, sich mit dem König von Frankreich nochmals in ein Treffen einzulassen, und ob ersterer, wenn es geschähe, siegen würde? Der Wahrsager that mit seinem Stabe einen heftigen Schlag auf den Tisch; sogleich verfinsterte sich das Zimmer und mitten aus einer dicken Rauchwolke erhob sich ein in ein Leichentuch verhülltes Gespenst. „Fragt diesen Geist — sagte der Magus — er wird Euch „alles beantworten, was Ihr zu wissen wünschet." Der Kaiser wiederholte seine Frage in deutscher Sprache und das Gespenst antwortete ihm auf französisch: Qui prendsera pris, les armes sont journalieres. (Wer nimmt, wird genommen; das Kriegsglück ist veränderlich) Dieser Orakelspruch brachte nun Carl den fünften auf den Gedanken, daß wenn er den König von Frankreich in Person eine Schlacht liefern solte, die Reihe nun an ihn kommen würde, ein Gefangener zu werden. — Daß übrigens die ganze Anecdocte wahrscheinlicherweise weiter nichts als ein französisches Volksmährchen der damaligen Zeit ist, brauchen wir unsern Lesern wohl kaum zu sagen.

Im

Im folgenden Jahre (1544) mußte der Graf von Enguien auf Befehl des Königs das Commando über die in Piemont befindliche Armee übernehmen und sich auf das schleunigste dahin verfügen. Kaum blieb ihm so viel Zeit übrig an den Herrn von Vielleville zu schreiben, und ihn auf das inständigste zu bitten, sich ja so bald als möglich bey ihm einzufinden: „denn ohne seinen lieben Stiefonkel bey sich zu haben, „sagte er — müsse er alle Hofnung aufgeben, daß ihm irgend eine Unternehmung glücken würde.“ — Unser Held säumte keinen Augenblick dieses Zutrauen zu verdienen, entriß sich den Armen seiner Gemahlin, seiner Anverwandten und seiner Freunde, und eilte unverzüglich zur Armee nach Piemont. Der Prinz hatte sein Lager im Angesicht des Feindes genommen und machte sich eben gefaßt, demselben ein Treffen zu liefern, als Vieilleville bey ihm eintraf und auf das zärtlichste empfangen wurde.

Der Marquis del Guasto, der die kaiserliche Armee commandirte, war zu Lieferung eines Treffens nicht minder geneigt wie der französische Feldherr. Der Graf von Enguien brach den 11ten April bey frühem Morgen bereits aus seinem Lager auf und rückte dem Feind entgegen. Die Avantgarde führte der Herr von Boutieres, ein tapfrer und erfahrner General, der vor der Ankunft des Grafen das Oberhaupt der französischen Truppen in Piemont gewesen war. An der Spitze des Corps de Bataille befand sich der Prinz selbst, und neben ihm die Herren von Vielleville, von St. André, und von Chatillon, der nehmliche, der nachher als Admiral von Frankreich unter dem Namen Coligni so berühmt wurde; die Arrieregarde stand unter Befehl des Herrn von Termes.

mes. Beyde Heere stiessen nahe bey Cerisoles auf einer weiten Ebene an einander. Gleich im Anfang des Treffens wurde Vieilleville gewahr, daß der Prinz von Salerno, an der Spitze eines starken Corps spanischer und deutscher Reuterey, im Begrif war in die italienischen Truppen einzubrechen, die sich bey dem französischen Heere befanden, und eben nicht die besten waren. Er machte den Prinzen auf diese Bewegung aufmerksam. „Daß unsre Italiener über den Haufen „geworfen werden — sagte er — ist höchst wahrscheinlich; „aber eben so gewiß ist es auch, daß die Feinde durch diesen „Angrif selbst in Unordnung gerathen werden. Dies muß „man sich zu Nutz machen, und so bald man es bemerkt sie „in der Flanke angreifen und schlagen.“ — Der Prinz befolgte diesen Rath pünctlich, und verdankte demselben größtentheils den Sieg. Freylich kam er den Franzosen nicht so leicht zu stehen als sie glaubten. Verschiedene vornehme von Adel blieben auf dem Platz; zwey Leibknappen des Grafen von Enguien wurden an seiner Seite getödtet, und diesem Prinzen selbst und unserm Helden die Pferde unter dem Leibe schwer verwundet. Aber endlich gelung es der französischen Gendarmiere dennoch das feindliche Corps zu zerstreuen und größtentheils in Stücken zu hauen.

Saint André und la Chataigneraie, zwey der bravsten Offiziere unter der französischen Armee, eilten mit hundert Freywilligen dem fliehenden Prinzen von Salerno nach, der sich mit acht bis neunhundert Pferden, den Ueberrest seines Corps, in so guter Ordnung als ihm nur irgend möglich war, zurückzog. D'Enguien wolte ihnen folgen; aber unser Held hielt ihn von diesem unbesonnenen Vorsatz zurück. Er tadelte die

unzei-

unzeitige Hitze des jungen Feldherrn und fragte ihn: Ob er schon vergessen habe, daß Gaston de Foix mit einer Pike erstochen worden sey, indem er von jugendlichem Feuer und Ehrgeiz dahin gerissen, auf eine unvorsichtige Art den Sieg bey Ravenna verfolgte? „Laßt den St. André und den „Chataigneraie zurück rufen, so will ich auch zurück blei„ben“! — antwortete der Prinz — „Zum Teufel — „erwiederte Vieilleville — haltet Ihr es denn für einen so „grossen Ruhm Flüchtige zu verfolgen, und können jene bey„de ihre ganze Lebenszeit über sich wohl einen Lorbeer erwerben, „der demjenigen gleich kommt, den Euch Gott heute an Eure „Schläfe gelegt hat? Habt Ihr denn ganz Euren Rang verges„sen, weil Ihr mich zwingt, Euch daran zu erinnern? — „Uebrigens bin ich überzeugt, daß beyde nur aus Neid gegen „einander dem Feinde nachgeeilt sind.“ — Hier fiel ihm der Prinz um den Hals und sagte: „Genug lieber Onkel, wir wol„len nicht mehr davon reden.“ In dem nehmlichen Augenblick sah man auch den St. André and La Chataigneraie in größter Eil wieder zurück kommen. Der Prinz von Salerno, der die geringe Anzahl seiner Verfolger wahrgenommen, war umgekehrt, hatte sie mit vielem Muth empfangen und zurück getrieben. „Jetzt ist es Zeit — sagte Vielle„ville zu seinem General — auf den Feind loszugehen und zu „schlagen; jetzt da man Euch erwartet, aber nicht dann, wenn „man Euch den Rücken zukehrt.“ — Es geschah und der Sieg neigte sich nun gänzlich auf die Seite der Franzosen. Boutieres hatte gleichfalls mit seiner Gendarmerie ein feindliches Corps von 10,000 Mann über den Haufen geworfen. Der Marquis Del Guasto wurde selbst am Beine verwun-

 det,

det, und rettete sich blos durch die Geschwindigkeit seines Pferdes. Zehntausend Kaiserliche blieben auf der Wahlstatt, eine grosse Anzahl wurde gefangen, und das ganze Lager, nebst aller Bagage und Artillerie fielen in die Hände der Sieger.

Bey allen dem aber konnte dieser glänzende Sieg doch nicht so verfolgt werden, als Enguien und unser Held es wohl gewünscht hätten. Von allen Seiten angegriffen und durch die Verbindung des Kaisers mit Heinrich VIII, König von England, auf den entgegen gesetzten Gränzen Frankreichs bedrängt, sah sich Franz I genöthiget, den besten Theil seiner Truppen aus Italien zurück zu rufen. Dieser Umstand verursachte, daß sich alle Vortheile des Sieges bey Cerisoles blos auf die Eroberung von Carignan und einiger andern Plätze in Piemont einschränkten. Der Graf von Enguien kehrte darauf zum Könige zurück und Vieilleville begab sich wieder auf seine Güter.

Hier ist von neuem eine Lücke in den Memoiren, die von allem dem schweigen, was innerhalb den Jahren 1545 und 1546 vorfiel. Sie überspringen diesen Zeitraum gänzlich, und gehen mit einmal bis zum Jahr 1547 über, wo denn Franz I letzte Krankheit und sein auf dem Schlosse Rambouillet erfolgter Tod erzählt, und nachstehende Anecdote angeführt wird, die zur Gnüge zeigt, wie sehr dieser Monarch unsern Helden schätzte.

Franz I ließ nehmlich seinen Sohn und Thronerben, den Dauphin Heinrich, vor sein Sterbebette rufen, und empfahl ihm den Herrn von Vielleville als eine Person, die es in jedem Betracht verdiene, die ersten Ehrenämter des Reichs zu verwalten, und der des ganzen Zutrauens seines Königes wür=

würdig sey. Der Dauphin antwortete: Daß er in Rücksicht auf den Herrn von Vieilleville vollkommen der Meynung des Königs wäre, aber er verwandte sich auch zu gleicher Zeit so nachdrücklich zum Besten des Saint André, daß der sterbende Monarch leicht wahrnehmen konnte, daß dieser weit mehr als irgend ein andrer der Liebling seines Sohnes seyn müsse. „Nun dann, mein Sohn, — sagte Franz — „so versprecht mir wenigstens, daß Ihr den Vieilleville „nicht vergessen wollet." — Der Dauphin versprachs, und wiederholte sein Versprechen nochmals in Gegenwart unsers Helden, den Franz herbey holen ließ. Wenige Augenblicke darauf verschied der König.

Das erste Geschäft, welches Heinrich II gleich im Anfang seiner Regierung dem Herrn von Vieilleville auftrug, war dieses, daß er ihn als ausserordentlichen Gesandten nach England schickte, um daselbst den jungen König Eduard VI, der nur vor kurzer Zeit den Thron bestiegen hatte, zu Frankreichs Besten geneigt zu machen. Um die Wichtigkeit und Delicatesse dieser Gesandtschaft desto besser beurtheilen zu können, muß man wissen: daß bey dem letzten Friedensschluß zwischen Heinrich VIII und Franz I die Zurückgabe der Stadt Boulogne an Frankreich innerhalb einer gewissen bestimmten Zeit festgesetzt wurde. Dieser Artikel fand bey dem englischen Volk vielen Widerspruch. Es gab mehr als einmal deutlich genug zu erkennen, wie sehr es wünsche den Frieden wieder zu brechen und dadurch die Abtretung dieses wichtigen Platzes zu verhindern. Bey so gestallten Umständen war es nun für

Frankreich äusserst interessant; die heimlichen Gesinnungen des englischen Hofes zu erforschen. Vieilleville bediente sich zur Erlangung dieses Endzweckes alle der Staatsklugheit und Geschicklichkeit, die er in einem so hohen Grade besaß. Man findet in den Memoiren, die wir ausziehen, ganze umständliche Unterredungen zwischen ihm und dem Herzog von Sommerset, den Onkel des jungen Königs und Regenten von England, die äusserst merkwürdig sind, aber zu viel Platz einnehmen würden, um hier eine Stelle zu finden. Indeß wurde unser Held am londner Hofe mit vieler Distinction und Pracht empfangen. Der junge König zog ihn an seine Tafel, wo er sich zwischen diesen Monarchen und den Regenten setzen mußte. Mit Erstaunen bemerkte Vieilleville, daß die ältesten Ritter, worunter so gar einige vom Orden des blauen Hosenbandes waren, die Speisen auftrugen, welche sie auf ihren Knien dem Könige präsentirten, worauf der Großhaushofmeister solche aus ihren Händen nahm und auf den Tisch setzte.

Während dem Aufenthalt unsers Helden zu London, wurden ihm zu Ehren verschiedene Feste und Lustbarkeiten im Geschmack der damaligen Zeit angestellt; z. B. Turniere, Pferderennen, und vornehmlich Jagden. Am meisten belustigten ihn die Kämpfe der Doggen, eine Art grosser englischer Hunde, mit Bären und Stieren; wobey er denn zu wiederholten malen den Wunsch äusserte, daß der König, sein Herr, zugegen seyn möchte, der an diesem Schauspiel viel Vergnügen finden würde. Der Herzog von Sommerset nutzte diesen Wink und schickte eine Kuppel der schönsten Hunde

dieser Art, nebst einen jungen muthigen Stier dem Herrn von Vieilleville zu, der denn bey seiner Zurückkunft nach Frankreich auch nicht ermangelte dem Könige damit ein Geschenk zu machen. „Solchergestalt — sagt unser Autor — war der „Herr von Vieilleville der erste, der diese Ergötzlichkeit, die „der König sehr liebte, und so lange er lebte, mit immer neuem „Vergnügen wiederholen sah, in Frankreich einführte. „Denn es war kein einziger Prinz oder grosser Herr am Hofe, „der nicht ein halbes Dutzend dieser Hunde zu dergleichen „Kampfspielen unterhalten hätte. Die dabey benöthigten „Stiere wurden aus der Provence herbey geschaft. Dieser „Zeitvertreib erhielt sich beständig in gleichem Ansehen seit dem „Anfang der Regierung Heinrich des zweyten, bis vier „oder fünf Jahre nach der Thronbesteigung Carl des Neunten, da dann die beynahe ununterbrochene Fortdauer der „bürgerlichen Kriege diesen Schauspielen ein Ende machten."

Bey seiner Abreise aus London erhielt der Herr von Vieilleville gleichfalls die größten Ehrenbezeugungen; die englische Flotte salutirte ihn mit ihrer ganzen Artillerie, die Landtruppen thaten ihm zu Ehren verschiedene Salven aus ihren Feuerröhren, und der Regent nebst seinem Bruder begleiteten ihn bis in das erste Nachtlager.

(Die Fortsetzung folgt.)

III.

Friedrich der Grosse
ein Hymnus
von
Schubarth auf Hohenaschberg.

Als ich ein Knabe noch war
Und Friedrichs Thatenruf
Ueber den Erdkreis scholl;

Da weint ich vor Freuden über die Grösse des Mannes,
Und die schimmernde Thräne galt für Gesang. —

Als ich ein Jüngling ward
Und Friedrichs Thatenruf
Ueber den Erdkreis immer mächtiger scholl;

Da nahm ich ungestüm die goldne Harfe,
Drein zu stimmen Friedrichs Lob;
Doch herunter vom Sonnenberge,
Hört ich seiner Barden Gesang.
Hörte Kleist, der für Friedrich
Mit der Harfe ins Blut stürzte;
Hörte Gleim, den Kühnen
Der des Liedes Feuerpfeil
Wie die Grenade schwingt.
Hörte Ramlern, der mit Flakkus Geist
Deutschen Biedersinn einigt.
Auch hört ich Willanov der Friedrichs Namen
Im Dythirambensturme wirbelt.

Dich

Dich hört' ich auch, o Karschin, deren Gesang,
Wie Honig von den Lippen der Natur
Träuft; — — — da verstumt ich
Und mein Verstummen galt für Gesang.

Aber soll ich immer verstummen?
Soll der Bewunderung und der Liebe Wogendrang
Den Busen mir sprengen? — — — Nein, ich wags!
Ergreife die Harf und singe **Friedrichs** Lob!
Von meines Berges Donnerhöhe
Ström' auf gesteinten Rücken hinunter,
Du meines Hymnus Feuerstrom!
Er stäub' und donnr' im Thale
Meines Hymnus Feuerstrom!
Daß es hören die Völker umher!
Auf schwerer Prüfungsnacht Pfad
Führte die Vorsicht den Helden,
Eh' er drang in der Größe Heiligthum.
Sah er nicht träufeln das Schwerd
Von Catt, seines Freundes, Blute?
Sah' er nicht blinken das Schwerd,
Auf seinen eignen Nacken? — — —
Muthig und furchtlos blieb er; denn Furcht
Kannt er schon als Jüngling nicht.

In der Muse keuschen Umarmung
Uebt' er sich, zu tragen den goldnen Scepter.
Schon flammt auf seinem Haupte das Königsdiadem.
Wie der Wolken sammlende Zevs
Saß er auf dem Thron' und schüttelte Blitze.
Da floh' die Dummheit und der Unsinn,
Und Barbarey, die Nachtgefährtin.

Er selbst war das Urbild der Weisen;
Riß dir, Machiavell, die Larve vom Antlitz
Und predigte Fürsten die Herrscherkunst:
Die Geister seiner Ahnen stiegen aus der Gruft
Mit des Meisters Pinsel zeichnet' er sie.
Sang hohe Gesäng' in die Lyra.
Und spielte die Flöte Apolls.
Wie aus der Urnacht Tiefe
Von Gott gerufen, Sonnenflockthau
So stiegen Weise und Künste empor
Und der Städte Fürstin, ward Berlin.

Von Friedrichs Schwerd berührt
Erstickt das Schlangenungeheuer die Schikane,
Im ausgesprudelten Giftschaum,
Und des Bettlers und des Prinzen Recht
Wurde von Friedrichs Hand
Auf gleicher Schaale gewogen.

Hector, Achill und Cäsar und Julian
Der Vorwelt und der Afterwelt Helden,
Staunten, als sein Kriegesruf hinabdonnerte
In des Todes Schattengefilde.
Furchtbarer bildet er sein Heer.
Erfand nicht Friedrich jenen Knäuel,
Der plötzlich aufgerollt,
Grössere Heere in Staub wirft? — — —

Fünfmal donnerte Friedrich Wodan
Und sein war Silesia, seiner Krone
Köstlichstes Gestein.

Seiner

Seiner Grösse Sonnenpunct kam.
Habspurgs Adler schwebt schreckbar über ihm.
Er dürstete Friedrichs Blut. —
Moscoviens Bär mit Eis behangenen Haaren
Dürstete Friedrichs Blut. —
Gallia schwang die lichtweisse Lilie
Sie zu tauchen in Friedrichs Blut,
Selbst Wasa's Enkel,
Und Germaniens mächtigste Fürsten und Städte
Zuckten die Schwerder, ins Schlachtfeld zu giessen
Friedrich Wodans Blut.

Er aber der Einzige! warf
Die erzne Brust entgegen
Der todschnaubenden Feindesschaar.
Achtete ihrer schreckbaren Menge
Ihrer Rosse, wie Heuschreckenschwarm,
Ihrer zuckenden Lanzen
Und ihrer metallnen Donnerschlünde nicht.

Sieben Jahr flog er
Wie der Rachstrahl Gottes im Wettergewölk
Unter seiner Feinde
Schwarzen Schaaren umher.
Blut und Hirn und Mark floß,
Und spritzt an seines Rosses Schenkel.
Leichen dampften und Grabhügel
Thürmten wie Berge sich:
In Riesen Gestalt trat einher der Würgegeist
Von Wuthgebrüll und Sterbegewinsel begleitet.
Zwanzig schreckliche Schlachten wurden geschlagen:
Oft schien das Schicksal an Friedrichs Thron zu rütteln

Und den Goldsitz zu werfen in Staub.
Der Rauch von Friedrichs festen Städten
Wirbelte mit dem Jammergeächz
Der Säuglinge, der Greise,
Der Schwangern und Kranken gen Himmel,
Daß Engel ihr Antlitz bargen und trauerten.
Auch fielen der Helden Friedrichs viel,
Schwerin und Keith und Kleist und Winterfeld.
Und im Entfliehn aus ihren Leibern
Kümmerten sich noch die Geister der Tapfern
Um Friedrichs Heil.

Aber der Held stand, mit der Rache gezücktem Schwerd,
Stand im Geschützdonner, im Säbelgeklirr,
Achtete nicht des bäumenden Rosses Hufschlag,
Nicht des Hochverraths Drachenblick,
Nicht des zaudernden Bundesgenossen,
Nicht der Acht, die ihn
Des Fanatismus Höllenwuth Preiß gab.
Ja, so stand er sieben Jahre im Felde des Todes,
Hehr und frey, und groß, wie ein Gott.
Es staunten die Völker. Der Helden Geister
Nickten ihm Beyfall vom Wipfel der Eichen.
Rings um wichen vor ihm die Schaaren der Hasser.
Und so stand er in seiner Heldenhoheit
Allein da!!
Auf Hubertusburgs Zinne
Trat der Gerichtsengel und sprach:
Es ist genug!!
. . . . Die Donner verstummten.
Friedrich zog in seine Königsburg . .
Und lenkt den Triumph aus.

Groß und glücklich zu machen sein Volk
War Friedrichs erhabner Gedanke.
In des Landes Wunde träuft er Balsam,
Paläste stiegen aus Brandstätten empor.
Dem Landmann gab er weisen Unterricht.
Die Musen sonnten sich wieder in Friedrichs Strahl.
Er selber war noch immer ihr Liebling.

„Liebt euer Vaterland!
„Sprecht eure Heldensprache stark und rein!
„Schlürft aus der Kristalquelle,
„Draus Griechenland und Latium geschlürft!
„Macht durchs Geäffe weicher Auslandssitte
„Erzne Knochen nicht zu Marzipan!

Sprach er zum Biedervolke seines Reichs.
Doch nie legt er Europens Wagschaal
Aus der Rechte. Der Gauen der Helden
Wurden ohne Schwerdschlag immer mehr.
Weit hinaus in jedes Labyrinth
Von der schlausten Staatskunst geflochten,
Sah seines hohen Auges Wetterstrahl,
Merkbar war das Wehen seines Othem
In jeder grossen That der Welt.
Er wog im Verborgnen die Rechte der Fürsten,
Auch hieng er furchtlos die Wagschaal ans Schwerd,
Da drangen sich Teutoniens Fürsten,
In Friedrichs Felsenburg, wo der Riese
Sinnt auf dem eisernen Lager.
Sie boten ihm die Hand, und nannten ihn
Den Schützer ihrer grauen Rechte, sprachen:
„Sey unser Führer, Friedrich Hermann!
Er wollt's, da ward der deutsche Bund.

Aber immer grauer wird deine Locke,
Einziger nie ausgesungener Mann!
Dein Haupt nickt unter deiner Thaten Gebirglast,
Bald wirst du liegen in deiner Väter Gruft
Und der Unsterblichkeit Ruh wird über dir säuseln.
Voran sind schon deiner Helden viele gegangen:
Dessau, Schwerin und Winterfeld,
Und Keith und Kleist und Seidlitz und Ziethen
Harren deiner im Tempel der Grösse.
Stark kämpftest du den Kampf des Lebens,
Stark wirst du kämpfen den Kampf des Todes,
Deinen Herrschergeist gab dir Gott;
Erhalten wird dir Gott
Diesen Herrschergeist.
Huldlächelnd wird er deiner Seele sagen:
Du schwurst im Drange der größten Gefahr
Als König zu denken, zu leben, zu sterben!
Und Wort hast du gehalten — — —
Man bring ihm die Krone
Die leuchtender strahlt,
Als alle Kronen der Erde!!
Denn Friedrich meines Lieblings Geist
Ist's werth — — ewig Kronen zu tragen.

IV.

Fragment aus dem Tagebuche

einer Reise von Nürnberg bis Constanz, im Sommer 1785. von R.

Beschluß.

Ein sehr gut unterhaltener Strassendamm führt von Nürnberg auf Schwabach; die Dörfer, durch welche der Weg geht, sind alle gepflastert wie Städte, und haben ein wohlhabendes Ansehn. Wir besuchten einige Nadelfabriken durch die Schwabach berühmt ist. Man erstaunt, wie vielmal eine Nähnadel in die Hand genommen werden muß, ehe sie ihre letzte Gestalt erreicht; einige und sechszigmal, und wie gering doch der Preiß dieses nützlichen Werkzeugs ist. Man zählt in Schwabach 130 Meister, nämlich 30 Verleger oder Verkäufer, und 100 Façonmeister. Dazu gehören noch 100 Gesellen, und 50 bis 60 Jungen, ohne 100 Frauenzimmer zu rechnen, welche ebenfalls Nadeln verfertigen. Die beyden Mühlen sind gemeinschaftlich. Die Stadt hat ein gutes Ansehen. Von hier auf Pleinfeld geht der Weg über Berg und Thal, durch sehr beschwerliche, tiefe Sandwege, bey engen Gleisen. Die Wälder sind meistens Kiefernholz. Hier und da gucken einige Schlösserähnliche Klöster von ihren Bergspitzen herüber. Die Frucht stand schlecht und dünne; bey den breiten Furchen, welche den

Kornähren-Reihen, das Ansehn von Alleen geben, geht so über die Hälfte des Ackers ungenutzt verlohren, und doch waren die Einwohner sehr mit dem Seegen des Jahres zufrieden. Wir erinnerten uns dabey der ungerechten Klagen unserer sächsischen Landsleute über schlechte Erndten, da das, was sie Mißwachs nennen, hier für eine reichhaltige Ausbeute gilt. Manns- und Weibspersonen tragen sich in diesen Gegenden meistens schwarz; wir kamen durch ein Dorf, wo eben der Gottesdienst geendigt war; das Ganze hatte das Ansehn einer Leichenprocession. Hinter Pleinfeld fangen schon wieder Strassendämme an, die gut unterhalten werden. Diese Strassendämme vermehren noch das Angenehme der Aussicht, wenn man sie von weiten, wie weisse Bänder, sich durch die dunkelgrünen Wälder oder an den Hügeln wegschlängeln sieht. Die Gegend ist reizend, voll Waldung, Hügeln, fruchtbaren Thälern und Gebirgen, wo das Getraide im vollen Seegen stand.

Elbingen ist ein niedliches Städtchen, mit einem schönen Schlosse und Garten, wo ein Comthur des deutschen Ordens wohnet. Die Avenüës sind lange, schöne Alleen und Hecken, mit künstlich geschnittenen Bäumen. Bey Weissenburg erkundigte ich mich nach den Ueberbleibseln einer altrömischen Mauer, welche in einem benachbarten Walde liegt, und im Lande unter dem Namen Teufelsmauer berühmt seyn soll; allein niemand konnte uns zurecht weisen, und wir mußten unsre Neugier ohnbefriedigt lassen. Von Diefurt bis Monnheim, und von Monnheim bis Donauwerth, verschönern sich die Waldungen durch grosse

Teiche,

Teiche, und kommen dem Wege immer näher; sie sind sehr dicht, voll des schönsten Laub- und Nadelholzes, und wimmeln von Roth- und Schwarz-Wildpret, wie man aus den sorgfältigen Umzäumungen der Felder schliessen kann. Vor **Kaysersheim** fährt man eine Anhöhe hinunter, wo man den Garten und die schönen Gebäude eines sehr ansehnlichen Klosters von ungeheuren Umfang erblickt. Wir prophezeihten diesem Kloster eine baldige Sekularisirung, sobald das Gerüchte mit dem Ländertausche Bayerns etwas mehr seyn solte, als Gerüchte. Von den bayerschen Truppen begegneten uns einige, auf kayserlich, in weiß und roth neu gekleidet; das schöne Regiment aber, das in **Donauwerth** in Besatzung liegt, und ein gutes, kriegerisches Ansehn hat, wurde, wie man uns erzählte, aufs neue blau montirt. Es war also schwer zu entscheiden, welche von den Zeitungen Recht haben, die, welche behaupten, daß der Churfürst seine Armee auf kayserlichen Fuß einrichten wolle, oder die, welche versichern, daß alles beym Alten bleiben werde. Den Schellenberg, und die Dörfer **Höchstedt** und **Blenheim**, die Malboroughs Ruhm, durch den Sieg von 1704 verewigten, sahn wir nur von weiten. Wenn man auf **Dillingen** zu fährt, so kommt man näher vorbey.

Wir fuhren bey der schönsten Mondnacht, umgeben von den Düften des Heues. Hinter Donauwerth in dem ersten Dorfe sahn wir, am heutigen Johannistag, das erste Johannisfeuer. Die Knaben und Mädchen sprangen munter drüber hin, und die ledigen Bursche und Schönen des Dorfs, begannen auf einem schönen Rasenplan den Abend-

tanz

tanz. In dieser ganzen Gegend sind die gemeinen Leute ausserordentlich höflich und freundlich. Treu- und Gutherzigkeit blickt allen aus den Augen. Die Kinder, selbst von wohlhabenden Ansehn, betteln (wie in der ganzen Schweiz) zu Dutzenden. Ueberhaupt bemerkten wir von Bamberg aus einen Ueberfluß von Bettlern an den Heerstrassen, und von eckelhaften oder gräßlich verstümmelten Krüppeln, die an den Wegen das Auge des Reisenden durch den Anblick von scheußlichen Mißgestalten ermüden und beleidigen. In allen bayerischen Dörfern findet man eine Menge Doggen von der größten Art, die wahrscheinlich sich noch aus den Zeiten herschreiben, wo Räuberbanden das Land unsicher, und jeden Bauer für seine nächtliche Sicherheit besorgt machten. Die vielen Galgen an den Strassen, mögen ebenfalls noch Ueberbleibsel davon seyn; an den meisten sind besondere Hölzer für die Juden angebracht, doch ist mehr Platz für die Christen gelassen. Diese seltsame Auszeichnung erinnerte mich an das, was Tott von den Türken erzählt, die einem enthaupteten Moslem den Kopf auf den Arm, einem Ungläubigen hingegen auf den Hintern legen. Sind wir wohl minder sonderlingisch in unsrer Toleranz?

Augspurg hat schöne Gassen und schöne Häuser, manche sind nach der Straße zu, mit uralten, treflichen al fresco Malereyen gezieret. An den Häusern läuft ein Fußweg von Backsteinen, für die Fußgänger hin. Die meisten Häuser haben Spiegel, welche an Stangen angemacht sind, und etwas über die Fenster hervorstehn; da die Häuser fast alle verschlossen sind, und man in keines ohne zu schellen kom-

kommen kann, so sind diese Spiegel, in denen man alles wahrnimmt, was an der Hausthür vorgeht, sehr bequem, nach seinen Gefallen unsichtbar oder nicht zu seyn, je nachdem einem der Besuch behagt. Die Frauenzimmer sind schön, die Tracht derer vom Mittelstand aber, kleidet besser als der Vornehmern. Nach der Menge der ab- und zugehenden Gütherwagen zu schliessen, scheint der Handel ansehnlich zu seyn. Diese Gütherwagen, die man schon zu Bamberg antrift, sind von den sächsischen sehr unterschieden. Es sind lange Vierrädige Wagen, die Räder niedrig und stark, fast wie Stückräder. Ein solcher Wagen ist ungeheuer bepackt, und oft mit 12 und mehr Pferden, von einem großen, mächtigen Schlag bespannt.

Was eine vorzügliche Zierde der Stadt Augspurg ausmacht, sind die schönen öffentlichen Brunnen, mit Statüen von Bronze. Ueberhaupt ist sehr viel Erz und Bronze in Augsspurg an öffentliche Gebäude verwendet, und giebt, mit seinen verde antico, einen edeln Anblick für einen Fremden.

Das Rathhaus, das unter Ferdinand II. zu bauen angefangen wurde, ist längst als eins der schönsten in Deutschland bekannt; es besteht inwendig fast ganz aus salzburgischem Marmor; Der Saal ist schön, allein unter den Gemälden gefiel mir keines vorzüglich, ausgenommen eins von Lucas Cranach, und ein jüngstes Gericht; auch die Vorstellung einer monarchischen Regierungsform ist artig ausgeführt; der König soll Ferdinand II, gleichen, und überhaupt

sollen

sollen einige Gesichter Aehnlichkeit mit damals lebenden Grossen haben. Unten am Eingange stehen 4 friedliche Kanonen aufgepflanzt, und ein Commando Stadtsoldaten hält Wache. Mir war es bekannt, daß, nächst Mainz keine deutsche Stadt mehr römische Alterthümer aufzuweisen hat, als Augspurg. Ich forschte vergebens bey meinem Lehnbedienten darnach, dem dies Alles unbekannte Dinge waren; endlich hatte ich das Vergnügen deren zwey, in einer Mauer des St. Ulrichs Stift zu entdecken. Die Innschriften waren sehr leserlich, und die Buchstaben gut erhalten; die Figuren an dem einen hatten aber sehr gelitten. Diese Innschriften sind schon vor mir abgeschrieben worden, daß ich also ihre Kopie nicht mitzutheilen brauche. Der bekannte Einlaß wird zwar nicht mehr zu seiner ursprünglichen Bestimmung gebraucht, aber noch immer als ein höchst merkwürdiges Stück der Mechanik in guten Stand erhalten, und den Fremden gezeigt. Der Mechanismus daran ist höchst simpel, und bestehet in wenigen Rädern; kein Fremder solte durch Augspurg reisen, ohne sich diese Maschine zeigen zu lassen. Was mir besonders auffiel, war, daß dies Werk seit 1514. noch nie einer Reparatur bedurft hatte. Es konnten nur Fußgänger nnd Reuter darüber passiren. Reisende in Wagen, mußten diese zwischen den Wällen stehn, und sich ihr nothwendigstes Gepäcke nachtragen lassen; das war denn freylich höchst beschwerlich, und mancher Reisende verweilte lieber auf der nächsten Station. Jezt ist ein eignes Thor zum Einlaß der Fremden bestimmt, man muß aber ein sehr hohes Sperrgeld erlegen, das nach 9 Uhr des Abends steigt; für 3 Postpferde und 3 Personen waren wir gezwungen, um Mitternacht 1 Fl. 26 Kr. zu bezahlen.

Die

Die Wasserthürme, welche ganz Augspurg mit Wasser versehn, sind ebenfalls höchst merkwürdig. Man weiß nicht worüber man mehr erstaunen soll, über die Künstlichkeit, oder über die Kostbarkeit dieser nützlichen Maschine. Es sind erzene Röhren oder Kanäle darunter, die sich eine Viertelstunde weit erstrecken. Jeder Hausbesitzer kann, auf Verlangen, Wasser von diesem Kunstwerke in sein Haus geleitet, erhalten. Er bezahlt jährlich 13 Fl. und erhält dafür stündlich 3 Eymer Wasser.

Es wird ihm auf Kosten der Stadt bis vor seine Thürschwelle geleitet, und mit einem messingenen Hahn verschlossen. In jeder Strasse sind auch Feuerhähne, die wenn man sie öfnet, die ganze Strasse, bey einem Brand, in wenigen Augenblicken unter Wasser setzen.

An der Exjesuitenkirche bemerkte ich einen neuen Gebetszettel, worinnen der Societät Jesu, noch namentlich gedacht war. Im Dohm war eine schwarze marmorne Platte mit einer goldnen Innschrift zum Gedächtniß der Anwesenheit des jetzigen Pabstes eingesetzt worden; sie ist gerade der Thüre gegenüber angebracht, durch welche er in die Kirche tritt. Sie lautet folgendergestalt:

Eccl. Sacerdos. Magnus
Pius VI.
Pontifex. maximus
Peregrinus.
Post Septem Secula
Teutonicis. Terris
apostolicus.

Tar-

Tarpejos. Remetiens. Collis
III. Nonarum. Maji M. D. C. C. LXXXII.
Clementi. Wenceslao. Trevir. Archiep.
S. R. d. Electori
Episcopo Augusto. Apud. Vindelicos
Festum D. Pio Diem.
Cum Capitulo Cathedrali
Missarum Inter Solemnia
Celebranti
Heic
Pontificaliter. Adstitit.
Patri Optimo.
Hoc. Monimentum.
Aeviternae. Memoriae
Ac Observantiae.
Ergo
Posuit.
Capitulum. Cathedrale.

Der Bildhauer heißt Jugerl. Wir sahn noch einige Marmorarbeiten von ihm. Es ist Schade, daß er nicht seinen Geschmack durch Reisen zu bilden sucht.

Ein Freyherr von Liebert, ein Banquier, hat eine Menge prächtige Zimmer, und einen schönen Saal angelegt, die er zwar nicht bewohnt, aber den Fremden sehen läßt. Die Zitzfabrik des Herrn von Scheil ist ein sehr nützliches und prächtiges Gebäude. Man erzählte uns von diesem industriösen Manne, der jährlich 5 bis 6000 Menschen ernährt, eine

Menge

Menge Anecdoten. Er kocht seine Farben jedesmal selbst, ohne Zeugen, und seine Geheimnisse in ihrer Zubereitung werden wahrscheinlich mit ihm aussterben. Mir schienen sein Reichthum und seine Launen ihm viele Neider und Widersacher zugezogen zu haben. Die gewöhnlichen Fata seltener Köpfe!

Es war Sonntag, und gleich mit Anbruch des Tages ertönte die Luft von dem Geläute der vielen Glocken. Man zählet über 600 katholische Geistliche, und ohngefähr 14 evangelische. Unter den erstern befindet sich auch der streitbare Exjesuite Pater Merz, der aber seiner Streitsucht nicht mehr den Zügel lassen darf oder mag. Es soll hier ziemlich viel Einigkeit und Verträglichkeit unter beyden Religionsverwandten herrschen. Es wird die vollkommenste Gleichheit in Besetzung der öffentlichen Aemter, in Ansehung beyder Religionssekten beobachtet. Dieß erstreckt sich sogar bis auf die Wirthe der öffentlichen, vom Magistrat abhängenden Lustplätze. Hier wechselt der Evangelische mit dem Katholischen, so, daß nach dem Tode eines evangelischen Wirths ein katholischer an seine Stelle tritt, und so umgekehrt. Die Currente sang heute vor den Häusern, die evangelische einen deutschen Vers, und die katholische, welche aus Jesuiterschüler bestand, einen Lateinischen. So unangenehm das Geplärre der erstern war, so angenehm, sanft und harmonisch klang der Gesang der letztern, es waren schöne, melodische Stimmen, denen ich mit mehren Vergnügen zuhörte, und es that mir wehe, als sie sich in der Entfernung verlohren. Es giebt hier auch eine evangelische und eine katholische politische

Zeitung. Erstere schien in einem bessern Tone geschrieben zu seyn als letztre. Jede hat einen Censor von der entgegengesetzten Religionsparthey, um allen Religionszänkereyen desto besser vorzubeugen. Die evangelischen und katholischen Nachtwächter unterscheiden sich durch die Kleidung. Beyde haben weite Schlepröcke, weisse Hüte, und die linke Hälfte der Kleidung ist weiß; bey den evangelischen ist die andre Hälfte roth, und bey den katholischen roth und grün.

Die Einwohner scheinen hier mit der Regierung des Magistrats sehr zufrieden zu seyn. Wir hörten nicht eine Klage über ihn.

Das schöne Wetter hatte alle Lustplätze und öffentliche Häuser um die Stadt reichlich bevölkert. Ueberall begegneten uns fröhliche Gesichter und geputzte Leute, und Equipagen und Jagdchaisen rennten in grosser Menge auf- und ab. Fast jeder bemittelte Einwohner hält sich hier Pferde und Pirutschen, solte es auch nur ein Einspänniges Fuhrwerk seyn. Fast jeder hat auch wenigstens einen Hund, mancher viere bey sich. Der Ablaß, wo das Wasser des Lechs, der hier ungemein schnell und schäumend fließt, nach der Stadt abgeleitet wird, und der Platz die sieben Tische genannt, sind zwey angenehme Guingetten, in einem schönen Tannenwald und einer reizenden Gegend, ohngefähr eine halbe Stunde vor der Stadt, wo sich Groß und Klein, an hölzernen Tischen, im Schatten der Bäume und im Freyen ergözt. Der gemeine Mann nennt es ins Grüne gehn, und der Hang dazu ist so groß, daß er oft das Noth-

wen-

wendige versetzt, um ihn zu befriedigen, und sich hier mit braunen Bier, Schwein-Würste, Gsälz, (geräucherten Fleisch) und Kälbervögel (eine Art Fricandeau) gütlich zu thun. Die Dörfer Oberhausen und Gorkingen, sonderlich im erstern der Gasthof zum Schlüssel, der artige Zimmer und Säle hat, werden mehr von Honoratioren besucht. Hier machte ich ohnverhoft eine der angenehmsten Bekanntschaften an den Herrn Domherrn von R., der jene ungezwungene, offene Höflichkeit, welche den Mann von feiner Welt auszeichnet, mit einem hellen an Kenntnissen reichen Geist verbindet; da er fast ganz Europa, und mit Kopf durchreiset ist, so gewinnt seine Unterhaltung durch die Menge Anecdoten und richtigen Urtheile doppelt an Interesse. Ohne ihm würde mich nur Langeweile in Oberhausen gefoltert haben, wo es den eben anwesenden Herren und Damen mehr an dem Begaffen eines Fremden, als an seiner Bekanntschaft und Unterhaltung gelegen zu seyn schien. Man tanzt hier bloß Menuetten und Walzer; nie Contertänze, ausser auf Redutten.

Die waizhofersche Schauspielergesellschaft, welche von Salzburg nach Augsburg gekommen war, führte am Tage unsrer Abreise die Eifersucht auf der Probe auf. Es war mir noch zu lebhaft gegenwärtig, wie sehr ich dies Stück in B** hatte mishandeln sehn, als daß ich sehr versucht gewesen seyn solte, einen längern Aufenthalt zu machen, um ein Gleiches vielleicht bey Waizhofern zu erfahren. Man rühmte uns übrigens die Sänger und Sängerinnen des Waizhofers; ein Herr Poyerl, und seine Frau, Madam und

Mamsell Waizhofer, die Herren Wesely, Teller, Schilling. ꝛc.

Keine wichtigere Sache für einen Reisenden als ein guter Gasthof; deswegen wird niemand wohl die Anmerkung überflüssig finden, daß die drey Mohren zu Augsburg diesen Namen im ganzen Umfange verdienen, und daß ein Fremder wohl thut, wenn er sich nicht durch andere Anempfehlungen irre machen läßt, indem wir uns aus eigener Erfahrung überführten, daß man hier bey einer guten Bewirthung nicht übertheuert wird.

Fünf Stunden hinter Augsburg erblickten wir zuerst die mit ewigen Schnee belasteten hohen Spitzen der tyroler Firnen oder Eisberge; ein Anblick, der uns entzückte, und da sich die Abendsonne an ihren Zacken und Schärfen brach, uns eins der schönsten Schauspiele gewährte. Immer stiegen neue und neue, gleich weissen Flammen, in ungeheurer Entfernung empor, und wir sahen mit eigenen Augen, wie so was ganz anders majestätischeres und nicht zu schilderndes die sich thürmenden, eckigen, scharfen Gestalten dieser Urberge, gegen die flachen, abgerundeten Erdhügel unsers Vaterlandes waren; die wir mit dem Namen Berge qualificiren.

Die trierischen Dörfer sind armselig. Kinder und Weiber betteln, und es scheint hier ein Stück der Erziehung mit auszumachen, denn so gar Kinder von 3 bis 4 Jahren rennen neben dem Wagen her, und bitten um eine Gabe, so, daß es denen Reisenden für Furcht grauset, sie jeden Augenblick überfahren zu sehn. Alles stricket Strümpfe, klein und groß. Sie tragen

gen das Garn an der linken Brust, an einer hölzernen Rolle, welche oben einen Hacken zum Einhängen hat; eine erwachsene Mannsperson strickt täglich ein Paar Strümpfe.

In Meiningen fiel es uns auf, daß man die Soldatenwache des Nachts abziehen läßt, wo sie doch wohl am nothwendigsten wäre, und daß sie blos am Tage die Thore wieder besetzt. Von Mindelheim aus geht der Weg durch lauter Waldungen, am angenehmsten aber wird er von der Station Wolfeck aus, und an dem Abhange der zum Kloster Weingarten hinunter führt, thut sich dem Blick ein schönes Amphitheater, von Gehölzen, Weinbergen, Dörfern, Schlössern, u. s. w. auf. Das Kloster ist befestigt, so wie wir im Trierischen noch mehrere befestigte Kirchen antrafen, die von einem hohen Alter zeugten. Die letzte Station vor Mörsburg ist Stadele, nicht wie vor diesem Neuhaus: Zur linken Hand hatten wir eine Folge von Weinbergen, die einen guten trinkbaren Landwein geben, und zur Rechten die Heuerndte auf schönen Wiesen, die sich an waldige Hügel anschlossen; aber alles übertraf der erste Blick des Bodensees, dieser ungeheuren Wasserfläche. Wir wurden mit einem Schiffer um 3 und einen halben Fl. und 30 Kreuzer Trankgeld einig, uns und unsere Chaise überzusetzen. Diese Fahrt war für uns, die wir zum erstenmal auf einem so grossen Wasser schwebten, höchst interessant. Das Wasser ist ein schönes Grün, an einigen Stellen auf vierthalbhundert Clafter tief. Zu Zeiten ist es gefährlich, und wegen seiner Stürme verschrien, wir aber hatten den schönsten stillsten Sommerabend, den man sich denken kann, Domherrnwetter nannten's die Schiffer. Anfangs sahen sich unsre

vier Schiffer genöthigt zu rudern, doch bald erlaubte ihnen ein kleiner frischer Wind, die Seegel zu spannen. Hinter uns entfloh Mörsburg, zur Rechten stieg die Insel Meinau aus dem Gewässer empor, und zur Linken verlohren sich die Fluthen, 11 Stunden weit, am Horizont, und schienen offene See, und eins mit den Wolken des Himmels; über uns schwebten Geyer und Fischreiher, neben uns tanzten fröhlich Fischerboote, und Seegelfahrzeuge dahin, vor uns lag ein unermeßliches Amphitheater, bevölkert mit unzähligen Klöstern, Dörfern, und dem Reichthum eines gesegneten Bodens, an Lustwäldchen, Wiesen, Fluren; hinten ragten die zackige appenzeller Gebirge mit ihren Schneelasten und Felsenschrunden empor, welche die Abendsonne röthete. Wir brauchten zur Ueberfahrt 57 Minuten; mit Rudern würden wir wohl $1\frac{3}{4}$ Stunden zugebracht haben. Man bekommt Constanz, das hinter einem Walde liegt, erst in einer Entfernung von einer Viertelstunde zu sehn. Es wird gegen Nachtzeit gesperrt, und dann kann kein Fremder ohne grosse Weitläuftigkeit eingelassen werden. Es ist öde und Menschen leer; da aber die Genfer, welche nach England gehen wolten, sich hier niederlassen, so wird Constanz bey seiner herrlichen Lage bald wieder blühend werden. Die Dominicaner haben auf kaiserlichen Befehl, ihren Palast vom Closter, der in der schönsten Gegend des Sees liegt, zu Fabriken der Genfer abgetreten, und ein altes leeres Frauenkloster beziehen müssen, wo sie sich höchst elend behelfen. Muß sich nicht der Schatten von Johann Huß freuen, eben den Kerker, der seine und Hieronymus von Prag Fesseln klirren hörte, in eine Freystatt seiner Glaubensgenossen verwandelt zu sehen! — In dem sehr guten Gasthof zum goldnen Adler,

kehrte

kehrte der Kaiser bey seiner Durchreise ein; auch ist in dem Speisezimmer sein ziemlich ähnliches Bildniß aufgestellt; unser Wirth hat Sorge getragen, diese für ihm so wichtige Begebenheit durch eine Unterschrift in Lohensteins Manier zu verewigen.

Ueber dem ehemaligen Conciliensaale sind zwey alte Inschriften, welche sich auf die Reinigung der Kirche beziehn, die hier durch das gehaltene Concil bewirket wurde. Der Saal selbst dient jetzt zum Waarenlager. Wer des Kaisers und des Pabstes Stühle, den Tisch, einige alte Waffen, und die Seegel des Schiffes beschauen will, worin Joseph II. über den See fuhr, der mag ihn besteigen. Die Stühle sind in der Form wenig von unsern heutigen so genannten Krüppelstühlen unterschieden, nur ist doch des Pabstes seiner weit bequemer, obgleich (welche Demuth mich Wunder nahm) etwas niedriger als der kaiserliche. Die Aussicht aus den Fenstern über den See ist angenehm, doch nicht für den auffallend, der von Mörsburg aus den See schon beschift hat. Das Zeughaus ist klein, hat aber einen grossen Vorrath an alten, seltenen Waffen und ganzen Rüstungen und Harnischen, auch einigen Schweizerwaffen; der Zeugwärter war unwissender darin als wir, und erfuhr von manchen zu seiner Verwunderung, erst aus unserm Munde was es sey. Die Domkirche ist schön; die Thüren sind treflich geschnitzt, und von einem Sigismund Haiter 1460 verfertigt. Die Kirche, die erst vor 3 Jahren neu ausgebessert worden war, hat ein niedliches Ansehen, sonderlich ist das Chor mit Geschmack geziert, weiß und Gold, und baierischer Marmor; der Altar ist ganz von Silber; das Al-

tarblatt allein wiegt über 7 Centner. In der Sakristey und an dem einen Seitenaltar waren schöne alte Gemälde, sonderlich das in der Sakristey; eine Kreuzigung, der Augenblick, wo der Heyland mit dem Schächer spricht. Die Kirchenkleidungen und der übrige Kirchenputz waren reich, neu und in Lyon gestickt und vergoldet; auch sahen wir in der Sakristey viele silberne Statüen von Heiligen. Die vermeintliche Bildsäule von Huß, die der Pöbel durch Anspeyen und Schläge zu verstümmeln pflegt, hatte diese Mishandlungen ganz kürzlich von neuem erfahren müssen; doch hatte man ihr die Ehre angethan, sie mit der Kirche zugleich zu weissen. Der Stein, wo ihm die Weihe genommen, und er seines priesterlichen Standes entsetzt wurde, ist nicht weit vom Eingang. Seinen Richtplatz kann man nicht genau bestimmen. Es ist jetzt ein grüner Rasenplan, und eine Viehweide. Die Rheinbrücke ist ziemlich groß; der Rhein fließt durch den See, ohne sich mit ihm zu mischen; man sieht von weitem den Strohm deutlich durch das Gewässer des Sees brechen. Von der Rheinbrücke sahen wir die würtembergische Festung Hohenstweil liegen. Nachmittags fuhren wir auf die Insel Meinau; sie liegt auf anderthalb Stunde von Constanz; dies kleine reizende Eyland vereinigt Alles, was das Leben angenehm macht, und die Hauptbedürfnisse desselben befriedigen kann. Die Aussicht vom Balkon des dritten Stocks ist entzückend. Der jetzige deutsche Herr, der hier residirt, ist ein Baron von Schönau; er war erst seit zwey Tagen eingeführt worden, und schon wieder abgereiset, um noch verschiedenes auf seinen Gütern zu besorgen. Wir lernten hier in dem Herrn Hofrath Schmidt, der die Rechtsgeschäfte des Ordens auf der Insel und in ihrem

Gebiet

Gebiet besorgt, einen wackern Mann kennen. Man kann im Frühjahr und Winter von dem einen nahen Ufer, bey niedrigen Wasser, auf die Insel in Kutschen fahren, auch geht ein sehr schmaler breterner Steg, von diesem Ufer bis zur Insel, von dem aber schon mancher ins Wasser gefallen ist. Von diesem Ufer bis Constanz ist der Weg zu Lande ungleich länger als zu Wasser. Felchen und Gänzlfisch, heissen zwey dem Bodensee eigene Fischarten, die von gutem Geschmack sind. Der beste Seewein, den schon Meiners prieß, wächst auf Reichenau.

V.

Nachrichten von der Halbinsel Korea, in Asien.

Die Kenntnisse, die wir von der dem Kaiser von China zinsbaren Halbinsel Korea haben, sind bis jetzt noch so eingeschränkt, daß es in der That äusserst schwer wird, eine genaue Beschreibung derselben zu liefern. Einige Holländer, die im Jahr 1653 durch Sturm an die Küsten von Korea verschlagen wurden, sind die einzigen Europäer, die bis in das Innere dieses Landes gekommen sind. Sie waren dreyzehn Jahre lang die Sklaven der Koräer, und nur durch eine kühn unternommene Flucht erhielten sie ihre Freyheit wieder. Hamel, der Schreiber auf dem holländischen Schiffe ge-

gewesen war, und mit seinen übrigen Unglücksgefährten auch zugleich das Glück hatte, aus der Ge.ngenschaft zu entfliehen, lieferte nach seiner Zurückkunft eine Beschreibung von Korea, die man in dem 4ten Bande der Voyages au nord, recueilli par Bernard finden kann. Ausser ihm hat auch der Pater Regis, ein Jesuite, der sich lange in China aufhielt, Bemerkungen über Korea herausgegeben, die er seinem Vorgeben nach, einem vornehmen Mann zu verdanken hatte, den der Kaiser Kang=hi an den koräischen Hof absendete. Diese Bemerkungen sind von dem bekannten P. du Halde in seiner Beschreibung des chinesischen Reichs aufgenommen worden. Dies sind nun die Quellen unsrer Erzählung; aber wenn gleich die letztgedachte Relation weit umständlicher ist wie die erste, und auch in viel neueren Zeiten aufgesetzt worden ist, so haben wir doch in mancher Rücksicht dem holländi chen Bericht den andern vorgezogen; besonders da sich Hamel lange genug in Korea aufhielt, um dieses Land und die Einwohner desselben genau kennen zu lernen. Auch sind die meisten asiatischen Völker für ihre alten Gebräuche und Sitten viel zu sehr eingenommen, als daß man nach Verlauf von 120 Jahren eine gar zu grosse Veränderung vermuthen könnte.

Das von den Europäern sogenannte Königreich Korea ist in Asien unter den Namen Trozenbuk bekannt. Von einigen wird es auch Kauli genannt, und die benachbarten Tatarn nennen es Solo. Eigentlich ist es eine grosse, zwischen China und Japan gelegene Halbinsel, deren größte Länge von Norden gegen Süden, sich auf ungefehr

90 deutsche Meilen erstreckt; die Breite derselben von Osten gegen Westen, nimmt einen Raum von ungefehr 60 dieser Meilen ein. Sie wird auf drey Seiten vom Meer umgeben, und hängt nur durch ein gegen Mitternacht gelegenes hohes und weitläuftiges Gebirge mit dem Lande der Mantschuschen Tatarn zusammen. Diesem von der Natur schon zur Genüge befestigten Gränzwall hat man noch überdem mit einer Menge Pallissaden versehen, um die Streifereyen ihrer Nachbaren soviel möglich dadurch zu wehren. Gegen Westen wird Korea bloß durch eine Bay von mittelmäßiger Breite von China abgesondert. Dies ist der gewöhnliche Weg den die chinesischen Kaufleute nach diesem Lande zu nehmen pflegen; besonders da es fast ganz unmöglich, wenigstens höchst beschwerlich ist, über das Gebürge zu gehen; dahingegen die Bay selbst im Winter wenn sie zugefroren ist, mit leichter Mühe passirt werden kann.

Das Königreich Korea ist Hamels Bericht zu folge in acht Provinzen eingetheilt, die ohne eine Menge meistentheils auf Anhöhen gelegene Festungen und Schlösser zu rechnen, dreyhundert und sechszig Städte in sich enthalten sollen. Der P. Regis ist in Ansehung der Zahl der Provinzen mit unserm holländischen Autor einig, zählt aber nicht mehr als höchstens hundert und funfzig Städte. Die Residenz des Königs nennt er King=Ki=tao. Dieser Bericht des P. Regis verdient hier dem holländischen vorgezogen zu werden, weil ihn der Verfasser nach der Erzählung eines Mandarins von der Klasse der Mathematiker niederschrieb, der den Gesandten des Kaisers Kang=hi an den koräischen Hof beglei-

begleitete, und eine sehr genau aufgenommene Charte von diesem Lande mit zurück brachte.

Korea wird von zwey grossen Flüssen durchströmt, wovon der eine Y=lu und der andere Tu=men heißt. Beyde entspringen in dem obenerwehnten Gebirge, welches für eines der höchsten in der Welt gehalten wird, und dessen Gipfel beständig mit Schnee bedeckt ist. Das Klima ist überhaupt in diesem Lande sehr kalt, vornehmlich in den mitternächtlichen Provinzen. Es fällt daselbst oft ein so häufiger Schnee, daß man mehr als einmal genöthiget wird, sich durch denselben einen Weg zu bahnen, um von einem Hause zum andern kommen zu können. Auch zwingt der unfruchtbare Boden in diesen Gegenden die Einwohner bloß von Gerste zu leben, und sich in groben Hanf oder in Schaffelle zu kleiden. Dahingegen wächst hier die berühmte chinesische Pflanze Ginseng im größten Ueberfluß, die aber nicht so gut seyn soll wie jene, die man in der chinesischen Tatarey antrift.

Die südlichen und östlichen Provinzen versorgen die Einwohner zur Genüge mit allen Bedürfnissen, die zur Erhaltung des menschlichen Lebens gehören. Die Japaneser unterrichteten sie bereits vor einem Jahrhundert in mancherley Dingen, die ihnen bisher ganz unbekannt gewesen waren; vornehmlich lernten sie ihre Felder und Aecker zu bestellen und Tobak zu pflanzen und zuzubereiten, den sie vorher oft mit Silber aufgewogen hatten. Heut zu Tage ist der Gebrauch desselben bey dieser ganzen Nation beyderley Geschlechts allgemein geworden, und man gewöhnt sogar Kindern das Tobak-

rau-

rauchen an, die nicht älter als fünf bis höchstens sechs Jahre sind. Auch findet man, unsern beyden Führern zu Folge, in diesem Lande sowohl wilde als zahme Thiere aller Arten, nur keine Insekten, wenigstens erwähnen sie ihrer nirgends; desgleichen trift man hin und wieder Gold, Silber, Bley, Kupfer und Eisen an, vornehmlich aber eine große Menge Salzgruben.

Die Koräer kleiden sich beynahe auf die nämliche Weise wie die Chineser; auch gleichen die Städte beyder Völker einander vollkommen, sowohl in Ansehung der äussern Form derselben, als auch der Bauart der Häuser. Auf dem Lande wohnen die Einwohner in elenden Hütten, die von Leim zusammengebacken und mit Stroh gedeckt sind. Ihre gewöhnliche Speise ist Reiß, und ihr Getraide wird gleichfalls aus Reiß und anderm Getränke verfertiget. Bey Tische bedienen sie sich der Schüsseln und Teller, und lassen sich höchst selten verleiten, gegen die Gesetze der Mässigkeit zu sündigen.

Die herrschende Religion des Landes ist die Lehre des Fo. Aber die Großen und Vornehmen sind durchgehends Anhänger der Vorschriften des Confucius, und verachten alle übrige Religionen und ihre Priester. Das ganze Land, sagt Hamel, ist mit Tempeln und Bonzen angefüllt, die dem Dienste der indischen Gottheit geweiht sind. Viele dieser Bonzen wohnen zusammen, wie in Europa die Mönche, und haben Klöster, wo öfters die Anzahl dieser Pfaffen sich auf fünf bis sechshundert beläuft. Die Tempel sowohl wie die

Klö-

Klöster liegen ausserhalb den Städten, und werden auf allgemeine Kosten erbaut. Manchmal ernährt eine einzige Stadt in ihrem Gebiet bis fünftausend Bonzen. Sie werden durch kein Gelübde gebunden, und es steht ihnen frey, wieder in die Welt zurück zu kehren, sobald sie ihrer Einsamkeit überdrüssig sind. Die Benennung: Fromme Tagediebe, die man den meisten europäischen Klosterleuten mit so vielem Recht beyzulegen pflegt, läßt sich auf die koräischen Bonzen nicht gut anwenden, und vielleicht ist dieses der einzige Staat in der Welt, wo Mönche dem gemeinen Wesen wirklich einigen Nutzen schaffen. Ihre Lebensart ist sehr strenge; die Regierung belastet sie mit Frohndiensten und hohen Abgaben, und das Volk verachtet sie. Indeß leben doch einige dieser Bonzen bey Hofe in nicht geringem Ansehen; dieß sind aber nur die Obern der Klöster und gemeinhin kluge und gelehrte Leute, die man die Mönche des Königs zu nennen pflegt. Man vertraut ihnen die wichtigsten Ehrenstellen des Staats an, und zeichnet sie, durch besondre Merkmale auf ihren Kleidern für den andern gemeinen Geistlichen aus.

Diese Mönche scheeren sich alle das Haupthaar und den Bart ab. Keiner von ihnen darf Fleisch essen, heyrathen, oder sonst mit Weibern vertraut umgehen. Diese Regeln werden sämmtlich auf das strengste beobachtet. Derjenige, der sich auch nur gegen eine einzige derselben versündigt, wird mit sechszig bis achtzig Stockschlägen auf den Hintern bestraft, und sogleich aus dem Kloster fortgejagt. An dem Tage seiner Einkleidung wird einem jeden ein unauslöschliches

Merk-

Merkmaal in den einen Arm eingedrückt. Sie leben bloß von demjenigen, was sie sich mit eigner Handarbeit verdienen, und von Allmosen, die ihnen freywillig ertheilt werden. Einige erhalten sich auch durch Unterricht der Jugend. Ein Schüler, der Lust bezeigt, in den Stand seines Lehrers zu treten, wird sogleich beschoren, und muß von Stund an dem Kloster Dienste leisten. Alles, was er verdient, fällt seinem Lehrer zu, und erst nach dem Tode desselben erlangt er das Recht, für sich selbst arbeiten zu dürfen; alsdenn ist er aber auch der einzige Erbe von der ganzen Verlassenschaft seines Lehrers, und legt ordentlicher Weise die Trauer um ihn an.

Die meisten Klöster liegen auf Anhöhen, die dem Auge die reizendste Aussicht gewähren, und haben überdem noch die schönsten Gärten und Lustgehölze, daher sie denn auch oft von dem koräischen Adel besucht werden. Jeder bringt seine Maitresse oder sonst ein gutwilliges Mädchen mit; denn auch in diesem Lande giebt es öffentliche Freudenmädchen zur Genüge; und so können die Klöster der koräischen Bonzen weit eher Wohnungen der Wollust und des Vergnügens, als Oerter genannt werden, die der Einsamkeit und einer strengen Disciplin geweiht sind.

Wir müssen bey dieser Gelegenheit noch einen sonderbaren Gebrauch dieses Landes aus Hamels Reisebericht anführen. Er besteht darin, daß eine jede Stadt verpflichtet ist, aus ihrem Distrikt, eine gewisse Anzahl Mönche dem König als Soldaten zu liefern, und auf ihre eigne Kosten zu unterhalten. Sie werden in die Bergfestungen verlegt, ste-

hen

hen unter Officieren, die gleichfalls Mönche sind, und richten sich in ihrem Dienst nach den nehmlichen Vorschriften, wie die übrigen Truppen des Königreichs.

Kein Koräer darf eine Frau nehmen, die gar zu nahe mit ihm verwandt ist; daher denn auch alle Heyrathen zwischen Blutsverwandten bis ins vierte Glied verboten sind; ausserdem finden aber oft eheliche Verbindungen zwischen Kindern von sieben bis acht Jahren statt. Die Töchter erhalten keine andre Mitgabe als ihre Kleider. Ein Mädchen, wenn sie nicht die einzige Tochter ihres Vaters ist, hält sich von dem Augenblick ihrer Verlobung an, bey ihren Schwiegereltern auf, und bleibt daselbst so lang, bis sie sich selbst ernähren und eine eigne Haushaltung führen kann. Sobald der zu ihrer wirklichen Vermählung bestimmte Tag erscheint, kehrt sie Frühmorgens zu ihren Eltern zurück. Der Bräutigam steigt zu Pferde, und reitet mit allen seinen Anverwandten durch die Straßen des Orts. Endlich hält er vor dem Hause der Brauteltern, und empfängt seine Verlobte aus den Händen ihres Vaters und ihrer Mutter, die hierauf ihre Tochter bis in das Haus des neuen Ehemanns begleiten, und hierinn besteht denn die ganze Hochzeitsceremonie.

Einem jeden Mann steht es frey, so viele Weiber zu unterhalten, als er will, und sie ungehindert zu besuchen; aber nur eine einzige darf bey ihm wohnen. Einige Standespersonen setzen sich zwar über diesen Zwang in soweit hinweg, daß sie mehrere Weiber bey sich unter einem Dach haben;

ben; aber auch bey diesen darf nur eine einzige die rechtmäßige Frau des Hauses vorstellen, und die übrigen wohnen sämmtlich in einer abgesonderten Wohnung. Eigentlich machen sich die Koräer nicht viel aus ihren Weibern, und behandeln sie meistentheils nicht besser als Leibeigene, die gänzlich von ihrer Gnade abhängen. Sie werden daher auch wegen den kleinsten Vergehungen, und manchmal sogar unter dem leichtesten Vorwand verstoßen. Diese unglücklichen Geschöpfe sind alsdann nicht allein aller Unterstützung beraubt, sondern müssen auch noch sogar für ihre Kinder aus dieser Ehe sorgen; denn nur selten denkt der Mann großmüthig genug, sie bey sich zu behalten. Hingegen dürfen die Weiber ihre Männer ohne Einwilligung der Gerichte nicht verlassen.

Sonst pflegen die Koräer ihre Kinder mit vieler Sanftmuth zu behandeln, und diese bezeigen ihnen dagegen einen Gehorsam und eine Ehrfurcht, die gränzenlos sind. Jeder freye Mann läßt sich die Erziehung seiner Kinder äusserst angelegen seyn. Schon von Kindheit an sucht man ihnen Eifer und Lust zum Studiren einzuflößen, indem man ihnen ohne Unterlaß die Tugenden und Gelehrsamkeit ihrer Vorfahren schildert, und ihnen einschärft, daß Gelehrsamkeit der beste und sicherste Weg für einen Jüngling sey, der einst sein Glück zu machen wünscht. Das Hauptstudium der Koräer schränkt sich zwar größtentheils nur auf die Kenntniß der Sittenlehre des Confucius ein; aber, ausser dieser Lieblingsbeschäftigung ihres Geistes, haben sie auch noch in einer jeden Stadt ein öffentliches

Schulgebäude, wo einem alten Gebrauch zufolge, den jungen Leuten, die Geschichte des Landes und die Proceßakten der Missethäter, die in dem nehmlichen Ort am Leben bestraft wurden, zu lesen gegeben werden. Die Gelehrsamkeit, und alle, die davon Profession machen, stehen überhaupt in diesem Lande in eben so grossen Ansehen wie in China. Auch hier hat man mehr als eine gelehrte Würde, auf die ein jeder Anspruch machen kann, der in dem öffentlichen Examen besteht, das in allen grossen Städten nach chinesischer Sitte jährlich angestellt wird. Diejenigen, die den Doktortitel erhalten, erlangen bald nachher die einträglichsten Bedienungen. In der Geographie sind die Koräer so unwissend, daß sie den ganzen Erdkreiß in zwölf Königreiche eintheilen, die alle dem Kaiser von China gehorchen, oder ihm zinsbar sind, und überhaupt erstrecken sich ihre Kenntnisse nicht weiter als bis Siam, welches das entfernste Land, von dem sie wenigstens doch noch einigen Begrif haben.

Alle Vornehmen und Gelehrten bedienen sich der chinesischen Sprache; der gemeine Mann aber hat seine eigne Volkssprache und Karaktere, die von den chinesischen verschieden sind. Man hat auch in diesem Königreiche eine Menge alter Bücher, die mit chinesischen Charakteren geschrieben, und zum Theil auch gedruckt sind. Diese Bücher werden so hochgeschätzt, daß keinem andern, als einem leiblichen Bruder des Königs, die Aufsicht darüber anvertrauet wird. Auch befinden sich in verschiedenen Städten Kopien von denselben, um sie dadurch desto besser für Feuer und andern Gefähren zu sichern.

Die

Die Koräer beerdigen ihre Todten nur in zwey Jahreszeiten, nehmlich im Herbst und im Frühling. Derjenige der im Sommer oder Winter stirbt, wird in einer zu diesem Behuf jedesmal ausdrücklich erbaueten Strohhütte beygesetzt, bis die zu seinem völligen Begräbniß bestimmte Zeit da ist. Alsdenn trägt man den Körper in das Haus zurück, welches der Verstorbene in seinem Leben bewohnt hat, kleidet ihn an, und schließt ihn in einen Sarg ein. Nachdem man die ganze darauf folgende Nacht mit Essen und Trinken zugebracht hat, nimmt die Leichenprocession mit Anbruch des Tages ihren Anfang. Die Träger singen, und heben die Füsse nach dem Takt der Musik, während dem die Luft von dem Klagegeschrey der Leidtragenden ertönt. Man begräbt hierauf den Körper an einem Ort im Gebirge, der von ihren Wahrsagern, die sie bey dergleichen Angelegenheiten um Rath zu fragen, nie unterlassen, als der schicklichste angezeigt worden ist. Nach Verlauf von drey Tagen kehren alle Anverwandte des Verstorbenen wieder zu seinem Grabe zurück, und bringen ihm einige Opfer dar. Dieses wird um die Zeit des Vollmonds wiederholt, und zu gleicher Zeit auch das Gras, welches auf dem Grabhügel gewachsen ist, abgeschnitten.

Sobald die Kinder ihren Vätern die letzte Schuldigkeit erzeigt haben, nimmt der älteste Sohn sogleich Besitz von dem väterlichen Hause, und allem, was sich in demselben befindet. Der Ueberrest des Vermögens wird unter den Söhnen zu gleichen Theilen vertheilt, und die Töchter, von aller Erbschaft ausgeschlossen. Manchmal ereignet es sich, daß

daß ein Vater, der ausserordentlich alt geworden ist, schon bey Lebzeiten sein ganzes Vermögen den Kindern überläßt. In diesem Fall tritt der älteste Sohn sogleich in alle väterliche Rechte, und giebt ein Beyspiel von kindlicher Ehrfurcht und Zärtlichkeit, welches der Denkungsart dieses Volks in der That Ehre macht. Er läßt seinem alten Vater eine besondre bequeme Wohnung bauen, versorgt ihn mit allen Nothwendigkeiten, und sucht ihn den Ueberrest seiner Tage soviel er nur kann zu versüssen. Kurz, er begegnet ihn mit so vieler zuvorkommenden Aufmerksamkeit und Ehrfurcht, als ob er dereinst wirklich noch soviel von ihm zu hoffen hätte.

Die Trauerzeit um einen Vater währt beynahe drey Jahr, wird sehr strenge beobachtet, und ist mit mancherley Ungemächlichkeiten verknüpft. Ein Sohn ist verbunden, sich alsdenn aller seiner Geschäfte zu entschlagen. Wer sich während dieser Zeit zankt, schlägt, oder betrinkt, zieht sich durch sein Betragen allgemeinen Abscheu und Verachtung zu. Verehlichte Leute müssen durchaus allen vertrauten Umgang miteinander innerhalb der Trauer sich enthalten, im widrigen Fall werden ihre Kinder nicht für rechtmäßig erkannt. Die Trauerkleidung besteht in einem langen Rock von grober aus Hanf gemachter Leinwand, unter welchem sie ein eben so grobes Haarhemde tragen; und in einem Hut von Schilf, der statt des Flors mit einem dicken Strick umwunden ist. Keine Mannsperson, die in Trauer ist, wird ausgehen, ohne einen Stock oder ein Schilfrohr in Händen zu haben. Ersteres zeigt, daß er seinen Vater, und letzteres, daß er seine Mutter betrauert. Auch der Gebrauch des Ba-

dens

dens ist ihnen alsdenn gänzlich untersagt, und ein jeder bestrebt sich in seinem Anzuge so nachläßig und unreinlich, als nur immer möglich, zu erscheinen.

Obgleich der König von Korea dem chinesischen Kaiser zinsbar ist, so übt er doch die unumschränkteste Gewalt in seinen Staaten aus. Kein einziger seiner Unterthanen, selbst die vornehmsten Standespersonen nicht ausgenommen, hat freye Macht, über seine Güter zu schalten, sondern genießt bloß die Einkünfte derselben. Alle liegende Gründe gehören dem König, der sie nach eignem Wohlgefallen weggiebt, und dem sie auch nach dem Tode des Besitzers wieder zufallen, woferne er es nicht für gut finden solte, die Kinder des Verstorbenen aufs neue damit zu beschenken. Das königliche Conseil besteht in den vornehmsten See- und Landofficieren, die sich täglich versammeln müssen. Keiner dieser Räthe darf eher seine Meynung sagen, bis er vom König darum befragt wird. Diese Rathsstellen sind eben so wenig erblich, als alle übrigen Bedienungen des Hofes; die Besitzer derselben aber behalten sie so lange sie leben. Was die Gouverneurs andrer Städte, die Magistratspersonen, und überhaupt alle Beamten in den Provinzen anbetrift, so währen ihre Ehrenämter nie länger als drey Jahre; ja, die wenigsten behalten sie einmal so lange, weil auf die geringste Anklage der Aufpasser, die der König überall in grosser Menge hält, die meisten noch vor Ablauf dieser Zeit ihres Amts entsetzt und verbannt werden. Die gewöhnlichen Einkünfte des Königs bestehen in dem Ertrage seiner Domainen, in den auf die Einfuhr aller Waaren gelegten Zöllen, und in einem

gewissen Vorbehalt von den Einkünften der Güter seiner Unterthanen. Hiezu muß man noch den zehnten Theil von allen Produkten rechnen, die seine Staaten hervorbringen. Sie werden in Natura abgetragen, und in die zu diesem Behuf in allen Städten angelegten königlichen Magazine gebracht. Ausser diesem Zehnten sind auch noch alle Unterthanen, die nicht Soldatendienste thun, verpflichtet, in jedem Jahr drey Monate lang für den König allein zu arbeiten.

Das Criminalrecht in diesem Lande ist äusserst strenge. Ein des Hochverraths wegen Angeklagter, ein Aufrührer, und überhaupt ein jeder, der ein Staatsverbrechen begeht, wird mit all den Seinigen hingerichtet, und seine Wohnung geschleist. Eine Frau, die ihren Mann tödtet, wird lebendig bis an die Schultern, mitten auf der Landstrasse in die Erde vergraben, und neben ihr ein Beil gelegt, womit ein jeder Vorübergehender, der nicht zum Adel gehört, ihr einen Hieb in den Kopf geben muß, bis sie völlig todt ist. Der Obrigkeit des Orts wird auf eine Zeitlang alle Amtsverwaltung untersagt. Einer ansehnlichen Stadt wird ihr Gouverneur genommen, so daß sie eine ganze Weile von einer andern Stadt abhängen muß. Diejenigen Städte, die sich wider ihre Gouverneurs auflehnen, oder ungegründete Klagen über sie führen, fallen nach den Landesgesetzen in die nehmliche Strafe.

Ein Mann, der seine Frau im Ehebruch überfällt, kann sie auf der Stelle tödten. Er hat eben dieses Recht über das Leben seiner Sclaven, wenigstens braucht er in diesem Fall zur Rechtfertigung der blutigsten That weiter nichts als den leich-

leichtesten Vorwand zu haben. Dahingegen wird ein Sclave, der seinen Herrn ums Leben bringt, auf das grausamste hingerichtet. Die Bestrafung eines Mörders ist in diesem Lande so sonderbar, daß sie in jedem Betracht erzählt zu werden verdient. Nachdem man den Verbrecher eine geraume Zeit lang mit den Füssen auf den Leib getreten hat, wird der Cörper des Ermordeten mit Weinessig abgewaschen, und dieser Essig dem Mörder alsdenn vermittelst eines Trichters eingeflößt. So bald er dieses abscheuliche Getränke völlig eingeschluckt hat, bekömmt er so lange eine Menge Stockschläge auf den Bauch, bis er todt ist. Ein Dieb wird mit Füssen zu todte getreten. Ohngeachtet dieser harten Strafen aber, bemerkt Hamel doch, daß die Koräer sehr zum Diebstahl geneigt wären.

Auch an Männern wird der Ehebruch mit dem Tode bestraft, vornehmlich aber unter Standespersonen. Lebt der Vater des Ehebrechers noch, so muß er mit eigner Hand der Henker seines Sohnes seyn; ist er aber bereits todt, so geschieht die Execution durch die Hand des nächsten Blutsverwandten. Man stellt es dem Verbrecher frey, sich selbst seine Todesart zu wählen, und gemeinhin begehrt er mit einem Degen zu verschiedenen malen von hinten durch den Leib gestossen und auf diese Weise vollends getödtet zu werden.

Diejenigen, die ihre Gläubiger nicht auf der Stelle befriedigen, wenn die rechte Zeit zum bezahlen da ist, bekommen alle vierzehn Tage Stockschläge auf die Schienbeine, und müssen sich dieser Strafe so lange unterwerfen, bis sie ihre Schuld

gänzlich abgetragen haben. Sterben sie während dieser Zeit, so sind ihre nächsten Anverwandten verpflichtet, für sie zu bezahlen, oder auch an ihrer Stelle die Bastonnade auszuhalten. Auf diese Weise ist niemand so leicht der Gefahr ausgesetzt, um das Seinige zu kommen, und das Eigenthumsrecht wird dadurch hinlänglich genug gesichert.

Die Bastonnade wird in diesem Lande eben so wenig wie in China für eine grosse Beschimpfung gehalten. Es ist die gewöhnliche Strafe für die kleinsten Vergehungen. Man giebt sie den Verbrechern bald auf die Fußsohlen, bald auf die Schienbeine, den Hintern, und die Waden. Wer sie auf die Schienbeine aushalten muß, bekömmt sie mit einer Latte, die einen Arm lang, auf der einen Seite ein wenig rund, auf der andern ganz flach, zwey Finger breit, und nicht dicker wie ein Thaler ist. Es werden nicht mehr als dreyssig Schläge auf einmal gegeben; nach Verlauf von zwey bis drey Stunden aber fängt man von neuem an, und fährt so lange damit fort, bis die durch den Urtheilsspruch des Richters festgesetzte Anzahl der Schläge voll ist. Die Stockschläge auf die Fußsohlen werden mit einem Knüttel gegeben, der einen Arm dick und zwey bis drey Fuß lang ist. Wird jemand verurtheilt, diese Strafe auf den Hintern zu leiden, so wird er nackend ausgezogen, mit unterwärts gekehrtem Gesicht auf die Erde niedergeworfen, und gleichfalls mit einer Latte geschlagen, die aber viel länger, breiter und dicker als die vorgedachte ist. Ein Weib, welches auf diese Weise bestraft werden soll, bekömmt sie nicht wie eine Mannsperson auf dem blossen Hintern, sondern muß zuvor leinwandne Hosen anziehen. Hundert Streiche ist eine Strafe

auf

auf Leben und Tod, und oft sind schon funfzig hinlänglich den Tod zu bewirken. Die Bastonnade auf den Bauch wird mit dünnen Stöken gegeben, die aber doch wenigstens so dick wie ein Daumen seyn müssen. Dies ist die gewöhnliche Strafe der Weiber und junger Leute beyderley Geschlechts. Der P. Regis sagt, daß man denjenigen, die man auf diese Weise bestrafen will, zuvor einen Sack über den Kopf wirft, der bis an die Füsse reicht, und sowohl dient, sie zu demüthigen, als auch sie mit mehrerer Freyheit züchtigen zu können. Uebrigens darf weder der Gouverneur, noch der Magistrat einer einzelnen Stadt, jemand hinrichten lassen, bevor nicht das Endurtheil durch die Unterschrift des Gouverneurs der Provinz, in welcher die Stadt liegt, bestätiget worden ist. Staatsverbrecher können nur allein vom höchsten Conseil zum Tode verurtheilt werden.

Die Militairverfassung ist in diesem Lande nicht weniger ordentlich eingerichtet, wie das Civilwesen. In einer jeden Provinz befindet sich ein General, und unter ihn vier bis fünf Obersten, die alle eigene Regimenter haben, bey welchen eben so wie bey europäischen Regimentern, Hauptleute, Lieutenants, und alle übrigen Subaltern- und Unterofficiere stehen. In einem jeden Dorfe commandirt ein Sergeant und unter ihnen ein Corporal, oder Befehlshaber über zehn Mann. Diese Sergeanten sind von Zeit zu Zeit verpflichtet, ihren Hauptleuten die Anzahl der Soldaten genau anzuzeigen, die sie unter sich haben, und ein jeder Hauptmann muß alsdenn dem König Bericht davon

 abstat-

abstatten, der auf diese Weise jederzeit weiß, wie viel Truppen zu seinem Dienst in Bereitschaft stehen.

Die Trutz- und Schutzwaffen des Fußvolks sind Musketen, Degen, oder halbe Piken, Brustharnische und Helme. Ein jeder Soldat ist verbunden sich auf eigene Kosten mit funfzig scharfen Patronen zu versehen. Die Officiere führen sonst kein andres Gewehr, wie Degen, Bogen und Pfeile. Die Reuterey ist mit Helmen, ganzen Harnischen, Säbel, Bogen und Pfeilen bewafnet; auch führen sie Peitschen bey sich, die mit eisernen Spitzen versehen sind. Wir haben schon oben von einer besondern Art von Milice gesprochen, die bloß aus Geistlichen besteht. Ueberhaupt bekommt ein jeder Soldat jährlich drey Stück Leinwand zu seiner Kleidung, aber nicht eher seinen Abschied, bis er wenigstens sechzig Jahre alt ist. Die Kinder müssen jederzeit den Abgang ihrer Väter ersetzen.

Da dieses Königreich eine Halbinsel ist, so geht natürlicherweise die Hauptsorge der Regierung dahin, die Seeküsten durch eine ansehnliche Flotte gegen auswärtige Anfälle zu vertheidigen. Eine jede Stadt ist daher verpflichtet, ein Schiff zum Kriege auszurüsten und zu unterhalten. Alle diese Kriegsschiffe haben durchgehends zwey Masten, und dreyssig bis zwey und dreyssig Ruder, zu derem jeden fünf oder sechs Leute gehören. Ueberhaupt befinden sich auf einem jedweden Kriegsschiffe nie weniger als dreyhundert Mann, die so wohl zum Schiffsdienst als auch wie Seesoldaten gebraucht wer-

werden. Ausserdem führen diese Schiffe noch einige Canonen und eine Menge Feuertöpfe.

In einer jeden Provinz befindet sich ein besonderer Admiral, dem es jährlich obliegt, die Kriegsschiffe in seinem District zu mustern und dem Großadmiral davon Rapport abzustatten, der aber auch oft in eigener Person diesen Musterungen beyzuwohnen pflegt. Ein Officier, der ein Dienstverbrechen begeht, wird entweder am Leben bestraft, oder doch auf immer des Landes verwiesen, und selbst der geringste Fehler in Rücksicht auf Ordnung und Aufmerksamkeit auf das schärfste geahndet. Hamel sagt, daß er im Jahr 1666 Augenzeuge von der Verurtheilung eines Provinzialadmirals, der dreyssig Kriegsschiffe commandirte, gewesen sey. Er wurde des Landes verwiesen, weil er dem Könige verheelt hatte, daß in einem dieser Schiffe Feuer ausgekommen war, welches das Pulver ergrif und fünf Mann in die Luft sprengte.

Der ganze Handel in Korea schränkt sich bloß auf China, Japan und Siam ein, wohin die Koräer Ginseng, Hanf, Baumwolle, Bley und andere Landesproducte zum Verkauf bringen. Auch in diesem Lande hat man kein ander Geld wie Kupfermünzen, die Kasis genannt werden. Doch ist dasselbe eigentlich nur in den dem chinesischen Reich am nächsten gelegenen Provinzen gangbar; an allen andern Orten bezahlt man mit kleinen Stücken Silber, die einer dem andern nach chinesischer Sitte zuwiegt.

Wenn der König von Korea sich ausser seinen Palast irgend wo hin begiebt, begleitet ihn jederzeit seine ganze Hof-

statt,

statt. Er trägt alsdenn ein Kleid von schwarzem Seidenzeug und ist von seiner Leibwache umgeben, die aus den vornehmsten Bürgern der Hauptstadt besteht. Ueber ihn wird ein Baldachin von grossem Werth getragen. Alle Thüren und Fenster in den Strassen, die er passirt, werden sogleich zugemacht, und niemand darf es wagen ihn frey ins Gesicht zu sehen und genau zu betrachten. Dicht vor ihm her geht ein Staatssecretair, oder sonst ein vornehmer Hofbeamter mit einer kleinen Schachtel, worein alle Bittschriften gelegt werden, die man unterwegens empfängt. Sie werden auf eine höchst sonderbare Art überreicht, denn sie sind entweder auf ein Schilfrohr gesteckt, oder hängen auch an den Mauern oder Zäunen herab, ohne daß man dabey jemals einen Menschen erblickt. Nach der Zurückkunft in den Palast läßt sich der König unverzüglich alle diese Suppliken vorlesen, und fällt darüber sogleich sein Urtheil, welches auf der Stelle vollzogen wird.

Wir haben bereits oben erwähnt, daß dieses Land ein vom chinesischen Reich abhängiger Staat ist. Der P. du Halde sagt: daß der Kaiser von China, so bald er Nachricht vom Tode eines Königs von Korea erhält, so gleich zwey vornehme Staatsbedienten absendet, die in seinem Namen den Erbprinzen auf den Thron setzen, und ihm den Titel Quei = Vang, d. h. König, beylegen. Der Prinz empfängt kniend seine Krone aus den Händen der chinesischen Gesandten, die er dagegen reichlich beschenkt. So bald diese Ceremonie vorbey ist, übersendet der König dem Kaiser seinen Tribut durch einen zu diesem Geschäft ausdrücklich ernannten Gesandten. Die Gemahlin des neuen Königs darf nicht eher

den

den Titel einer Königin annehmen, bis sie dazu vom Kaiser von China Erlaubnis erhalten hat.

Die chinesischen Gesandten werden immer von dem König von Korea mit grossem Pomp empfangen, der ihnen jederzeit mit einem zahlreichen Gefolge bis vor die Hauptstadt seines Königreichs entgegen geht; dahingegen man die koräischen Abgesandten in China nur mit sehr mittelmässiger Achtung aufnimmt. Sie sind gezwungen, den Mandarinen der beyden ersten Classen den Vortritt zu überlassen, werden in einem Privathause einquartirt, wo man sie wie Gefangene beobachtet, und dürfen nie ausgehen, ohne eine Wache bey sich zu haben, die von allen ihren Handlungen Rechenschaft geben muß. Die chinesischen Abgesandten in Korea werden zwar mit Ehrenbezeugungen überhäuft, die dem äusserlichen Anschein nach selbst diejenigen zu übertreffen scheinen, die man dem König erzeigt aber deshalb im Grunde nicht weniger zwangvoll behandelt, wie die koräischen Gesandten in Peking. Während dem ganzen Aufenthalt eines chinesischen Gesandten an dem Hof des Königs von Korea, sind beständig alle Strassen von seiner Wohnung an, bis zu dem königlichen Palast mit Schildwachen besetzt, die nicht mehr als zehn bis zwölf Schritt von einander stehen. Zwey oder drey Leute müssen Tag und Nacht Achtung auf die geschriebenen Zettel geben, die ihnen von heimlichen, vom Könige ausdrücklich dazu angestellten Aufpassern, aus den Fenstern des Hauses, welches der Gesandte bewohnt, zugeworfen werden, und solche so gleich dem Könige überbringen, der auf diese Weise jederzeit selbst von den geringfügigsten Beschäftigun-

gen des Gesandten unverzüglich Nachricht erhält. Dem äusserlichen Schein nach zu urtheilen, giebt sich der König in der That alle ersinnliche Mühe, sich dem chinesischen Abgesandten bey jeder Gelegenheit gefällig zu erzeigen, um ihn zu bewegen, dem Kaiser seinen Herrn, die günstigste Meynung von ihm beyzubringen; aber alle diese zuvorkommende Höflichkeiten zwecken doch im Grunde auf weiter nichts ab, als den Gesandten zu verhindern, sich heimlich um die innere Verfassung des Königreichs Korea zu erkundigen.

Man kann wohl keinen einleuchtendern Beweis von der Abhänglichkeit des Königs von Korea anführen, als die Bittschrift, die einer dieser Fürsten im Jahr 1694 dem Kaiser Kang-hi überreichen ließ. Wir wollen sie unsern Lesern hier mittheilen und damit diesen Aufsatz beschliessen. Der König drückt sich folgender gestalt aus:

„Ich, Euer Unterthan, bin der unglücklichste aller „Menschen. Lange Zeit lebte ich ohne einen Erben zu sehen, „bis mir endlich eine meiner Beyschläferinnen einen Sohn „gebahr. Aus Dankbarkeit für dies Geschenk glaubte ich mich „verpflichtet, die Mutter bis zu mir erheben zu müssen. Dieser unbedachtsame Schritt ist die Urquelle meines ganzen Unglücks. Ich habe die Königin Min-chi genöthiget, meinen „Hof zu verlassen, und an ihrer Stelle meine Beyschläferin „Chang-chi zur Königin gemacht, so wie ich es auch zu seiner Zeit so gleich Ew. Majestät gemeldet habe. Da ich es „aber jetzt bedenke, daß Min-chi von Ew. Majestät zur

„Köni-

„Königin eingesetzt worden ist, daß sie lange meinem Haus„wesen vorgestanden, mir bey meinen Opfern hülfliche Hand „geleistet, der Königin meiner Großmutter so wohl, wie der „Königin meiner Mutter ihre Schuldigkeit bewiesen, und „meinen Verlust bereits seit drey Jahren beweint hat, „so erkenne ich, daß ich sie ehrenvoller hätte behandeln sollen, „und bin äusserst betrübt über mein bisheriges unkluges Ver„fahren. Um nun auch dem brünstigen Verlangen meines „Volks ein Genüge zu leisten, wünsche ich jetzt wirklich nichts „so sehr, als die Ming-chi in ihre ehemalige Würde wieder „einzusetzen, und die Chang-chi in ihren vorigen Stand ei„ner blossen Beyschläferin zurücktreten zu lassen. Fest über„zeugt, daß alsdenn Ordnung und Ruhe in meiner Familie „wieder hergestellt und die Sittenverbesserung meiner Un„terthanen zugleich einen glücklichen Anfang nehmen wird."

„Ich, Euer Unterthan, erkenne auch, daß ich durch „meine Unwissenheit und Dumheit die Ehre meiner Vorfah„ren beflecket habe. Schon seit zwanzig Jahren diene ich „Ew. Majestät, und verdanke Ihrer Güte alles was ich be„sitze. Ich habe weder eine öffentliche noch heimliche Angele„genheit, die ich für denjenigen verhehlen will, der mein „Schutz und mein Schild ist, und dieses hat mich denn auch „zwey bis dreymal so kühn gemacht, Ew. Majestät mit mei„nen Bitten beschwerlich zu fallen. Ich bin wirklich ganz „beschämt, indem ich die Gränzen meiner Schuldigkeit „überschreite. Da es aber auf nichts geringerm, als auf „das Wohl meines Hauses und auf die Befriedigung der

„eifrigsten Wünsche meines Volks ankommt, so glaube ich „nicht der Ehrfurcht zu nahe zu treten, die ich meinem „Herrn schuldig bin, wenn ich Ew. Majestät diese Bitt„schrift in der tiefsten Unterthänigkeit überreiche.“ :c.

Der Kaiser genehmigte die Bitte seines Vasallen, und sendete zwey seiner hohen Staatsbedienten nach Korea ab, die die gewesene Königin in ihrer alten Würde aufs neue bestätigen, und die Beyschläferin des Königs des Throns wieder entsetzen mußten.

F.

VI.

VI.

Einzelne Züge aus der Geschichte und Anecdoten.

Während der langwierigen und hartnäckigen Belagerung der Stadt Antwerpen im Jahr 1585, trug sich nach dem Bericht des Strada folgende merkwürdige Begebenheit zu, die den Spaniern die Einnahme dieses Orts nicht wenig erleichterte, so unbedeutend sie auch an und für sich zu seyn schien. Eine vornehme Frau in der Stadt befand sich unpäßlich und mußte auf den Rath der Aerzte Eselsmilch trinken. Weil man nun in der ganzen Stadt keine Eselin finden konnte, so erbot sich ein junger Mensch eine aus der Vorstadt zu holen, ob diese gleich schon von den Spaniern eingenommen war. Es gelang ihm auch wirklich, und er war eben im Begrif die Eselin fortzuführen, als er entdeckt, gefangen, und vor den Herzog von Parma, der die Belagerer commandirte, gebracht wurde.

Dieser General begegnete dem jungen Menschen auf das leutseligste, lobte so gar sein Unternehmen, ließ die Eselin mit Feldhünern, Capaunen und eine Menge andrer Sachen, die einer Kranken nützlich seyn können, beladen, und befahl ihm, dieses alles der Dame zu überbringen, und zugleich dem Rath und dem Volke zu Antwerpen zu sagen, daß er ihnen alle erdenkliche Glückseligkeit anwünsche.

Diese Freygebigkeit des Herzogs von Parma, deren man sich von ihm nicht versehen hatte, erregte eine allgemeine Veränderung zu seinem Besten. Es wurde beschlossen, daß man ihm, im Namen des gemeinen Wesens eingemachte Sachen, und von dem besten Weine, der in der Stadt zu finden wäre, überschicken solte. Durch diese wechselseitige Höflichkeiten wurden die Gemüther nach und nach sanftmüthiger gegen einander. Man fieng an sich vorzustellen, die Spanier müßten doch wohl nicht so wild und so barbarisch seyn, als man es von ihnen geglaubt hatte. Diese Meynung verursachte, daß der Widerstand nicht so eifrig fortgesetzt wurde, als sonsten geschehen wäre, wodurch denn viel Unglück für die Belagerer sowohl, als für die Belagerten unterblieb.

Bey der Belagerung der Stadt Saint Jean d'Angely im Jahr 1621 zeichnete sich ein gemeiner Soldat durch seine Kühnheit auf eine ausserordentliche Art vor allen andern aus. Es war ein Schweizer, der unter der Compagnie des Marschalls von Bassompierre diente. Die Natur hatte ihm alle Eigenschaften mitgetheilt, die das Alterthum dereinst in seinen Helden bewunderte: Einen Muth, der alles übertraf, und körperliche Kräfte, die seinem Muth angemessen waren. Dieser Soldat ward während der Belagerung in dem hohlen Wege (chemin creux) sieben von den Belagerten umgestürzte Schanzkörbe gewahr. Bassompierre bedauerte diesen Verlust, weil er solche höchstnöthig brauchte. Aber ein Hagel von Kugeln, den die Belagerten unaufhörlich auf den Hohlweg regnen ließen, machte das ho-

len derselben äusserst gefährlich. Unser Schweizer, der Jacob hieß, bot sich an, für seine Person ganz allein, dieses Wagestück zu unternehmen; bat aber dabey den Marschall sein Unternehmen durch ein Commando Musketier zu unterstützen, die durch ein ununterbrochenes Feuer aus ihren Gewehren ihm den Weg bahnen und seinen Rückzug decken solten. Er gieng; seine Kameraden beweinten und betrachteten ihn als einen Menschen, der sein Leben der Ehre, sich durch eine glänzende, im Grunde aber thörichte That hervorzuthun, aufopferte. Indessen setzte Jacob mitten unter dem fürchterlichsten Kugelregen, welcher ihm jeden Augenblick den Tod gewärtigen ließ, seinen Weg gelassen fort. Mit nervigtem Arm ergrif er sechs Schanzkörbe, packte einen nach dem andern auf seinen Rücken, und kehrte mit eben der kaltblütigen Kühnheit und unter den nehmlichen Gefahren wieder zu den Postirungen der königlichen Armee zurück, wo er seine Last zu den Füßen des Marschalls von Bassompierre niederlegte. Voll Bewunderung und Achtung gegen die Unerschrockenheit des braven Soldaten, sagte dieser General: „Es ist zwar noch ein Schanzkorb übrig, aber ich will nicht, „daß ein Mann wie du sein Leben um eine solche Kleinig„keit ferner wagen soll. Ich verbiete es dir daher, den noch „fehlenden zu holen. — Nein! — rief der Schweizer „aus — ich haben sieben Schanzkörbe zu liefern verspro„chen! Es fehlt noch einer; nun gut, so will ich noch „einmal im Angesicht des Feindes hingehen, und diesen feh„lenden eben so wie die übrigen herbringen.“ — Aus Furcht zurückgerufen zu werden, lief er mit diesen Worten eiligst fort, ohne die Antwort des Marschalls zu erwarten, holte

den siebenten Schanzkorb, und brachte ihn so wie die vorigen zu seinem General. Bassompierre vergab ihm zwar den Ungehorsam gegen seinen Befehl, ermahnte ihn aber zu gleicher Zeit, in Zukunft der Ordre seiner Vorgesetzten mehr zu gehorchen und gelehriger zu seyn.

In dem Kriege zwischen den Türken und Venetianern 1571, griffen erstere Curzola an. Anton Balbi, der Commendant der Republik auf dieser Insel, nahm schändlicher Weise mit seinen Truppen die Flucht. Alle Mannspersonen folgten seinem Beyspiele und verliessen die Insel; nur der Bischof und die Weiber blieben zurück. Dieser ehrwürdige Prälat, der Anton Rosselno hieß, stellte sich an die Spitze dieser Weiber. Diese neuen Amazonen bewafneten sich mit den Helmen, Harnischen, Lanzen und Schwertern, welche die Soldaten auf der Flucht weggeworfen hatten, und zeigten sich in einer so großen Anzahl und mit einer so stolzen kriegerischen Miene auf dem Walle, daß die Türken alle Hofnung verloren, eine so zahlreiche und dem Anschein nach so muthige Besatzung bezwingen zu können. Sie zogen also von der Insel ab, um an einem andern Ort Beweise ihrer Grausamkeit und ihres Hasses gegen die Christen abzulegen.

Ludwig de la Trimouille, war einer der berühmtesten Generale unter der Regierung Carls VIII. Königs von Frankreich. Als die französische Armee nach der Eroberung des Königreichs Neapel im Jahr 1495 auf ihren Rückmarsch be-

begriffen war, langte sie den 29sten Juny am Fuße der Alpen an. Dem Anschein nach hielt man es für unmöglich, das schwere Geschütz und die dazu gehörigen Wagen über diese Gebirge zu bringen. Die erfahrensten Generale riethen einstimmig, ein so gefährliches Unternehmen nicht zu wagen. Nur la Trimouille blieb standhaft. Er legte seine Waffen und Kleider ab, stellte sich an die Spitze der Schweizer, nahm in jede Hand eine Kanonenkugel, und überstieg zuerst das Gebirge. Hierauf kam er wieder zurück; ermunterte durch seine Versprechungen diejenigen, welche die Arbeit abschreckte, ließ Brod und Wein unter die Soldaten austheilen, und versprach demjenigen 10 Thaler, der eher als er selbst den Gipfel des Gebirges ersteigen würde. Durch diese Verheissungen und das Beyspiel ihres Führers beseelt, strengten die Schweizer alle ihre Kräfte an. Unterdessen ertönten von allen Seiten Trommeln, Trompeten und andre Kriegesinstrumente, und ermunterten den Muth der Soldaten. La Trimouille stieg ohne Unterlaß auf und nieder, weil er befürchtete, sein Beyspiel möchte, wenn er sich ausruhen solte, die Hitze der Schweizer dämpfen. Sein Gesicht wurde bey diesem Geschäfte von der Sonne so verbrannt, daß niemand ihn bey seiner Zurückkunft erkannte. Diese Veränderung, aus der er sich wenig machte, wurde von einer ernsthaftern Unpäßlichkeit begleitet, die einige Tage währte; aber die Lobsprüche, die ihm im ganzen Heere vom größten bis zum niedrigsten einstimmig ertheilt wurden, belohnten ihn zur Genüge für alle ausgestandene Mühseligkeiten.

Die Portugiesen, die unter dem Commando des Vasko de Gama, Indien im Jahr 1498 entdeckten, ließen

sich anfänglich auf der Küste Malabar nieder. In der Folge breiteten sie sich sehr geschwinde aus, und im Jahr 1507 sahen sie sich schon im Stande, sich der reichen auf einer wichtigen Insel in der Mündung des persischen Meerbusens gelegenen Stadt Ormus, welches die Hauptstadt eines ansehnlichen Königreichs war, zu bemächtigen. Um sich des Besitzes derselben zu versichern, erbaueten sie eine feste Citadelle, und legten eine starke Besatzung hinein. Während dem sie aber noch mit diesem Bau beschäftiget waren, ließ der Sophi den Tribut fordern, den ihm der König von Ormus gewöhnlicher Weise alle Jahre zu bezahlen pflegte. Das Haupt der portugiesischen Eroberer, der große Albuquerque, nahm bey dem Worte Tribut eine verdrüßliche und gebieterische Miene an, und ließ sich ein grosses Gefäß bringen, welches mit Kugeln, Granaten, Lanzen- und Pikenspitzen, Degen und Säbelklingen angefüllt war. Hierauf wandte er sich mit einer stolzen Miene zu dem ersten Staatsbedienten von Ormus und sagte: „Gehe hin und „bringe dieses Geschenk den persischen Gesandten; sage ih„nen, daß dieses der Tribut ist, den der König von Portu„gall, und die Könige, die seine Vasallen sind, denjenigen „entrichten, welche einen von ihnen fordern."

Als der Herzog von Guise durch Vassi, eine kleine Stadt in Champagne reisete, verspotteten seine Leute die Calvinisten, welche um zu beten, in einer Scheune sich versammlet hatten. Hierüber entstand eine blutige Schlägerey, die das Signal zu dem nachherigen Religionskriege wurde,

der

der durch eine lange Reihe von Jahren, ganz Frankreich zu einem Schauplatz der Uneinigkeit und der Verwüstung machte. Die Belagerung von Rouen, welche die Katholischen 1562 vornahmen, war eine der ersten Folgen dieser innerlichen Unruhen. Franz Civile, einer der unerschrockensten Edelleute von der reformirten Parthey, ward schwer verwundet, und fiel von dem Walle sinnloß in die Stadt hinein. Einige Soldaten, welche ihn für todt hielten, plünderten ihn aus, und begruben ihn mit der bey solchen Gelegenheiten gewöhnlichen Nachläßigkeit. Ein Bedienter, der ihn sehr liebte, und daher seinem guten Herrn gerne ein anständigeres Begräbniß verschaffen wolte, suchte ihn auf. Da er ihn aber unter einer Menge sehr verstellter Körper, die er herausgrub, nicht finden konnte, dekte er sie wieder mit Erde zu, doch so, daß die Hand von einem derselben unbedeckt blieb. Im Weggehen sah er sich noch einmal um, und ward diese Hand gewahr. Aus Furcht, die Hunde möchten dadurch angelockt werden, diesen Leichnam herauszugraben und zu zerreissen, gieng er wieder zurück, in der Absicht, die Hand auch zu verscharren. Eben in dem nehmlichen Augenblick, da er dieses gute Werk ausüben wolte, erblickte er bey dem Mondenlicht einen diamantenen Ring, den Civile gewöhnlich am Finger zu tragen pflegte. Hieran erkannte er seinen Herrn, grub ihn ohne Zeitverlust aus, und ward gewahr, daß er noch Athem holte. Voll Freude brachte er ihn sogleich ins Lazareth; weil aber die Wundärzte sehr viel zu thun hatten, und ihre Zeit nicht mit Verbindung eines Menschen, den sie für todt hielten, verschwenden wolten, trug er ihn in seine Herberge, wo er ganze vier

Tage ohne alle Hülfe bleiben mußte. Endlich waren zwey Aerzte so gefällig, ihn zu besuchen. Sie wuschen seine Wunden aus, verbanden sie, und brachten ihn durch ihre Sorgfalt wieder ins Leben. Als die Stadt eingenommen ward, trieben die Ueberwinder ihre Unmenschlichkeit so weit, daß sie alle Verwundete zum Fenster herauswarfen; ein Schicksal, welches auch unsern Civile traf. Zum Glück fiel er auf einen Misthaufen, wo er noch drey Tage, von jedermann verlassen, zubringen mußte. Einer seiner Anverwandten, der Ducroiset hieß, ließ ihn heimlich in der Nacht wegtragen und in ein Landhaus bringen, wo er gehörig verbunden wurde. Hier gelangte er, nach so vielen ausgestandenen Todesarten, wieder zu einer so vollkommenen Gesundheit, daß er alle diese Zufälle noch vierzig Jahr überlebte.

F.

VII.

Die Siebenschläfer.

Eine fabelhafte Erzählung aus dem Alterthum.

Als der Kaiser Decius im J. 252. unsrer Zeitrechnung die Christen verfolgte, flohen sieben edle Jünglinge dieses Glaubens aus Ephesus und verkrochen sich in eine geräumige Höhle, die sich unter einem Berge befand. Hier befahl der Tyran, daß sie umkommen solten, und ließ deswegen den Eingang der Höhle mit ungeheuern Steinen versperren. Die

Jüng-

Jünglinge fielen sogleich in einen tiefen Schlaf, der durch ein Wunder, ohne die geringste Abnahme der Lebenskräfte, den grossen Zeitraum von hundert und sieben und achtzig Jahren verlängert wurde. Am Ende dieser Periode fiel der Berg mit den umliegenden Ländereyen einem vornehmen Mann, Namens Adolius zu, dessen Sklaven die Steine von der Höhle wegnahmen, um sie als Materialien zu einem grossen Gebäude zu gebrauchen. Nun fiel das Licht der Sonne in die Höhle, und die Siebenschläfer wachten auf, in der Meynung, daß sie nur einen Schlummer von wenig Stunden gethan hätten. Der Hunger meldete sich; es wurde daher beschlossen, daß Jamblichus, einer von ihnen, heimlich nach der Stadt zurückgehen solte, um für die Gesellschaft Brod zu kaufen. Es war dem Jüngling (wenn man ihm anders noch diesen Nahmen geben kann) schwer, die ihm ehemals so wohl bekannte Gegend seiner Väterstadt wieder zu erkennen; sein Erstaunen wurde vermehrt, da er ein grosses Kreuz gewahr wurde, das über das vornehmste Thor von Ephesus triumphirend errichtet war. Seine sonderbare Kleidung und fremde Mundart machte den Becker, zu dem er sich um Brod wandte, aufmerksam; er wurde aber noch bestürtzter, als ihm für sein Brod eine alte Münze des Kaisers Decius zur Bezahlung angeboten wurde. Jamblichus kam sofort in Verdacht, einen heimlichen Schatz gefunden zu haben, man nahm ihn in Verhaft, und führte ihn zum Richter. Die nähern Erkundigungen veranlaßten die erstaunungswürdige Entdeckung, daß fast 200 Jahre verstrichen waren, seitdem Jamblichus und seine Freunde sich der Wuth ihrer heidnischen Verfolger entzogen hatten. Der Bischof von Ephesus,

die Clerisey, die Magistratspersonen, das Volk, ja wie einige behaupten, der Kaiser Theodosius selbst, alles eilte nach der Höhle der Siebenschläfer, die ihre Geschichte erzählten, dem Volk ihren Seegen ertheilten, und sofort alle zugleich ruhig den Geist aufgaben. Dieses geschah im 38sten Jahr der Regierung des jüngern Theodosius, das mit dem Jahr 439 unsrer Zeitrechnung übereinkommt.

Der Ursprung dieser abgeschmackten Fabel kann nicht dem frommen Betrug und der Leichtgläubigkeit der neuern Griechen zugeschrieben werden, weil man der Tradition bis auf ein halbes Jahrhundert nach diesem vorgeblichen Wunder nachspüren kann. Jakob von Sarug, ein syrischer Bischof, der nur zwey Jahre nach dem Tode des jüngern Theodosius gebohren wurde, hat eine von seinen 230 Homelien dem Lobe der Jünglinge von Ephesus gewidmet. Ihre Legende wurde noch vor Ende des 6ten Jahrhunderts durch den berühmten Gregorius von Tours aus der syrischen in die lateinische Sprache übertragen. So verschieden auch die Grundsätze der christlichen Gemeinden und Sekten im Orient, und so feindlich sie auch gegeneinander gesinnt sind, so ist ihnen allen doch das Andenken dieser Schläfer heilig, und ihre Namen glänzen gleich ehrenvoll in dem römischen, abyssinischen und russischen Kalender. *) Ihr Ruhm war aber nicht allein in der christlichen Welt

*) Eine nähere Nachricht von diesem Wunder findet man in dem Werk der Bollandisten betitelt: *Acta Sanctorum* (*Mensis Iulii Tom. VI*). Dieser ungeheure Calender von Heiligen besteht jetzo aus 50 Folianten, ist aber noch nicht geendigt, sondern geht nur bis zum 7. Okt. Man hat daran

Welt eingeschränkt, denn dieses Mährchen, das Muhamed vielleicht gehört hatte, da er mit seinen Kameelen nach den Märkten von Syrien reisete, ist auch als eine göttliche Offenbahrung in den Coran aufgenommen worden, daher alle Nationen in Asien, die sich zur muhamedanischen Religion bekennen, bis nach dem entfernten Indien und Africa, die Fabel der Siebenschläfer für wahr halten, und solche auf mannichfaltige Art ausgeschmückt haben. Man hat auch Spuren von einer ähnlichen Tradition in dem entferntesten Norden gefunden. Ein Bischof von Aquileja, Namens Paul, der am Ende des 8ten Jahrhunderts lebte, fand für rathsam, die Scene von Ephesus nach Norden zu verlegen, woselbst er der Höhle dieser Schläfer unter einem Felsen am Ufer des Oceans ihren Platz anwieß. Dieser lange Schlaf wurde selbst von den Barbaren in Ehren gehalten. Sie wurden nach der Meynung des Bischofs deßwegen von der Vorsehung aufbewahrt, damit sie in diesen ungläubigen Ländern dereinst als Apostel auftreten könnten.

Dieser so ausgebreitete Glaube kann füglich dem Verdienst der Fabel zugeschrieben werden. Wir gelangen unmerklich von den Jünglingsjahren zum Alter, ohne die Stuffenweise Veränderung der menschlichen Dinge wahrzunehmen, und selbst bey unsrer grossen Geschichtserfahrung ist die Einbildungskraft gewöhnt, durch eine beständige Folge von Ursachen und Wirkungen die entferntesten Begebenheiten zu vereinigen.

Wenn

an 126 Jahr gearbeitet, nehmlich von 1644 bis 1770. Wahrscheinlich hat die Aufhebung der Jesuiten dieser unsinnigen Arbeit Einhalt gethan.

Wenn jedoch der Zwischenraum zweyer denkwürdiger Epochen auf einmal vernichtet werden könnte; wäre es möglich, durch einen augenblicklichen Schlummer zwey Jahrhunderte überzuhüpfen, und die neue Welt den Augen eines Zuschauers darzustellen, der noch den lebhaftesten Eindruck von der alten fühlte, so würden seine Bemerkungen vortreflichen Stof zu einem philosophischen Roman geben. Die Scene konnte nicht vortheilhafter gewählt werden, als in den Zeitraum zwischen der Regierung des Decius und des jüngern Theodosius. Während dieser Periode war der Sitz des Reichs von Rom nach einer neuen Stadt am Ufer des thracischen Bosphorus verlegt, und der Mißbrauch des kriegerischen Geistes war durch ein künstliches System zahmer Dienstbarkeit unterdrückt worden. Der Thron des verfolgenden Decius war seitdem von einer Reihe christlicher und orthodoxer Kaiser in Besitz genommen, die die fabelhaften Götter des Alterthums ausgerottet hatten, und der andächtige Geist des Zeitalters bemühte sich die Heiligen und Märtyrer der katholischen Kirche auf den Altären der Diana und des Hercules zu verehren. Die vormalige Vereinigung des römischen Reichs war aufgelöst, der kriegerische Geist desselben im Staube erniedrigt, und Heere unbekannter Barbaren, die aus den kalten nordischen Regionen strömten, hatten ihre siegreiche Regierungen in den schönsten Provinzen von Europa und Africa gegründet.

L.

Weissenfels,
gedruckt bey Friedrich Severin.

Anzeige.

Die zahlreichen periodischen Schriften unsers Zeitlaufes sind so reichhaltig an Gegenständen verschiedenen Inhalts, daß jeder Stand des Lebens darinne eben sowohl allgemein nützliche, als sein besonderes Fach allein oder vorzüglich interessirende Dinge findet, aus welchen, zusammengenommen, man gleichsam encyclopedische Kenntnisse sammeln kann, die vormals nur sehr mühsam aus vielen Büchern, und oft aus Folianten geschöpft werden mußten.

Der Nutzen der Journale ist daher, im ganzen genommen, gewiß nicht zu bezweifeln: und das lesende Publikum, dessen Beyfall bey guten periodischen Schriften so oft den Journalisten aufmunterte, ist der unbestechlichste Beweis von dem Werthe jeder dieser Unternehmungen, die, auf einen guten Plan sich gründend, ihrem Entzwecke entspricht.

Indeß muß man sich bey Uebersicht so vieler kurrenten Zeitschriften doch wundern, nur so wenige anzutreffen, die bloß zur Absicht führen, junge Leute beyderley Geschlechts, die bereits in die Welt getreten sind, auf eine, ihnen anpassende Weise zu unterhalten. — Ohne irgend einem Journale seinen Werth zu schmälern, wird uns doch ein jeder eingestehen müssen, daß die Absicht, für erwachsene junge Leute zu schreiben, wenn sie auch dann und wann mit der Gegenstand des Journalisten war dennoch unter Abhandlungen, die nicht eigentlich in dieses Fach einschlagen, als Nebensache zu versteckt blieb, um vorzuleuchten.

Jedes

Jedes Zeitalter des Lebens hat seine ihm eigene Freuden, seinen eigenen Geschmack, — seine Geistes- und Herzensbedürfnisse. Die Sprossen, auf welche wir vom Kinde bis zum Greise hinansteigen, lenken uns allmählich vom tändelnden Spiele zu immer ernsthafteren Beschäftigungen hin. Auf der ersten Stufe der Leiter unsers Verstandes, bis zur höchsten erreichbaren hienieden, will Geist und Herz Nahrung haben: aber nicht das, was dem Greise behaget, stehet allezeit dem Jünglinge an; und das harmlose freudenempfängliche Herz des letzteren, wird bey den Vergnügungen des ernstern, durch Erfahrung und Alter gereiften Mannes, meistentheils gar nicht, oder doch nur einseitig befriediget bleiben.

Wir schmeicheln uns daher, daß das Vorhaben, ein periodisches Werkchen zu liefern, welches diesen Mangel, — einen Mangel wodurch so häufig der Geschmack junger Personen vernachlässiget und ohne Wegweiser bleibt, abzuhelfen dienen soll, dem Publicum nicht ganz unwillkommen seyn dürfte. — Man glaube nicht, daß diese Schrift eine Erziehungsschrift, im engern Verstande seyn soll: — wir schreiben, wie oben gesagt, für schon erwachsene Jünglinge und Mädchen, die bereits auf der Bühne der Welt figuriren, und werden also bloß solche Materien wählen, die diesem Zwecke angemessen sind. — Auch befürchte man nicht trockene und langweilige moralische Abhandlungen, nicht blosses tändelndes Spielwerk, nicht überspannte Empfindeley zu lesen. — Die Moral werden wir stets in einem lachenden gefälligen Gewande, bald in reizenden Erzählungen, bald unter warnenden, aufmunternden und lehrreichen Beyspielen aus der wirklichen Welt erscheinen lassen. — Wo wir durch Witz und Laune zu vergnügen die Absicht haben, werden

den wir uns nie erlauben, auf Kosten der Sitten oder ehrwürdiger Dinge zu scherzen: und selbst jede zweydeutige und schlüpfrige Anspielung werden wir sorgfältigst vermeiden; und wo es darauf ankommt, Empfindungen rege zu machen, wird solches, ohne in Schwärmerey zu verfallen, geschehen.

Es wird in unserm jetzigen litterarischen Zeitlaufe nothwendig, zu erinnern, daß wir uns keinesweges Compilation aus deutschen Schriften werden zu Schulden kommen lassen; — alles soll neu seyn. Die Aufsätze, welche theils in Prosa, theils in Poesie bestehen werden, sollen entweder eigene Ausarbeitungen und Originale, oder freye Uebersetzungen aus den besten und neuesten englischen und französischen Schriften seyn, deren Auswahl unserm Plane aufs genaueste angemessen seyn wird.

Diese periodische Schrift, wovon jeden Monat, um sie bey einem wohlfeilen Preise gemeinnütziger zu machen, nur 4 Bogen ans Licht treten sollen, wird unter dem Titel:

Bibliothek für Jünglinge und Mädchen,

mit dem Monat November d. J. ihren Anfang nehmen; und so jeden Monat damit fortgefahren werden.

Die Verfasser.

Der Preis ist monatlich 8 Schilling, und für die auswärtigen Leser 4 Ggr., den Louisdor zu 5 Rthlr. — In Hamburg haben der Buchhändler, Herr Chaidron und Comp. die Commission übernommen, an welchen die respectiven Leser wegen Bestellungen sich zu wenden haben. Auswärtige adressiren sich an jeden Orts löbliches Postamt, denen ein billiger

Rabatt

Rabatt zugestanden wird, und die daher ersucht werden, sich mit dieser Commission zu befassen.

Die Subscribenten, deren Namen beym Schluß jedes Quartals beygedruckt werden, und die wir daher ersuchen (im Fall sie das Beydrucken nicht ausschlagen) ihren Namen und Character, nach Anfang jedes Quartals, an ihre respectiven Commissionairs gefälligst einzusenden, erhalten ihre Exemplare brochirt. — Die hiesigen Subscribenten werden sich die Zahlung monatlich gefallen lassen, Auswärtige aber entrichten Quartaliter.

Wer 10 Exemplare sammelt, kann, gegen Einsendung des baaren Geldes, sich gerade an den genannten Commissionair, Herrn Chaidron, allhier in Hamburg, auf der Grossen Bäcker-Straße wohnend, wenden, und erhält zwey Exemplare gratis. Einzelne Hefte können nicht verkauft werden.

Sollten Auswärtige wegen Bestellung nur weniger Stücke sich unmittelbar an den hiesigen Hauptcommissionair adressiren wollen, so werden sie ersucht, ihre Briefe franco einzuschicken, weil jeder selbst einsehen wird, daß bey dem geringen Preise dieser Monatsschrift ausserordentliche Kosten nicht bestritten werden können.

Hamburg im Julii 1786.

Litteratur
und
Völkerkunde,

5ter Jahrgang 9ter Band.
No. XI.
November 1786.

Dessau und Leipzig, bey G. J. Göschen.



Blumauers sämtliche Gedichte in zwey Bänden in Oktav.

Meine Gedichte, die größtentheils noch in Almanachen und Journalen zerstreut sind, theils auch in mangelhaften Abschriften zirkuliren, ja sogar mehrmals nachgedruckt und widerlegt worden sind, bevor ich sie selbst öffentlich bekannt machte, werden dem Publikum in einer vollständigen, korrekten, von mir selbst veranstalteten und nett gedruckten Sammlung hoffentlich nicht unwillkommen seyn. Es gehen so mancherley Gedichte, theils im Druck, theils in Abschriften unter meinem Namen in der Welt herum, daß ich mich schlechterdings genöthiget finde, das, was ich davon als mein anerkenne, zu sammeln, und mich so in Rücksicht der ächten und unächten Kinder meiner Muse ein für allemal auseinander zu setzen. Es werden daher meine sämtlichen Gedichte, (die bereits gedruckten Freymaurergedichte ausgenommen) bis zur künftigen Leipziger Ostermesse 1787 auf feinem Postpapier gedruckt mit Kupfern in zwey Oktavbänden erscheinen. Die allumfassende Nächstenliebe der Nachdrucker nöthiget mich diese Ausgabe durch Pränumeration zu decken. Man pränumerirt demnach auf beyde Bände mit zwey Floren Wienerkurrent bey Herrn Rudolf Gräffer, Buchhändler in Wien. Wer sonst noch das freundschaftliche Geschäft des Kolligirens über sich nehmen will, erhält nebst meinem Danke das zehnte Exemplar frey, und kann sich unmittelbar an mich, oder an den Buchhändler Göschen in Leipzig wenden. Den inländischen Pränumeranten liefere ich die Exemplare frey bis an den Ort ihres Aufenthaltes, den Auswärtigen frey bis Leipzig. Die Namen der Pränumeranten werden dem Werke vorgedruckt.

Auch der dritte Theil meiner travestirten Aeneis wird bis Ostern 1787 gewiß erscheinen, auf welchen ebenfalls bis dahin noch 50 kr. Pränumeration angenommen wird.

Wien, den 12. Okt. 1786.

Blumauer.

K. K. Bücherzensor.

Herr A. Schreiber, Prof. der schönen Wissenschaften in Baden in der Markgr. macht bekannt, daß sein vor einiger Zeit angekündigte Journal für Frauenzimmer wirklich zu Stande kommt. Der Plan desselben umfaßt: 1.) Abhandlungen — vornämlich über einzelne Zweige der Frauenzimmermoral, angenehm und populär vorgetragen. 2.) Biographische Nachrichten von merkwürdigen Frauenzimmern. 3.) Gedichte — zuweilen in Musik gesezt. 4.) Erzählungen. 5.) Nachrichten aus der Erd- und Völkerkunde, 6.) und Naturgeschichte. 7.) Blumen aus klassischen Schriftstellern. 8.) Anekdoten, Briefe u. s. w. 9.) Litterarische Nachrichten. Der Zweck, den ich mir hiebei vorsetzte, ist nicht die tändelnde Belustigung einiger Momente — ist Verbreitung nützlicher Kenntnisse für das thätige Leben, Bildung des Herzens, Unterricht im angenehmen, gefälligen Gewande. Ich möchte, wie der weise Grieche, Lehren unter Rosen einflechten. Er wird bey dieser Arbeit von Männer unterstützt, die Deutschland unter seine guten, zum Theil vortreflichen Schriftsteller zählt. Es soll auf Schreibpapier gedruckt, und jedem Hefte eine Singekomposition und ein Kupferstich von einem berühmten Meister beygefügt werden. Monatlich erscheinet ein Heft von 5 — 7 Bogen im blauen Umschlage, und das erste wahrscheinlich zu Anfang des künftigen Oktobers. Der Subskriptionspreis ist 1 Dukaten. Unterzeichnen kann man in den berühmtesten Buchhandlungen, auf den Postämtern und beim Herausgeber.

Baden in der Markgrafschaft.

A. Schreiber,

der sch. Wiss. Prof.

Litteratur und Völkerkunde.

5. Jahrgang. 9. Band.

No. XI. November. 1786.

Inhalt.

Litteratur und Völkerkunde.

XI.

November. 1786.

I.

Zwey litterarische Klugheitsregeln
aus Erfahrung abstrahirt.

(Nebst einem Wörtgen an die Herren Schröder und Weygand.)

Ein gewöhnlicher Fehler sehr vieler, zumal angehender Dichter ist es, daß sie jeder Geburt ihres Geistes (selbst manche Mißgeburt mit eingerechnet) sobald sie nur das Licht der Welt erblickt, ihren Freunden, Bekannten, wohl gar jedem fremden Besuch gütig mitzutheilen belieben. Der Autoren, deren Taschen von selbst geschriebenen Heften strotzen, die da vorlesen, wenn sie gehn, wenn sie stehen, wenn sie sitzen und fahren, giebt es warlich mehr, als man wol glauben solte. Schon ältere Satiriker haben oft diesen Uebelstand verspottet, ohne dadurch ihn wegspotten zu können. Ich will hier keine neue Lauge über ihn ausgiessen; ich will nur dessen Nachtheil für den Herleser selbst, durch ein Beyspiel mehr beweisen, und will — kann etwas aufrich-

tiger seyn? — Dieß Beyspiel aus meinem eignen Leben hernehmen.

Zwar entsinn ich mich nie, meine schriftstellerischen Kleinigkeiten irgend einem unschuldigen Ohr aufgedrungen zu haben; höchstens Freunden, deren Rath ich mir mit größter Wahrscheinlichkeit williger Gewährung erbat, höchstens einigen andern, die mich zuerst und ernstlich darum ersuchten, las ich jezuweilen Bruchstücke ungedruckter Aufsätze vor. Oft geschah dieß letztere kaum zwey oder dreymal im Jahre, und doch muß es noch zu oft geschehen seyn; denn sonst würde ich eine Erfahrung nicht gemacht haben, auf die ich so eben kommen will.

Vor ohngefähr acht oder neun Jahren reiste Hr. Schröder aus Hamburg durch Dresden, und wir wohnten in einem Hause zusammen. Er besuchte mich; fragte: Ob ich nicht etwas dramatisches unter der Feder habe? Und bat mich, als ich solches bejahte, ihn doch durch einige Proben damit bekannt zu machen. Ich hatte so eben drey Akte von einem Lustspiel, das ich Charlotte benennen wolte, fertig liegen; und das ganze Stück würde wahrscheinlich binnen Jahres Frist fertig geworden seyn, wär ich nicht gleich darauf in chursächsische Dienste getreten, wo mir mehr als einmal von hoher und mittlerer Hand eingeschärft wurde: „ja „nicht dramatischer Schriftsteller zu werden, wenn ich hier „in bürgerlichen Aemtern mein Glück zu machen hoffe. — " Eine Versicherung, der ich destomehr Glauben beymessen mußte, da ich es schon theuer genug bezahlte, daß ich nicht hinlängliche Selbstverläugnung besaß, dem Gebiet der schönen

Wis-

Wissenschaften ganz zu entsagen. — Dieß im Vorübergehn nur! Ich komme auf Hrn. Schröder zurück. Aus dieser Charlotte las ich einige Scenen ihm vor. Mit Wohlbehagen schien er sie anzuhören; lobte sie gegen mich, lobte sie nachher, wie ich erfahren, auch gegen Andre; und man kann leicht denken, das dieß mir angenehm seyn muste. Was mir aber nicht mehr angenehm seyn konnte, war, daß ich neulich, als ich der Vorstellung des Vetters von Lissabon beiwohnte, mit der vorzüglichsten dieser hergelesenen Scenen wörtlich eingewebt, überrascht wurde. Es ist diejenige, wo das Mädchen ihrem Vater gesteht, daß sie heimlich verheyräthet, daß sie sogar schon Mutter sey; nur das nicht, daß sie so lang und oft ihr Kind in seinem eignen Hause sehn, und ihre mütterliche Neigung verbergen können.

Vielleicht war es nur ein freundschaftliches Kompliment, als mich diejenigen, denen ich diesen Umstand bekannt machte, einstimmig versicherten: Daß eben diese Scene die beste im ganzen Stück sey. Aber das wenigstens weis ich, daß es mich ein wenig schmerzte, durch solch eine Entwendung die Mühe vereitelt zu sehn, die ich auf ein ganzer neun Jahr im Pult bewahrtes Schauspiel verwendet habe; sie vereitelt zu sehn, in eben dem Zeitpunkt, wo meine Bedenklichkeiten, die eine so lange Quarantaine erzwangen verschwunden sind. Ich schätze Hrn. Schröder, als dramatischen Darsteller so hoch, daß ich keinen der jeztlebenden über ihn setzen möchte; ich bewundre sein glückliches Gedächtniß, das so lang und so getreu das Gehörte zu behalten vermag; ich zweifle auch gar nicht, daß er als

dramatischer Schriftsteller vollkommen verstehe, was da würken könne; aber Wege dieser Erwerbung sind doch wohl nicht die erlaubten? Einer Bitte, einer Anfrage war ich doch wohl wenigstens werth? Sein Vetter von Lissabon konnte mir (was auch lange gnug geschah) ganz unbekannt bleiben; ich konnte in aller Unschuld meine Charlotte herausgeben; konnte dann für einen litterarischen Räuber, einen poetischen Wildschützen gelten; da eben umgekehrt — — — doch die Sache spricht von sich selbst. Mich dünkt, Hr. Schröder wird selbst diesen Ton noch äusserst glimpflich finden; wird ihn nicht für einen hingeworfenen Kampfhandschuh, sondern nur für Aeusserung der Nothwendigkeit halten. Ich aber ziehe für meine Mitbrüder im Apoll die Lehre draus: „Man lese nie vor, hat „man nicht vorher den Handschlag empfangen, daß der Zu„hörer nur hören, nicht nachschreiben und übertragen „wolle.“

Nun zu einem andern Fall, wo ich jedoch Hrn. Schröder erst im Ernst um Vergebung wegen der Nachbarschaft bitte, in welche ich ihn bringen muß. — Daß Herr Weygand zu der grossen Anzahl deutscher Verleger gehört, werden mir ein paar hundert deutsche Autoren mit dem Beysatzwörtgen: Leider! zu bestätigen bereit seyn. Im Jahr 1779 ließ ich bey ihm auf sein vielfältiges Ansuchen den ersten Theil meines Romans, den vielleicht nur sehr wenige als meine Arbeit kennen dürften, Geschichte der Familie Frink*) betittelt, drucken: Doch während des

Drucks

*) Nicht zu verwechseln mit einem Roman des Herrn D. Al-

Drucks machte mir Herr Weygand des Verdrusses so viel, daß ich sowohl diese Verbindung, als auch eine andre, in der ich und Herr Mylius in Berlin wegen Destouches und Moliers mit ihm standen, ganz abzubrechen beschloß. Zwar befand sich mein armer Frink dabey am übelsten, zwar that mir es vorzüglich leid, daß der Charakter eines gewissen Nebra, den ich nur noch angelegt hatte, und der im zweyten Theil erst recht ans Licht treten solte, unvollendet bleiben müsse; doch tröstete ich mich wieder durch andre Flecken, die ich selbst erst nach dem Druck am Plan des Ganzen wahrnahm; unterdrückte den Rest meiner Handschrift, lehnte die Fragen derjenigen, die nach der Fortsetzung sich erkündigten, scherzend ab; und Hr. Weygand selbst, der gegen unbillige Forderungen mich nicht so nachgiebig, wie er wohl wünschte, erfunden haben mochte, drang auf keinen zweyten Theil. So blieben wir ganz geschiedene Leute; *) und nun

Albrechts, der später erschien, und nur durch einen einzigen Buchstaben: Geschichte der Familie Frank, sich unterscheidet.

*) Ein einzigesmal kam ich noch in eine kleine Verbindung die ich erzählen will, damit man sieht, wie theuer Hr. W. ein jedes Versprechen sey. — Einer meiner Freunde bat mich, diese Buchhandlung zu fragen: Ob sie nicht eine Uebersetzung des Büchleins: Ueber Ehe und Frauenzimmer von ihm verlegen wolle? Ich that diese Frage sehr ungern; aber da ich mir diesen Freund zu verpflichten wünschte, so that ich sie endlich doch; und Hr. W. war zum Verlag willig, wenn ich eine Vorrede dazu schriebe. Unangenehmer hätte wohl keine Bedingung mir

nun stelle man sich meine Verwunderung vor, als ich im letzten Ostermeßkatalogus las, ganz unbefragt, ganz unberichtet, ganz uneinverstanden las: **Daß von der Geschichte der Familie Frink ein zweyter Theil erscheinen werde.** Gern hätt ich es für einen Druckfehler gehalten; aber ein Brief den ich bald drauf von einem Herrn G** aus Kopp** erhielt, mit der Meldung: „Daß ihm von der Buchhandlung der Schluß meines Romans aufgetragen worden, „und ich hoffentlich nichts dagegen haben werde;" zerstörte auch diese meine letzte Hofnung.

Ich habe gegen Hrn. G. (dessen Namen ich hierbey zum erstenmal kennen lernte) auch nicht das geringste; der Ton seines Briefs war zu verbindlich, als daß ich, seines Inhalts ohngeachtet, auf den Schreiber hätte unwillig werden

sollen;

mir zu seyn vermocht. Ich kapitulirte hin und her; doch Hr. W. bestand drauf, und da mein Freund wieder seine Bitte hinzufügte, so verstand ich mich endlich dazu, doch unter der ausdrücklichen (in meiner damaligen oben berührten Lage gegründeten) Beschränkung: Das mein Name nicht aufs Titelblat kommen solte. Dieß versprach mir Hr. W. auf seine Ehre; ich Thor vertraute dieser Hypothek; und siehe da, erst belobter Herr Verleger lies würklich die zehn Exemplare, die er mir schickte, ohne meinen Namen auf den Titel drucken; setzte ihn aber treulich auf alle übrigen Exemplare, uneingedenk meiner Bedingung und seines Ehrenworts. Das ist die nämliche Vorrede, die mir einige Recensenten zur hohen Eitelkeit anrechneten, da sie nur ein Opfer der Freundschaft war. So irren sich die Mächtigen und Weisen in des Parnasses — — Sümpfen.

sollen; ich würde daher sofort in gleichem Ton geantwortet haben; hätt ich nur diesen Brief nicht gerade in einem Zeitpunkte erhalten, wo die Arbeit eines neuen Amts mich schier erdrückte, und hätte ich in ihm eine bestimmte Adresse für die Gegenschrift gefunden. Am zuträglichsten scheint es mir daher, wenn ich ihm jetzt öffentlich antworte; antworte durch die Bitte: Die Mühe, die eine Fortsetzung meines Werkleins ihn machen muß, doch lieber auf eine andre eigne Arbeit zu verwenden. Es ist so äusserst mißlich, zum Anfang eines andern den Schluß hinzuzufügen, daß meistens, wenn auch nicht ein Sirenenschwanz, doch eine unpassende Anstückelung draus zu werden pflegt. Hat Hr. G. (woran ich nicht zweifle) würklich Talent, so geh er doch seine eigne Bahn! Solt' es ihm aber dran mangeln, so wird es ihm doppelt schwer fallen, nach einen fremden, doch einmal angegebenen Takte zu wandeln.

Mit welchem Unwillen hingegen ich Hr. Weygand betrachten muß, der über mein Werk, wie über einen einzelnen Stiefel, wozu man einen zweyten sich bestellt, disponirt; der ohne mir nur Meldung davon zu thun, wirbt, aufträgt, verdingt, und ankündigt — vielleicht wohl gar schon drucken läßt; alles das ist so augenscheinlich, daß es Zeitverderb seyn würde, sich mit einer weitläuftigen Rügung abzugeben; zumal bey einem Mann, der im moralischen Sinne, so unheilbar krank ist.

Ich gedenke, auf solch' eine Art gleichsam gezwungen, nun selbst meine Handschrift im nächsten Winter noch einmal

zu durchgehn, zu verbessern, und zu ergänzen; gedenke eben dasselbe mit dem ersten Theile zu thun, der eine sehr starke Reforme erleiden dürfte; und dann das ganze Werklein in drey Theilen herauszugeben. Dieß dann auf einmal, und nicht bey Hr. Weygand? Das versteht sich.

Für meine litterarischen Mitgenossen aber folgre ich die von selbst herausquellende Regel: „Daß man bey Verkauf „seines schriftstellerischen Schweisses nicht blos darauf sehn „müsse, ob die Hand, die sich gegen uns ausstreckt, ein „Goldstück, (das oft noch dazu beschnitten seyn dürfte,) hin„hält; sondern ob sie auch an den Körper eines ehrlichen „Mannes sich befindet.

Monat Sept. 1786.

A. G. Meißner.

Dieß noch als eine Nachschrift ohngefehr! Solte Hr. W. etwas hier dagegen nach seiner gewöhnlichen Art ergehn lassen, so werd ich ihm darauf — nichts antworten. Nur die Nothwendigkeit, nicht unverdient für den Verfasser, oder wenigstens Zulasser eines zweyten Theils gehalten zu werden, trieb mich an, dieses Herrn diesmal so oft zu gedenken.

II. Schreiben

II.

Schreiben des Herausgebers an Hrn. S. in H.

Dresden, den 28. Sept. 1786.

Nein, Freund, ich werde keine Reisebeschreibung von Oesterreich machen, ob mein Bedienter eine schreiben wird, das weis ich nicht. Leider wird diese so nützliche als angenehme Lectüre, die uns mit fremden Nationen und ihren Eigenheiten, mit ihren Gesetzen und Einrichtungen, mit ihren Anstalten, mit ihren Natur- und Kunstproducten, und überhaupt mit dem Zustand ihrer Cultur bekannt macht, und schon so manches Gute bewirkt hat, jetzt durch zahllose Schmierereyen ganz herabgewürdigt. Es darf nur ein Mann, der in seinem Leben etwas hat drucken lassen, eine Postchaise besteigen, so erwartet man gleich von ihm starke Bände über Sitten und Gebräuche ganzer Völker, den Geist ihrer Gesetzgebung, u. s. w. Auch von dem Professor Meißner, der zu eben der Zeit da ich in Wien war, eine Reise dahin machte, nachdem er zuvor die Rheingegenden besucht hatte, erwartete man eine ähnliche Arbeit. Dieser würdige Gelehrte aber liebt seine Gemüthsruhe so sehr, wie andre ehrliche Leute, die sich nicht berufen fühlen, Wespennester zu stören; denn ein denkender Kopf findet selbst bey Excursionen Stof zu gewissen Bemerkungen, die kein jähriges Nachforschen erfodern. Mit

dem Tadel kommt man immer zu früh, und mit dem Lobe nie zu spät.

Ich muß gestehn, ich genoß in Wien eine sehr ehrenvolle Aufnahme, die einen weniger geübten Reisenden wohl rechtfertigen könnte, wenn er den Posaunenton anstimmte; der große Fürst Kauniß krönte diese Ehre durch ein höchst gnädiges Betragen, das mir unvergeßlich seyn wird. Es ist wahr, daß nicht eine einzige Stadt in Deutschland ist, wo noch zur Zeit ein deutscher Gelehrter von einigem Ruf so wohl empfangen wird, als in Wien. Ich kenne eine grosse Residenzstadt, wo die grösten Geister unsrer Nation in Corpore ankommen, und vier Wochen da sejourniren könnten, ohne daß man sich um sie bekümmern würde; auch fliehen die Musen diese Stadt, und überlassen es der Nachwelt ihre Schmach zu rügen.

Da ich meinen Aufenthalt in Wien wo möglich für die deutsche Litteratur vortheilhaft machen wolte, und ich von Sr. K. Maj. für mich nichts zu erbitten hatte, noch schwerlich je in den Fall kommen dürfte, Gnadenbezeugungen für mich von ihm zu erflehn, so übergab ich dem Gesetzgeber Joseph folgende Bittschrift:

Allergnädigster Kayser!

Nicht zum Vortheil der Wissenschaften, deren Cultur allein ein Volk veredelt, und ohne welchen die Menschen nicht viel besser wie Thiere sind, wage ich es mich Ew. Kais. Maj. zu nähern; denn da die Ausbildung der Geistesfähig-

keiten

keiten von jeher in Deutschland durch ein sonderbares Schicksal von den Beherrschern unsrer Nation wenig geachtet worden sind, so würde es ein blosser Traum eines Patrioten seyn, im jetzigen Zeitalter auf glücklichere Tage zu hoffen. *) Nein grosser Monarch! Ich trete hier nicht als Sachwalter der verwaisten Wissenschaften auf, sondern ich rede blos für die Sache der gemeinen Gerechtigkeit, die noch nie ein Gesetzgeber, seitdem es deren auf Erden gab, vorsetzlich hintangesetzt hat. Das Eigenthumsrecht, dieser vornehmsten Grundpfeiler des gesellschaftlichen Lebens, das bey allen civilisirten Völkern der Erde immer heilig war, und noch ist; solte dieses allein in Deutschland im achtzehnten Jahrhundert unter der Regierung des Gesetzgebers Josephs verspottet werden? Unmöglich haben Ew. Kayserl. Maj. bey Höchstdero erhabenen Regierungsgeschäften den Nachtheil erwogen, der aus der Verstattung des Büchernachdrucks entsteht, wodurch mitten im Frieden einer Klasse nützlicher Bürger, die ihre Nebenmenschen unterrichten, und in dieser Rücksicht allein schon den höchsten Anspruch nicht nur auf den Schutz der Beherrscher,

*) Als dieses in Wien geschrieben wurde, waren die wahrhaft patriotischen Handlungen des neuen preußischen Regenten in dortiger Weltgegend noch nicht bekannt; Handlungen, in den ersten Stunden seiner Regierung vorgenommen, die zu den höchsten Erwartungen berechtigen. Die Deutschen hätten also endlich, was alle grosse Nationen von Zeit zu Zeit gehabt haben, und nur dieses mächtige Reich von jeher entbehren mußte: Einen patriotischen Monarchen, der weise genug ist, den hohen Werth der Wissenschaften ganz zu kennen, und der sein edles Volk nach Verdienst schätzt.

v. A.

scher, sondern vielmehr auf ihre Wohlthaten haben, ihr Eigenthum geraubt wird, und die Sitten des Faustrechts wieder eingeführt werden. Dieses gesetzmäßige Unrecht, das fremde Nationen als beyspiellos mit Erstaunen betrachten, wiederfährt Deutschen, die, wenn gleich nicht österreichische Unterthanen, doch Ew. Kayserl. Maj. als das Oberhaupt des Reichs verehren, und höchst Dero grosse Tugenden anbeten. Der Grundsatz, daß einer nicht erndten kann wo ein anderer gesäet hat, ist den wildesten Völkern gemein, und wird nie als im Kriege übertreten. Wolten Ew. Kayserl. Maj. diesen Gegenstand Dero höchsten Aufmerksamkeit würdigen, worüber die Vernünftigen in allen deutschen Provinzen und von allen Volksklassen, selbst in Höchst Dero eignen Staaten ganz gleichstimmig dencken, so würde es sich zeigen, daß durch diese schreyende Ungerechtigkeit Ew. Kayserl. Maj. Erbländern kein Nutzen zufließt, sondern daß dadurch im Gegentheil der so einträgliche deutsche Buchhandel in der Monarchie geschwächt, das wechselseitige Zutrauen, dieses in so vieler Rücksicht nötige Band benachbarter Provinzen von Grundaus vernichtet, und die Industrie redlich denkender Handelsleute allhier gehemmt wird. Die Folge dieser so gewünschten Prüfung könnte nicht anders seyn, als daß durch die Abstellung des schändlichen Mißbrauchs der Gerechtigkeit ohnfehlbar ein Opfer gebracht werden würde. Ich flehe darum an im Namen aller hiedurch gekränkten, und ersterbe in der tiefsten Ehrfurcht

Ew. Kayserl. Maj.

Wien, den 28. August 1786.

allerunterthänigster
v. Archenholtz.

Der

Der Erfolg wird zeigen, ob diese Vorstellung etwas gewirkt hat. Ich gestehe es, ich habe dazu wenig Hofnung, auch wurde mir dieser Schritt durchgehends von dem vornehmsten Personen abgerathen, die den Nachdruck alle verabscheuen, allein auch S. K. Maj. Beharrlichkeit auf vorgefaßte Meynungen kennen. Ich hatte aber in dieser Sache keinen Rath nöthig, denn ich glaubte dabey als Patriot meine Pflicht zu erfüllen, die ich von keinem Fürsten erst lernen mag. — Leben Sie wohl.

v. Archenholtz.

III.

Auszüge aus den Memoiren des Marschalls von Vieilleville.

Ein Beytrag zur Staats- und Kriegsgeschichte des sechszehnten Jahrhunderts.

Fortsetzung.

Während des Herrn von Vieilleville Abwesenheit aus Frankreich waren grosse Veränderungen bey Hofe vorgefallen. Schon unterwegens vernahm er, daß der unter der vorigen Regierung in Ungnade gefallene Konnetabel, Anna von Montmorenci, wieder in dem höchsten Ansehen bey dem Könige stände. Heinrich II. hatte sich ihm ohne Rückhalt so sehr überlassen, daß er nichts ohne den Rath seines Gevatters (so nannte er den Konnetabel.) zu unternehmen pflegte;

dieser hingegen suchte von der Person des Monarchen einen jeden zu entfernen, von dem er nur einigermassen befürchten konnte, daß er sein Ansehen schmälern, oder in der Gunst desselben, ihm Eintrag thun dürfte. Unter andern entwarf er auch das Projekt, alle französische Kardinäle vom Hofe zu entfernen und nach Rom zu schicken, vornehmlich den Kardinal von Lothringen, und zwar unter dem Vorwande: Daß wegen des hohen Alters des Pabstes, die Gegenwart dieser Prälaten daselbst höchst nothwendig sey, weil alsdenn gleich nach seinem Tode das Conclave eröfnet werden könnte. Auch sorgte Montmorenci dafür, daß kein hoher Posten, oder irgend eine wichtige Ehrenstelle im Militair sowohl als im Civilfach ohne seine Empfehlung vergeben wurde, das Parlament und die übrigen Tribunäle im Königreich bevölkerte er mit seinen Kreaturen, wodurch er denn auch alle seine Rechtshändel gewann, und sich öfters mit unrechtmässigen Gut zu bereichern Gelegenheit hatte.

In dem Augenblick da sich Vieilleville der Hauptstadt näherte, befand sich der König auf dem Schlosse Ecouen, welches dem Konnetabel zugehörte. Unser Held blieb daher die Nacht über zu Luzarche, um den andern Morgen dem Monarchen sogleich seine Aufwartung machen zu können. Den nämlichen Abend noch besuchte ihn jemand, der mehr als irgend sonst ein andrer von dem gegenwärtigen Zustand des Hofes genaue Nachricht zu geben vermochte, weil dieser jemand den zweyten Rang nach dem Konnetabel an demselben hatte, und daher allein im Stande war, der Macht desselben einigermassen das Gleichgewicht zu hal-

halten, wozu es ihm denn auch weder an Verstand, noch an Verdiensten mangelte. Mit einem Worte, dieser jemand war Saint André, der Jugendfreund Heinrich des zweyten, gegen den bereits dieser Monarch, als er noch Dauphin war, so günstige Gesinnungen zeigte, das Franz der Erste auf seinem Sterbebette schon voraussah, er würde dereinst mit Ehrenämtern und Würden überhäuft werden. Demohngeachtet aber hatte Saint André es noch nicht dahin bringen können, daß er den Marschallstab von Frankreich erlangt hätte, ob ihm gleich der König bey seiner Thronbesteigung denselben versprochen hatte. Um zu diesen Posten zu gelangen, mußten vorher zwey Hindernisse, die nicht gering waren, aus dem Wege geräumt werden. Die erste rührte von dem Konnetabel her, der ob er gleich die höchste militärische Würde im Königreich besaß, dem ohngeachtet noch immer zu gleicher Zeit Marschall von Frankreich geblieben war, um dereinst diesen Posten seinem ältesten Sohn zuwenden zu können. Die andre, welche sich den Wünschen des Herrn von Saint André widersetzte, war die Herzogin von Valentinois, Maitresse des Königs; denn sie gab sich alle nur ersinnliche Mühe, um ihren Eidam, den Grafen de la Mark, Herzog von Sedan und Bouillon, einen Sohn des verstorbenen Marschalls von Fleuranges, die nämliche Würde zu verschaffen, die sein Vater besessen hatte. Man hielt es damals noch nicht für rathsam, mehr als vier Marschälle von Frankreich zu ernennen, und diese vier Plätze waren alle besetzt, wenn man denjenigen mitrechnet, den der Konnetabel für seinen Sohn aufbehielt. Zwar war durch die Absetzung des Marschalls

du

du Biez, den man ungerechter Weise beschuldigte, er habe Boulogne in die Hände der Engländer geliefert, noch einer von diesen Plätzen so gut als erledigt; aber dieser war es eben, um den die Herzogin von Valentinois für ihren Eidam anhielt. Saint André hatte also nichts für sich als das Wort des Königs, welches aber nicht viel sagen wolte, wenn man seine beyden mächtigen Gegners bedenkt, die in der That weit mehr Gewalt als der König selbst besaßen. So war die Lage der Sachen, als Saint André, wie wir erwähnt haben, seinen alten Freund besuchte, um in seinen Busen den ganzen Kummer seines Herzens auszuschütten. Von jeher waren er und unser Held die wärmsten Freunde gewesen, und obgleich beyde, als Hofleute und Krieger betrachtet, auf einer und der nämlichen Laufbahn einem Ziele entgegen eilten, so hatte bisher doch noch nichts in der Welt ihre Freundschaft gegen einander vermindern können. Vieilleville dachte ernstlich nach, wie er seinem Freunde auf das beste dienen könnte; endlich glaubte er das schicklichste Mittel zu diesem Endzweck gefunden zu haben, und nun versprach er auf das feyerlichste, alle Kräfte anzuwenden, um seine Wünsche zu befriedigen.

Den andern Morgen eilte Vieilleville nach Ecouen, um dem König daselbst seine Aufwartung zu machen. Der Monarch empfieng ihn auf das gnädigste, bezeigte seine ganze Zufriedenheit über das Benehmen seines Gesandten an dem Hofe des Königs von England, und sagte ihm eine Menge Verbindlichkeiten vor. Auch der Konnetabel überhäufte ihn

mit

mit vielen Complimenten. Während den ersten Tagen seines Aufenthalts bey Hofe wurde fast allein von dem Prozeß des Marschall du Biez und dessen Absetzung gesprochen; auch schien jedermann überzeugt zu seyn, daß die Herzogin von Valentinois den dadurch erledigten Marschallstab für ihren Eydam gewiß erhalten würde. Der Connetabel bekümmerte sich nicht viel darum, ja er sah es vielmehr gerne, weil dieses ihm in der That eine erwünschte Gelegenheit zu seyn schien, um die Maitresse und seinen ihm immer furchtbaren Nebenbuhler in der Gunst des Königs, den Saint André, mit einander zu entzweyen. Mitlerweile gelang es dem Herrn von Vieilleville, sich des Versprechens zu entledigen, welches er seinem Freunde gethan hatte. Nachdem er sich eines Tages mit dem Könige eine geraume Zeitlang über seine Verrichtungen in England unterhalten hatte, lenkte er das Gespräch auf die erledigte Marschallstelle. „Ew. Majestät, sagte er, — „werden sich doch bey dieser Gelegenheit ohnfehlbar des Versprechens erinnern, welches Sie vor einem Jahre den Herrn „von Saint André in Rücksicht auf seine Beförderung gethan haben.“ — „Ich hab es nicht vergessen“ — antwortete der König — „und wünschte recht sehr, daß ich ihm „Wort halten könnte, wenn ich es nur thun dürfte, ohne dadurch Personen zu beleidigen, die mir theurer als alles sind“ — Nichts ist leichter, Sire — erwiederte Vieilleville — „Der Connetabel ist noch immer Marschall von Frankreich, „obgleich bey seiner jetzigen Würde diese Ehrenstelle ihm nicht „allein ganz unnütz ist, sondern auch, so lange sie in seinen „Händen bleibt, als unbesetzt betrachtet werden kann.“ — „Es ist wahr“ versetzte der König — „er behält sie aber

„seinem Sohn auf, der das zur Ausübung dieses Postens er„forderliche Alter noch nicht erreicht hat." — „Sire!" — erwiederte Vieilleville — „sind denn die andern Marschälle „nicht alt genug, um dem jungen Montmorenci, wenn es „für ihn Zeit seyn wird, Platz zu machen? Indeß aber „wird der Connetabel hoffentlich so gerecht seyn und zugeben, „daß wenn man Connetabel und Marschall von Frankreich zu„gleich seyn wolte, dieses eben so viel heißen würde, als zu „gleicher Zeit Capitain und Lieutenant von einer und der näm„lichen Compagnie zu seyn. Uebrigens bin ich überzeugt, „daß er, wenn Ew. Majestät geruhen möchten, ihm nur ein „einziges Wort davon zu sagen, ohne Anstand seinen Mar„schallstab in Dero Hände zurück geben würde." — „Ich wolte, daß er es thäte" — entgegnete der König — „er „würde mir damit in der That kein geringes Vergnügen „machen." —

Den Tag darauf begab sich Vieilleville früh Morgens zu dem Connetabel, und bat sich von ihm eine Privataudienz aus. „Monseigneur" — sagte er zu ihm — „ich halt es „für meine Schuldigkeit, Euch von demjenigen Bericht abzu„statten, was der König gestern Abend mir zu sagen geruhte, „nämlich: daß Ihr Ihn durch Abtretung Eures Marschallplatzes, „mit welchen er den Herrn von Saint André zu beschenken „wünscht, einen grossen Gefallen erweisen würdet." — Der Connetabel gerieth über diesen Vortrag in gewaltigen Zorn, und stieß einige heftige Flüche aus, wobey er denn zugleich mit einem Eide betheuerte: Der verstorbene König habe ihm beständig beyde Plätze zusammen gelassen, und nie, selbst während der Zeit

seiner

seiner Ungnade nicht, von ihm verlangt, daß er den Marschallstab zurück geben solte. „Auch glaub ich nicht, daß man „es durchaus von Euch fodern wird“ — antwortete Vieilleville, „aber seyd versichert, daß freywillige Zurückgabe dessel„ben dem Könige viel Vergnügen machen wird.“ — Mit diesen Worten verließ er den Connetabel, der, nachdem seine erste Hitze verraucht war, einige seiner vertrautesten Freunde darüber zu Rath zog, und endlich den Endschluß faßte, dem Könige freywillig dasjenige anzubieten, was vielleicht einen Augenblick wie den andern von ihm gefordert werden könnte. Noch den nämlichen Abend sagte der Connetabel zum König: Daß woferne Sr. Majestät, wegen des dem Herrn von André gegebenen Versprechens, in Verlegenheit wären, er herzlich gerne seine Marschallstelle in Dero Hände zurückaeben welte. Heinrich II. war über dieses Anerbieten so entzuckt, daß er alles that, was der Connetabel bey solchen Umständen nur begehren konnte. Er ließ ihm nicht allein Zeit seines Lebens den Gehalt eines Marschalls von Frankreich, sondern versprach ihm auch noch seine beyden Söhne Montmorenci und Damville, so bald sie das gehörige Alter erreicht haben würden, zu Marschällen zu ernennen; gesetzt, daß er auch, woferne eben kein Platz vakant wäre, die einmal festgesetzte Zahl ihrentwegen vermehren müßte. Auf diese Weise wurde durch die Geschicklichkeit des Herrn von Vieilleville diese wichtige Angelegenheit so beygelegt, daß alle diejenigen, die Antheil daran nahmen, vergnügt waren. Saint André wurde zum Marschall von Frankreich ernannt. Es schien sogar, daß er diese Ehrenstelle bloß dem guten Willen des Connetabels zu verdanken habe, wenigstens war er seit dieser Zeit dem Anschein

nach einer der eifrigsten Anhänger desselben. Die durch den unglücklichen Marschall du Biez erledigte Stelle wurde an den Herzog von Bouillon, den Schwiegersohn der Herzogin von Valentinois vergeben.

Vieilleville verlangte zwar nichts für sich selbst; demohngeachtet aber hatte er Gelegenheit, eine sehr ansehnliche in Champagne gelegne Abtey, die Saint Thiery hieß, der Habsucht des Connetabels, der Maitresse des Königs, und des Cardinals von Lothringen zu entreissen. Diese Abtey warf, nach dem Bericht unsers Autors, jährlich zwölftausend Livres Einkünfte ab; eine für die damahligen Zeiten beträchtliche Summe. Die zu derselben gehörigen Weinberge waren so ergiebig, daß sie, wie unser Autor behauptet: jedes Jahr an zweyhundert Stück Fässer sowohl weissen als rothen Wein von eben der Güte lieferten, wie der, welchen die Weinberge von Ay und Bar=für=Aube hervor brachten. Der König vergab diese ansehnliche Pfründe an einen Halbbruder unsers Helden, und ließ sogleich auf der Stelle die Bestallung darüber ausfertigen, noch eher als die Favoriten und die Maitresse erfahren, daß diese Stelle vakant sey. Vermöge dieses Bestallungsbriefes wurden zugleich alle Mobilien des verstorbenen Abts seinem Nachfolger zum Geschenk überlassen. Aber der neue Abt, der in diesem Stück ganz nach dem Willen seines Bruders dachte, ließ alle diese Mobilien der Abtey, bis auf einen beträchtlichen Vorrath von feinen Linnen, mit welchem er der Herzogin von Valentinois ein Geschenk machte, um sie einigermassen zu trösten, daß sie diese Abtey nicht an einen ihrer Anverwandten hatte vergeben können.

Im Julius eben dieses Jahrs (1547) wurde mit Genehmigung des Königs, und im Angesicht des ganzen Hofes das barbarische Schauspiel eines Zweykampfes gegeben, dessen vornehmste Umstände wir hier mit wenig Worten unsern Lesern mittheilen wollen:

Franz von Vironne, den man gemeinhin den Herrn de la Chateigneraie nannte, war groß, wohlgebildet, kraftvoll und brav; ja man würde ihn vielleicht auch für einen sehr liebenswürdigen Mann gehalten haben, wenn er nur nicht durch seinen Stolz und sein oft unbescheidnes Widersprechen sich fast jedermann zum Feinde gemacht hätte. So sehr ihn nun aber auch der ganze Hof seiner Gemüthsart wegen anfeindete, so hinderte dieses doch Heinrichen nicht günstig von ihm zu denken. Dieser Monarch war mit dem la Chateigneraie zugleich erzogen worden, und dieser kühne Jüngling war es, den er, als er noch Dauphin war, oft wegen seines allen Gefahren trotzenden Muths, seine Bewunderung nicht hatte versagen können. Bekanntermassen war in den damahligen Zeiten die Jugend bey Hofe sehr zu Ausschweifungen geneigt, und nur selten pflegte einer dem andern seine Liebeshändel zu verhehlen, obgleich solche öfters von einer solchen Art waren, daß sie die äusserste Verschwiegenheit erforderten. Veit Chabot, Monlieu genannt, weil der Baron de Chabot Jarnac, sein Vater, noch lebte, war im Verdacht, als ob er mit seiner Stiefmutter, Magdalene von Puiguyon, in einem geheimen Liebesverständnisse stünde. Man sagte sogar, daß blos ihre Freygebigkeit ihn in den Stand setzte, in einem so prächtigen Aufzuge, wie der seinige in der That war, bey Hofe zu erschei

erscheinen. Er hatte seine Liebschaft dem Könige anvertraut, der die Unvorsichtigkeit begieng, dieses Geheimniß dem la Chateigneraie mitzutheilen. Bald darauf verbreitete sich das Gerücht davon so allgemein, daß Moulieu gezwungen wurde, demjenigen, der es ausgebreitet hatte, Lügen zu strafen. Nun trat der kühne Günstling des Königs vor den Riß und behauptete: er habe es selbst aus dem Munde des Veits von Jarnac gehört, der öfters mit ihm darüber gespaßt hätte. Jarnac konnte nunmehr nicht länger zurückhalten; er nannte den la Chateigneraie einen Lügner, dahingegen dieser, stolz auf die Gunst des Monarchen, und seines Muths sowohl, als seiner Geschicklichkeit in Führung der Waffen sich bewußt, seine Aussage durch einen förmlichen Zweykampf zu erhärten sich erbot. Dieser Vorschlag wurde angenommen. Beyde Kämpfer schickten sich einander ihre Ausforderungen zu, und ersuchten den König, ihnen einen öffentlichen Kampfplatz anweisen zu lassen. Heinrich bewilligte ihr Ansuchen, und befahl, daß der Kampf zu Saint Germain-en-Laye vor sich gehen solte; welches denn auch mit allen bey dergleichen Gelegenheiten üblichen Ceremonien geschah. La Chateigneraie, der seinen Sieg gar ganz gewiß hielt, hatte in seinem Hause alle nöthige Anstalten zu einer prächtigen Abendmahlzeit vorkehren lassen, und alle Prinzen und Grossen des Hofes dazu eingeladen. Aber der Erfolg entsprach nicht seiner Erwartung. Das Glück erklärte sich für seinen Gegner, der ihn mit einem Schwertstreich die Kniekehle von einander hieb, und tödtlich verwundet zu seinen Füssen hinstreckte. Mit innern Verdruß mußte selbst Heinrich den Mörder seines Favoriten zu seinem Siege noch Glück wünschen. Ein besonderer Umstand, dessen

nirgends als in den Memoiren des Herrn von Vieilleville erwehnt wird, ist dieser: daß das auf Befehl des la Chateigneraie angerichtete Abendessen, von den Schweizern und andern Hofbedienten geplündert wurde, noch ehe die Speisen gänzlich gahr waren. Sie drangen mit Gewalt in das Haus des Ueberwundenen, und schleppten nicht allein das Küchengeräthe, sondern auch das vorräthige Silberzeug und prächtige Tafelgeschirr, welches man zum Theil aus andern fremden Häusern entlehnt hatte, mit sich fort. Die Stadtwache wolte zwar der Plünderung Einhalt thun, sie richteten aber wenig aus, und vermehrten nur noch die Unordnung. Denn ob sie gleich eine Menge Schläge austheilten, so vereinigte sich doch endlich der zahlreich zusammen gelaufene Pöbel mit den Plünderern, und nöthigte die Wache mit blutigen Köpfen sich zurück zu ziehen.

Als der Herr von Saint André Marschall von Frankreich wurde, hatte er noch keine eigne Compagnie, nach dem Tode seines Vaters aber, der im Besitz von einer war, erbte er ohne Schwierigkeit die erledigte Hauptmannstelle, und wünschte nun nichts so sehr, als einen recht würdigen Offizier zu seinem Lieutenant zu haben. Vieilleville hatte nach dem Tode des Herrn von Chateaubriant, weder um dessen Compagnie anhalten, noch die Lieutenantstelle bey derselben länger versehen wollen. Chateaubriant hatte ihm in allen Dingen immer freye Hand gelassen, und Vieilleville that nach seinem Tode den feyerlichsten Eid: daß er nie den zweyten Platz in irgend einer Compagnie annehmen würde, bevor er nicht gewiß wäre, bey derselben eben so verfahren zu können. Der

Marschall von Saint André, der unsern Helden vollkommen kannte, bot ihm auf eben den nämlichen Fuß die Lieutenantstelle bey seiner Compagnie an, und nichts glich seinem Vergnügen, da er sahe, daß sein Anerbieten nicht ausgeschlagen wurde.

Der ganze Hof erstaunte über die Willfährigkeit des Herrn von Vieilleville. Man konnte nicht begreifen, wie er eine Charge annehmen könnte, die man für viel zu niedrig für ihn hielt. Die Prinzen aus dem Hause Bourbon, welchen er so nahe angieng, betheuerten gegen ihn: daß wenn sie nur im mindesten hätten glauben können, daß er so begierig nach einer Lieutenantstelle gewesen wäre, sie ihn herzlich gerne bey ihren Compagnien, unter den nämlichen Bedingungen, eine solche Stelle würden angeboten haben; aber er bat sie zu glauben, daß er wohl wüßte, was er thäte. Was den Marschall von Saint André anbetraf, so wußte er ebenfalls nur gar zu wohl, daß er bey seiner Compagnie durchaus einen Mann, wie Vieilleville war, nöthig hätte, um solche wieder in Ordnung bringen zu können. Sein Vater hatte die letzten Jahre seines Lebens zu Lyon, wo er Gouverneur gewesen war, auf eine sehr friedliche Weise zugebracht. Seine Compagnie stand daselbst in Garnison, oder formirte vielmehr seine Leibgarde, und war aus den schlechtesten Leuten zusammen gesetzt, die eben so schlecht in den Waffen geübt waren. Bürger, Kaufleute, Fabrikanten aus Lyon, ja sogar Gastwirthe und Landpächter, aus den umliegenden Gegenden, waren in derselben als Gens d' Armes angenommen worden. Alle diese Leute glaubten sich zu adeln, indem sie Stellen ein-

nahmen.

nahmen, die eigentlich nur für wirkliche Edelleute bestimmt waren. Vieilleville eilte so geschwind als möglich nach Lyon, um diese so sehr in Unordnung gerathene Compagnie zu mustern. Er hatte verschiedene gute und erfahrene Officier bey sich, die vollkommen mit ihm darin übereinstimmten, daß diese Compagnie durchaus der strengsten Reform bedürftig wäre. Da Vieilleville unumschränkte Vollmacht von dem Marschall hatte, so zu verfahren, wie es ihm gut dünkte, so säumte er auch nicht lange diese Reform vorzunehmen. Aber um desto sicherer zu gehen, ließ er die Compagnie nach Clermont in Auvergne marschiren, und kündigte ihr selbst an, daß sie noch weiter würde marschiren müssen. Dieser Befehl war ein Donnerschlag in den Ohren der ehrlichen Bürger, Landpächter und Gastwirthe, die zwar von Herzen gerne wünschten, Gens d'Armes vorzustellen, aber keinesweges gesonnen waren, sich gar zu weit von ihrer Heimath zu entfernen. Sie begehrten sämtlich ihren Abschied, und erhielten ihn auf der Stelle. Ihr Abgang wurde bald und weit würdiger wieder ersetzt. Verschiedene Edelleute, aus Auvergne, Limousin und Perigord nahmen ihren Platz ein. Auch wurde seine Compagnie noch durch andre, die vordem unter ihm gedient hatten, rekrutirt; so daß sie in kurzer Zeit aus der unordentlichsten und verachtesten von allen Ordonanzcompagnien eine der schönsten in ganz Frankreich wurde.

Bald darauf begleitete Vieilleville, Heinrich II. zu seiner Krönung nach Rheims, und hier war es, wo er einen Rangstreit zwischen dem Herrn de Rieux und den Herrn von Martigues zum Vortheil des erstern beylegte. Die Erzäh-

lung dieses Zankes aber scheint uns für Deutschland zu uninteressant zu seyn, als daß wir derselben weitläuftiger als im Vorübergehen erwähnen solten.

Nach seiner Zurückkunft von Rheims verfügte sich Vieilleville zum Könige, der eben im Begrif war, eine Reise nach Savoyen und Piemont zu unternehmen. Ohne uns eben bey dieser Reise lange aufzuhalten, können wir doch nicht umhin, folgenden merkwürdigen Umstand anzuführen: Als der König nach Saint Jean de Maurienne kam, wurde er von einer Compagnie bürgerlicher Miliz eingeholt, die den sonderbarsten Aufzug machte. „Diese Compagnie" — sagt unser Autor — „bestand aus zweyhundert Mann, die „vom Kopf bis auf den Fuß in Bärhäute gekleidet waren, „und wie natürliche Bären aussahen. Sie drängten sich „zwischen den König und seine Schweizergarde, indem sie „in der schönsten Ordnung marchirten, mit klingendem Spiel, „fliegender Fahne, vier Mann hoch, ein jeder seinen Knebel„spieß auf der Schulter. In diesem Aufzuge begleiteten sie „zum größten Erstaunen der ganzen Hofstaat den König bis „zur Kirche, wo ihn der Bischof und die Clerisey mit dem „Creuz und den heiligen Reliquien erwarteten. Nach ge„haltenen Gebet zogen erwähnte Bären wieder mit dem „König bis in sein Quartier, und machten vor demselben „tausend närrische Sprünge und andere Possen, wie sonst „Bären zu thun pflegen; indem sie bald an den Häusern, „bald an den Pfeilern der Hallen hinan kletterten, und „was noch bewunderungswürdiger war, das Geheul der Bä„ren so natürlich ausdrückten, daß man mitten in die Gebir-

„ge,

„ge, dem Wohnplaz dieser wilden Thiere, versezt zu seyn „glaubte. Sobald sie gewahr wurden, daß der König in „seinem Zimmer war und ihren Possen mit Vergnügen zu„sah, versammelten sie sich alle auf einen Haufen und mach„ten ein so gewaltiges Geschrey, wie das Geschrey der Ga„leerensclaven. Eine Menge von Pferden, die vor dem „Hause hielten, und auf welchen die Reitknechte und Bedien„ten der Herrn saßen, die bey dem König waren, wurden „hierüber wild, zerrissen Zaum, Zügel, Schwanzriemen und „Sattelgurt, warfen ihre Reuter nebst den Sätteln zur Erde, „und traten alles nieder, was ihnen im Wege stand; ein „Umstand, der das Gelächter nur noch vollständiger machte, „jedoch nicht bey allen, denn es wurden verschiedene verwun„det. Die Bären hingegen schienen sich wenig darum zu „kümmern, und fiengen eine Art von Rundetanz an, zu wel„chen sich denn auch die Schweizer von der Leibwache ge„sellten, car ils sont comme patriotes des Ours d'autant „qu'il s'en trouve dans leurs montagnes. — Der Kö„nig betheuerte, daß er Zeit seines Lebens noch nie mehr über „einen ländlichen Spaß hätte lachen müssen, als über die„sen, und ließ ihnen zweytausend Thaler auszahlen.

Heinrich II. wurde bey seiner Ankunft zu Turin von dem Marschall Johann Carraccioli empfangen, dies war eben der nehmliche Fürst von Melfi, den unser Held vor 20 Jahren überredet hatte, die kayserliche Dienste zu verlassen, und in französische zu treten. Dieser lange Zeitraum hatte seine Dankbegierde gegen denjenigen, dem er Leben und Freyheit verdankte, nicht im geringsten vermindern können. Er

umarmte ihn auf das innigste, und machte sichs zur Ehre, laut zu bekennen; wie viel Verbindlichkeit er seinem Wohlthäter schuldig sey. Eben diese Lobsprüche wiederholte er in Gegenwart des Königs, und machte zugleich bekannt, daß er seinem Freunde in seiner Nachbarschaft ein Quartier ausgemacht habe, um während seiner Anwesenheit desto öfterer seines Umgangs zu geniessen, und sich guten Rath bey ihm zu erholen. Der Connetabel von Montmorenci war hierüber zwar unzufrieden, und befahl dem königlichen Hoffurier, daß er sogleich dem Herrn von Vieilleville eine andre Wohnung anweisen solte, aber der Marschall setzte sich mit so vielen Nachdruck dagegen, daß es bey der ersten Verfügung blieb.

Während dem Aufenthalt zu Turin erhielt Heinrich II. Nachricht von einem Aufstand in Guienne, Angouleme und Saintonge, welchen die Einwohner dieser Provinzen gegen die königlichen Einnehmer der Salzsteuer und andrer nur neulich festgesetzten oder vermehrten Auflagen erregt hatten. Aus Bourdeaux vernahm man, daß der Vicestatthalter Sieur de Monneins, bey einem Zusammenlauf des Pöbels sogar getödtet worden sey. Ueber diese Nachricht wurde der König so aufgebracht, daß er dem Connetabel Befehl ertheilte, über die Gebirge zurück zu gehen und die Aufrührer auf das schärfste zu bestrafen. Er selbst aber beschloß gleichfalls ohne Verzug nach Frankreich zurück zu kehren.

Da der Connetabel vernommen hatte, daß sich die Compagnie des Marschalls von Saint André wieder in der

besten

besten Verfassung und in Auvergne befände, so verlangte er, daß sie bey dieser Gelegenheit gebraucht werden solte. Vieilleville erhielt also Ordre sie nach Guienne zu führen. Er gehorchte und marschirte sogleich von Clermont nach Poitiers; wobey er denn unterwegens die genaueste Mannszucht beobachtete, und seine Krieger ohnaufhörlich erinnerte, daß sie nicht in einem feindlichen Lande, sondern mitten in ihrem eignen Vaterlande sich befänden. Die übrigen, zu eben dem Endzweck abgesendeten Truppen, betrugen sich nicht mit der nehmlichen Mäßigkeit. Unter den Vorwand Rebellen zu bestrafen, machten sie es oft mit dem Unschuldigen so wie mit dem Schuldigen, und plünderten beyde ohne Unterschied. Vieilleville wurde bey seiner Ankunft zu Bordeaux bey einem Parlamentsrath einquartirt. Sein Wirth sowohl als seine ganze Familie zitterten, da sie ihn ins Haus treten sahen; aber sein edles Betragen und seine rechtschaffenen Gesinnungen verscheuchten bald alle Furcht aus ihren Herzen, und ihr Zutrauen auf ihn stieg endlich zu einem so hohen Grade, daß sie sogar bey ihm Ansuchung thaten, eine andre, ihnen nahe anverwandte Familie, in seinen Schutz zu nehmen, die vornehmlich wegen zwey schöner Töchter desselben sehr bedürftig war: Denn diese guten Mädchen mußten viel von den Nachstellungen eines jungen Officiers ausstehen, der bey ihnen im Quartier lag.

Der Connetabel von Montmorenci behandelte unsere Memoiren zufolge die Einwohner von Bordeaux mit der äussersten Strenge; aber Vieilleville war weit entfernt, daran Theil zu nehmen. Er erzeigte vielmehr diesen unglück-

lichen alle Hülfsleistung, die nur irgend in seinen Kräften stand, und war nur streng gegen diejenigen von seinen Kriegern, welche die Einwohner, die so schon geplagt genug waren, mit Unmenschlichkeit behandelten; wie denn dieses unter andern mit einem Landpfarrer aus der benachbarten Gegend der Fall war, dem die Gens d'Armes auf eine sehr üble Weise mitgespielt hatten.

Nachdem der Aufruhr in dieser Stadt gänzlich erstickt war, mußte die Compagnie des Marschalls von Saint André auf Befehl des Connetabels nach Saintes marschiren. Aber noch vor ihren Aufbruch bat der Herr von Vieilleville den Connetabel und den Herrn von Aumale solche zu mustern, und nachher zu Mittage bey ihm zu speisen. Beyde nahmen diese Einladung an, und gestanden nach gehaltener Musterung, daß sie seit langer Zeit keinen so vortreflichen Haufen Kriegsvolk, als diesen, gesehen hätten.

Anfänglich waren die Saintonger eben so sehr über die Annäherung unsers Helden und seiner Krieger erschrecken, als die Einwohner von Bordeaux; aber das Betragen des Befehlshabers sowohl wie seiner Truppen flößte ihnen bald Muth und Zutrauen ein. Weit entfernt ihr Vergehen zu vergrössern, verwendete sich Vieilleville vielmehr zu ihrem Besten bey dem Connetabel, und so verließ er diese Stadt nach einem monatlichen Aufenthalt daselbst unter den lautesten Seegenswünschen der Einwohner. Nachdem endlich die Unruhen in diesen Gegenden gänzlich gestillt waren, kehrte Vieilleville auf seine Güter zurück, auf welcher Reise

er denn unterwegens einen Besuch bey seiner Cousine der Prinzessin de la Roche sur Yon ablegte, welche sich mit ihrem Gemahl auf dem Schloß Mortagne aufhielt.

Nachdem unser Held einige Zeitlang auf seinen Gütern verweilet hatte, begab er sich in Begleitung des Herrn von Epinay, seines Schwiegersohns, nach Paris, um dem feyerlichen Einzug des Königs daselbst beywohnen zu können. Während dem die Anstalten dazu getroffen wurden, verfügte sich Vieilleville zum Könige. Dieser Monarch war damals eben auf das ernstlichste bemüht, diejenigen von seinen Unterthanen, die sich zu der neuen protestantischen Lehre gewendet hatten, und durchaus nicht zu bewegen waren, wieder in den Schooß der römischen Kirche zurück zu kehren, durch Einziehung ihres Vermögens und Güter zu bestrafen; ein Looß, welches die vornehmsten und reichsten Leute in den Provinzen Guienne, Limousin, Querci, Perigord, Saintonge und Aunis traf. Der König sowohl wie die Königin empfingen unsern Helden auf das gnädigste. Beyde wünschten ihm einen deutlichen Beweiß zu geben, wie sehr sie ihn schäzten, und geriethen daher auf den Gedanken, ihm ein Geschenck mit den beträchtlichsten von den confiscirten Gütern zu machen. Der Schenkungsbrief wurde also auf Befehl des Königs ausgefertiget und dem Herrn von Vieilleville zugeschickt, der seinen sowohl als die Namen von fünf andern Edelleuten darinnen las, zu deren Besten diese Schenkung geschehen war. Vieilleville konnte seinen Unwillen nicht bergen, er schlug dieses Geschenk mit Würde aus,

und

und überredete sogar die übrigen, gleichfalls darauf Verzicht zu thun.

Heinrich II. hielt endlich den 16. Junius 1549 seinen Einzug zu Paris, und zwar mit einer solchen Pracht, daß man sich nie erinnerte, etwas schöneres gesehen zu haben. Der Verfasser dieser Memoiren sagt: „Der Hof sey so „zahlreich gewesen, daß man zweytausend Pagen zählte, die „vor ihren Herren herzogen, ihre Waffen trugen, und in ih„re Leibfarben mit prächtigen Stickereyen gekleidet waren.“ Die Königin Catharina von Medicis wurde zu Saint Denis gekrönt, und hielt ihren Einzug zu Paris mit nicht minderer Pracht, als der König ihr Gemahl.

Nachdem diese Feyerlichkeiten vorbey waren, entschloß sich Heinrich II. einen Versuch auf Boulogne zu machen, um diesen Ort, den die Engländer noch immer nicht geräumt hatten, mit Gewalt wegzunehmen. Er rückte daher an der Spitze einer ansehnlichen Armee bis Montreuil vor, von wo aus er verschiedene Streifereyen in das englische Gebiet thun ließ. Kayser Carl V, der sich damahls in den Niederlanden befand, nahm sich des jungen Königs von England an, für dessen Obervormund er gehalten seyn wollte, und schickte einen Herold an den König von Frankreich ab, der sich über die auf englischen Gebiete ausgeübten Feindseligkeiten beklagen mußte. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob dieser Herold aus eigner Freyheit, oder auf Befehl der Minister Carls V. sich der härtesten Ausdrücke bediente, genug daß sein Vortrag höchst beleidigend war. Unter andern sagte er: Sein Herr, der Kayser, habe ihm befohlen,

dem

dem König von Frankreich zu sagen, daß woferne er seinen Truppen erlauben würde, das Gebiet des Königs von England zu verwüsten, solches ihm sicher gereuen solte, und daß der Kaiser ihn in diesem Fall wie einen ausgelassenen Knaben behandeln würde. Heinrich gerieth über diesen letzten Ausdruck in Wuth und antwortete: „Sage deinem Herrn, „daß wenn er denkt mir Gesetze vorzuschreiben, ich ihm da„gegen wie einen alten in Kindheit gerathenen Mann be„gegnen würde." — Auch wär er — unsern Memoiren zufolge — entschlossen, den Herold derbe abprügeln oder auspeitschen zu lassen. Endlich gelang es doch den Vornehmsten des Hofes durch vieles Zureden den Zorn des Königs zu besänftigen, wobey denn Vieilleville den klugen Rath ertheilte: Man müsse, ehe man sich zu einer übereilten Kriegeserklärung entschlösse, zuvor bey dem Kaiser ernstlich anfragen, ob es sein Wille gewesen sey, daß sein Herold den König von Frankreich beschimpfen solte, oder ob dieser Unverschämte aus eigner Frechheit sich vergangen hätte. Dieß geschah, und der kayserliche Herold wurde mitlerweile zurück behalten. Carl der fünfte antwortete, daß er keinesweges gesonnen gewesen wäre Heinrich II. zu beleidigen, sondern sich blos zum Besten seines Mündels, des jungen Königs von England habe verwenden wollen; was aber den Herold anbeträfe, so hielt er es für recht, daß man ihn zurückbehalten hätte, ja er würde sich nicht im geringsten beklagt haben, wenn er gar gehenkt worden wäre, welches Schicksal ihm auch noch bevorstände, sobald er zurückkommen würde. Diese Erklärung bewürkte wenigstens, daß es diesmal zwischen beyden Höfen nicht zum Kriege kam, obgleich der He-

rold bey seiner Rückkehr nach Gent nicht im geringsten wegen seiner Insolenz bestraft wurde. Indeß hinderte dieses doch Heinrich II. nicht, die kleinen um Boulogne herumliegenden festen Plätze einen nach den andern wegzunehmen, und endlich diese Stadt vollends von allen Seiten einzuschliessen.

Während dem die französische Armee vor Boulogne stand, vernahm man, daß verschiedene englische Standespersonen vom ersten Range sich in dieser Stadt befanden; unter andern auch der Herzog von Sommerset, Regent des Königreichs. Vieilleville, der mit ihm während seines Aufenthalts in London öfters umgegangen war, schickte einen Trompeter an ihn ab, um ihn zu einem Lanzenbrechen auszufordern; erhielt aber zur Antwort: Der Herzog wäre nicht da, sondern in London. Obgleich unser Held vom Gegentheil zur Genüge überzeugt war, so gab er doch bey reifern Nachdenken sein Vorhaben auf. Sein Schwiegersohn d'Epinay hingegen schickte bald darauf ein Cartel in die Stadt, des Inhalts: Daß woferne irgend ein Sohn eines Lords Lust hätte sich mit einem jungen noch nicht zwanzigjährigen bretagnischen Edelmann, Namens Epinay, zu messen, solcher hiemit zu einem Lanzenbrechen eingeladen würde. Der Sohn des Milord Dudley, der in dem nämlichen Alter war, nahm die Ausforderung an, und erschien auf dem bestimmten Kampfplatze. Er wurde aus dem Sattel geworfen, und mußte seinem Ueberwinder ins französische Lager folgen, wo der Herr von Epinay mit vieler Achtung empfangen und von Heinrich II. mit eigner Hand zum Ritter geschlagen wurde.

Das

Das üble Wetter, welches bald darauf einfiel, nöthigte den König die Belagerung von Boulogne zu eben einer Zeit aufzuheben, da er die Eroberung dieses Orts schon für so gut als gewis hielt. Dieser Umstand wird von unsern Autor mit vieler Naivetät folgendergestalt erzählt: „Par „un secret jugement de Dieu, Henry, prèt à s'emparer „de la place secrut obligé d'y renonser. Il survint une „bourasque de Vent & de pluie si véhémente & si fu„rieuse, qu'il ne resta ni tente ni pavillons debout; „furent contraints ceux qui étoient auxtentes, de se „sauver la plupart á la nage sans les chevaux, beaucoup „auroient été noyés, encore s'enperdit-il plus de deux „cents; la pluie dura deux jours & deux nuits sans „intermission, et sembloit que la terre dût se fondre „& se convertir en eaux, dont le Roi fut contraint de „rompre son camp avec un indicible regret."

Der Connetabel von Montmorenci rieth dem König nach seiner Zurückkunft zu Fontainebleau, sich ohne Verzug in neue Friedensunterhandlungen einzulassen, weil dieses ein sichres Mittel sey, Boulogne ohne ferneres Blutvergiessen wieder zu erhalten. Heinrich ließ sich leicht dazu überreden, und der Connetabel und diejenigen, die ihm am eifrigsten zugethan waren, liessen sichs nun angelegen seyn, die Friedenspunkte zu reguliren; laut welchen denn bestimmt wurde, daß die Stadt Boulogne gegen Auszahlung einer Geldsumme, die sich auf mehr als viermalhunderttausend Thaler belief, an Frankreich zurückgegeben werden solte. Bey dieser Gelegenheit that der Herr von Vendome an un-

unsern Helden die Frage, was er wohl von dieser Negociation gedächte? Vieilleville konnte sich nicht entbrechen sie zu tadeln, indem er versicherte, daß wenn der König nur einige Tage länger vor Boulogne stehen geblieben wäre, er diesen Ort ohne eine so beträchtliche Geldausgabe erhalten haben würde; auch weigerte er sich die ihm angetragene Stelle eines Bevollmächtigten bey diesem Friedensschluß anzunehmen, daher denn diese Commission dem Franz von Montmorenci, Bruder des Connetabels, und dem Caspar von Coligni, einem Neffen desselben, aufgetragen wurde.

Nach wieder hergestellten Frieden kehrten Vieilleville nebst seinem Schwiegersohn wieder auf ihre Güter zurück. Unser Autor bemerkt bey dieser Gelegenheit, daß die Frau von Epinay, die während der Abwesenheit ihres Gemahls bey ihrer Mutter geblieben war, sich nie Madame, sondern nur Mademoiselle nennen ließ. Denn in den damaligen Zeiten führten nur Prinzessinnen oder die Gemahlinnen der vornehmsten Militairpersonen, desgleichen der Ritter des königlichen Ordens (von St. Michael,) den Titel Madame; und obgleich der Herr von Epinay von dem König selbst mit eigner Hand zum Ritter war geschlagen worden, so hatte er doch noch nicht den großen Orden, daher denn seine Gemahlin sich auch nicht anders als Mademoiselle nennen lassen durfte.

Ungefehr um eben diese Zeit nahm der Herr von Vieilleville von dem schönen Schlosse Duretal Besitz, welches nachher sein gewöhnlicher Wohnort wurde. Dieses

Schloß war ihm von seinem Bruder dem Abt von Saint Thiery, der Bischof von Dol geworden, und viele reiche Pfründen besaß, unumschränkt abgetreten worden. Kaum hatte er sich einigermassen daselbst eingerichtet, als er einen sehr ehrenvollen Besuch erhielt. Heinrich II. hatte sich entschlossen die Provinzen Anjou und Bretagne zu bereisen, und seinen Weg über Orleans, Tours le Mans genommen. Da er nun unterwegens auch auf das zwischen der letztgenannten Stadt und Angers gelegene Schloß Duretal stieß, so nahm er sich vor, einige Tage daselbst auszurasten. Unser Autor erzählt die Bewirthung des Königs mit folgenden Worten, die man uns erlauben wird in der Sprache des Originals selbst herzusetzen, da doch wohl überhaupt zu vermuthen ist, daß die mehresten unserer Leser der französischen Sprache nicht unkündig seyn werden.

„Vous pouvez bien juger — dit Vincent Car„toix — que M. de Vieilleville employa le Vert & le „ſec pour traiter ſon Roi & les Seigneurs & Princes „qui l'accompagnoient, dont la plupart étoient ſes „compagnons & amis. La table des Princes & grands „Seigneurs étoit de dix plats, & celle des autres „moyens Seigneurs, Chevaliers, Gentilshommes, de „la Chambre, Capitaines & Lieutenans de gendar„merie, & autres Gentilshommes, de ſix, & toutes „fort exquiſement ſervies. Pour tenir toute la ſuite „joyeuſe & en alégreſſe, il donna une grande cave, „ou il y avoit ſix vingts pipes de Vins d'Anjou, a „gardes aux Suiſſes, de la quelle on puiſoit le vin á

 „buyes,

„buyes, cruches, barrils, & bouteilles, comme s'il y „eût lá dedans une source de cette vineuse liqueur; „& pour l'autre cave oú étoit le vin d'Orleans, de „Gasgoigne, blanc & clairet, & tous les autres vins „de bouche; il y avoit quatre Sommeliers, qui, sui- „vant leur rôle, portoient à tous repas deux bou- „teilles de blanc & clairet à chacun de Messieurs du „Conseil-Privé, aux Maitres des Requêtes, aux Se- „crétaires d'Etat, aux Tresoriers de l'épargne, des „guerres ordinaires & extraordinaires, de la Maison „du Roi, des Parties casuelles, & aux Médecins. Si „bien qu'il n'y avoit personne de la suite qui ne fût „content, & qui ne s'étonnât de cette prodigalité; „& tous menus Officiers du Roi; jusqu'aux Valets de „pied, Portiers, Huissiers de salle, Valets de fourriere „étoient à souhaet abreuvés, & ce qui rendoit la che- „re tres-admirable étoit que si le Mâitre traitoit les „hommes, Madame de Vieillevilles s'étoit chargée de „faire le semblable aux femmes, & tenoit maison aux „Princesses, Dames d'honneur, d'atour, Gouvernantes „& aux Filles de la Reine, avec telle Abondance de „vivres & un si bel Ordre pour le service, qu'elle en „fut merveilleusement louée & y acquil grand hon- „neur, & disoit-on que le Roi print plaisir de venir en „habit déguisé veoir tantot la table des Princes; qui „tenoit M. le Cardinal de Bourbon; tantôt celle des „Dames oú étoit des premieres la Duchesse de Va- „lentinois."

Mitten

Mitten unter allen diesen Lustbarkeiten und Festen erhielt der König Nachricht, daß die englischen Gesandten, die wegen des Friedenschlusses nach Frankreich geschickt worden, bereits Orleans paßirt waren, und nächstens in Angers eintreffen würden. Heinrich mußte also wider seinen Willen von Duretal abreisen, wo er vier Tage sehr vergnügt zugebracht hatte. Die englische Gesandschaft, an deren Spitze sich der Herzog von Suffolk befand, wurde auf das beste empfangen, und ihnen zu Ehren eine Menge glänzender Feste angestellt. Nachdem ihre Geschäfte völlig geendigt waren, reisten sie sehr zufrieden über ihre Aufnahme wieder nach England zurück, wohin ihnen bald eine neue französische Gesandschaft folgte.

Heinrich II. wählte den Marschall von Saint André zum Oberhaupt dieser Ambassade, in dessen Gefolge sich mehr als sechzig der vornehmsten französischen Edelleute, und unter andern auch unser Held nebst seinem Schwiegersohn den Herrn von Epinay befanden. Ohne die Geschichte dieser Gesandschaft hier weitläuftig zu erzählen, wollen wir uns begnügen zu erwähnen, daß dem jungen König von England, Eduard VI. durch den Marschall von Saint André der Orden des heil. Michaels überreicht wurde. Diese Gesandschaft kehrte bald darauf wieder mit Geschenken überhäuft nach Frankreich zurück.

Im Jahr 1551 langte abermals eine neue Ambassade am französischen Hofe an. Es waren die Abgesandten der protestantischen Fürsten aus Deutschland, die bey Heinrich II. um Schutz gegen die Unterdrückung Karls des fünften anhielten. Vieilleville erhielt Befehl, ihnen entgegen zu ge-

hen, und sie nach Fontainebleau zu führen, wo sich der König gewöhnlich aufzuhalten pflegte. Bey dieser Gelegenheit wurde unser Held zum Staatsrath und Mitglied des geheimen Conseils ernannt, und blos ihm hatten die deutschen Abgesandten es zu verdanken, daß ihr Ansuchen beym Könige Gehör fand, obgleich der Connetabel, der Cardinal von Bourbon und verschiedene andere Grossen sich dawider setzten. Bald nachher wurde der Bischof von Bayonne, Johann de Fiesse, unter einem anderweitigen Verwand nach Deutschland geschickt, wo er mit dem Churfürsten Moritz den bekannten Allianztraktat schloß, während dem man sich in Frankreich eifrigst zum Kriege gegen Carl den fünften rüstete.

Im folgenden Jahr (1552) wurde der Feldzug frühzeitig eröfnet. Unser Held wurde zum Führer der königlichen Leibfahne (La Cornette blanche) ernannt. So ehrenvoll dieser Posten auch immer war, so weigerte sich Vieilleville doch denselben anzunehmen, weil er seine Compagnie nicht gerne verlassen wolte. Da aber diese sowohl als die Compagnie von Guise befehligt wurden, die Leibfahne zu bedecken, so blieb ihm nichts weiter zu seiner Entschuldigung übrig, und er sah sich daher gezwungen, diesen Ehrenposten anzunehmen.

Die königliche Armee richtete nun ihren Marsch gerade auf Lothringen zu, Tull und Verdün ergaben sich ohne Schwerdtstreich, und Metz fiel durch Kriegslist in die Hände der Franzosen. Der Connetabel erhielt von dieser Stadt den Durchzug mit einem kleinen Gefolge. Es schlossen sich aber an diese wenigen Begleiter plötzlich eine beträchtliche Anzahl anderer Soldaten an, die zu diesem Endzweck unweit

der Stadt in einem Hinterhalt versteckt lagen, daß die Besatzung davon überwältiget, und Metz ohne Blutvergiessen erobert wurde. Der König hielt bald nachher seinen Einzug daselbst, wobey ihm denn fünfhundert Freywillige begleiteten, die unter dem Commando des Herrn von Epinay standen, und deren Standarte der junge de Scepeaux, ein Neffe unsers Helden, führte.

Der König, der noch vor seiner Abreise aus Metz den Herrn von Vieilleville zum Gouverneur dieser Stadt einsetzen wolte, ließ ihn zu sich rufen, und erklärte ihm seine Willensmeynung. Mit Erstaunen hörte er, daß auch diesesmal unser Held diesen Ehrenposten ausschlug. Halb unwillig verlangte der Monarch die Ursache dieser Verweigerung zu wissen. „Glauben Sie mir, gnädigster Herr — erwiederte Vieille„ville — und lassen Sie von Ihrem Vorhaben ab; denn „wenn die Reichsstände sehen, daß Sie in allen Städten, wo „Sie durchgehen, Gouverneurs und Besatzungen zurücklassen, „so wird ihr Vorhaben nicht lange verborgen bleiben, und die „Städte Strasburg, Speyer, Worms und so viele andre „am Rhein, die von dem Schicksal der Stadt Metz auf „das ihrige schliessen, werden sicher dadurch verlohren gehen; „dagegen die Aufrechthaltung der Vorrechte und Freyheiten „dieses Orts die übrigen geneigt machen wird, sich Ew. Ma„jestät zu unterwerfen. Mein Rath wäre dieser, Ew. Ma„jestät liessen dem ältesten Bürgermeister der Stadt den Titel „als Gouverneur, und trügen überdem noch einem treuen „und erfahrnen Officier das Commando über die Besatzung „auf, der genau auf die Beobachtung ihres Interesse Acht ha-

„ben müßte. Im Fall aber Ew. Majestät einen Gouver„neur einsetzen wollen, so muß dieser durchaus den Titel füh„ren: Gouverneur der Stadt und des Gebietes von „Metz, im Namen des deutschen Reichs unter „dem Schutz Heinrich des zweyten dieses Namens, „Allerchristlichsten Königs von Frankreich." — Aber diese Vorstellung, so richtig sie auch immer war, wurde nicht befolgt. Der König sprach davon mit dem Connetabel, und dieser gab zur Antwort, daß wenn Vieilleville sich weigerte, Gouverneur von Metz zu werden, er den Vorschlag thäte, diesen Posten dem Herren von Gonnor zu geben, worin denn auch der König, der sich, wie gewöhnlich, immer nach dem Willen des Connetabels richtete, seine Einwilligung gab.

Nachdem Heinrich II. sich des ganzen Herzogthums Lothringen bemächtigt hatte, rückte er mit seiner Armee in die Provinz Elsaß ein, wo es aber seinen Soldaten an Lebensmitteln zu mangeln anfieng, weil die Einwohner, durch die zuchtlose Aufführung der Franzosen abgeschreckt, kein Proviant ins Lager bringen wolten. Indeß gelang es doch dem Proviantcommissar Lesigni, diesen Mangel in etwas abzuhelfen, indem er in Strasburg für baares Geld eine Menge Lebensmittel einkaufte. So geneigt sich aber auch die Strasburger in diesen Lieferungen zeigten, so wenig schienen sie gesonnen zu seyn, den König in ihren Mauern aufzunehmen. Der Connetabel hatte zu verschiedenenmalen versucht, verkleidete Soldaten in die Stadt zu bringen, aber alle seine listigen Anschläge wurden frühzeitig genug entdeckt und hintertrieben. Auf das Verlangen des Monarchen, ihn in die Stadt hinein

zu

zu lassen, antwortete der Magistrat, daß der König ihnen dadurch viel Ehre erzeigen würde, daß sie aber nicht zugeben könnten, daß er mehr als vierzig Edelleute mit sich brächte. Sie verheelten sogar nicht einmal die wahren Ursachen ihres Mistrauens, sondern gestanden frey, daß das Schicksal der Stadt Metz sie aufmerksam auf das ihrige gemacht hätte. Nun erinnerte sich der König an die Vorstellungen, die ihm Vieilleville gemacht hatte, deren Gründlichkeit er nun vollvollkommen einzusehen anfieng. Der Connetabel ärgerte sich über diese Nachricht so sehr, daß er krank wurde und das Bette hüten mußte.

So bald der König dieses vernahm, stattete er seinen Besuch bey ihm ab. Der Connetabel rieth ihm, den Vorschlag des Strasburger Magistrats immerhin anzunehmen; denn wenn von vierzig Edelleuten auch nur jeder einen Pagen bey sich hätte, so würde dieses doch eine Anzahl von beynahe hundert braven Leuten ausmachen, und diese würden, so bald sie nur in der Stadt wären, bald Mittel finden, mehrere hinein zu bringen. Der König sprach davon mit unsern Helden, der nicht umhin konnte es zu tadeln, daß ein König von Frankreich mit einem so schlechten Gefolge wagen wolte, sich in eine grosse und volkreiche Stadt zu begeben, wo der Rath ihn leicht als einen Gefangenen zurück behalten könnte. Dieses bewog den König wenigstens vor der Hand auf Strasburg Verzicht zu thun. Ein paar andre kleinere Städte nahmen ihn willig auf, da sich aber die Armee der Stadt Speyer näherte, in welcher das kayserliche Kammergericht, oder das höchste Tribunal des Reichs seinen Sitz hatte, erhielt Vieilleville

ville Befehl, sich dahin zu begeben, und anzufragen, ob man Willens wäre, den König von Frankreich mit einem kleinen Gefolge in die Stadt hinein zu lassen. Vieilleville wolte zwar auch diesesmal dem Monarchen einige Vorstellungen deshalb thun; aber Heinrich erwiederte, daß er nichts zu fürchten hätte, denn wenn man auch seinen Vorschlag eingienge, so würde er vielleicht nicht einmal sich hinein begeben wollen, indeß möchte er nur immer seinen Auftrag ausrichten. Unser Held gehorchte. Er wurde vor dem Stadtthor mit grossen Ceremonien empfangen und in den besten Gasthof geführt, wo man ihn mit vielen Complimenten überhäufte und sehr wohl aufnahm. Nach eingenommener Mahlzeit wurde er nach dem Saal abgeholt, wo das kayserliche Kammergericht zu sitzen pflegte. Hier hielt er eine trefliche Rede, die von Anfang bis zum Ende in den Memoiren eingerückt ist. Er bemühte sich darin zu beweisen, daß der König, sein Herr, bloß als ein Alliirter und Mitverbündeter der Reichsfürsten nach Deutschland gekommen sey, um die Städte des Reichs zu schützen, und daß er keinesweges gesonnen sey, ihre Rechte und Freyheiten anzutasten. Man antwortete hierauf: daß die bisherige Aufführung der französischen Armee gerade das Gegentheil gezeigt habe, daß man sich es aber für die größte Ehre hielte, die Gegenwart des Königs in der Stadt zu geniessen, und sogar einwilligte, daß das Gefolge des Monarchen in hundert Personen bestehen könnte. „Gut — erwiederte Vieilleville — der König wird aber hundert Gendarmes mitbringen, von welchen die eine Hälfte ihn „begleiten, und die andre das Thor, durch welches er hineinzieht, „während seines Aufenthalts in der Stadt besetzen wird.“ — „Nein, rief die ganze Versammlung einstimmig aus — „so ha-

„ben

„ben wirs nicht verstanden.“ — Vieilleville sah zur Genüge ein, daß es Zeit sey sich zurück zu begeben. Er wurde mit den nämlichen Ehrenbezeugungen und Ceremonien wieder in den Gasthof zurück begleitet. Man ließ ihm verschiedene Fässer mit dem treflichsten Rheinwein angefüllt, für den König, und eins als ein Geschenk für ihn selbst zustellen, und so kehrte er denn wieder ins Lager zurück. Heinrich nahm den Bericht, den ihm unser Held von der Disposition der Stadt Speyer abstattete, ziemlich gleichgültig auf. Er hatte nur eben Briefe vom Churfürsten Moritz von Sachsen erhalten, der ihm sehr freymüthig erklärte, er habe mit dem Kayser Friede gemacht, und wäre folglich der Hülfe Frankreichs nicht mehr bedürftig. Bey so gestalten Umständen blieb für den König, wenn er nicht die Last des Krieges ganz allein tragen wolte, natürlicherweise nichts weiter übrig als nach Frankreich zurück zu kehren.

Die Armee nahm ihren Rückzug in drey Colonnen, und langte endlich nach vielen ausgestandenen Beschwerlichkeiten und erlittenen Mangel in Lothringen und in den Gegenden von Metz an. Da der König aber bereits unterwegens Nachrichten von den Verwüstungen erhielt, welche die Truppen der Königin von Ungarn, Schwester des Kaysers und Stadthalterin der vereinigten Niederlande, die in Champagne eingefallen waren, in dieser Provinz verübten, so mußte die Armee bald wieder aufbrechen, um dem Feinde eine Diversion zu machen. Damvillers und Yvoie wurden belagert und erobert. Der Herzog von Nemours hätte bey letztgedachtem Ort beynahe das Unglück gehabt gefangen zu werden, durch die Tapferkeit des Hrn. von Vieilleville aber wurde er gerettet, und bekannte öffentlich, daß er blos ihm sein Leben und seine Freyheit zu verdanken

hätte,

hätte. Auf Befehl des Königs mußte unser Held während dieses Feldzuges die Funktionen eines Maréchal de Camp bey der Armee verwalten. Montmady ergab sich fast ohne die geringste Gegenwehr. Desto hartnäckigeren Widerstand that das Schloß Lumes, in welchem ein kleiner Tyrann, Namens Buzanci, grosse Reichthümer zusammen gehäuft hatte. Indeß gelang es doch unserm Helden, sich dieses Schlosses, halb mit Gewalt und halb mit List, zu bemeistern. Auf Befehl des Königs mußte Vieilleville alle darin befindlichen Reichthümer für die Marschallin de la Mark, eine Tochter der Herzogin von Valentinois, in Beschlag nehmen, weil ihr Gemahl rechtmässige Ansprüche auf dieses Schloß und die dazu gehörigen Ländereyen hatte. Vieilleville stellte diese Schätze, die sich den Memoiren zufolge auf sechzigtausend Thaler am Werth beliefen, eben gedachter Dame treulich zu. Der Marschall de la Mark, ihr Gemahl, hatte fast zu eben der Zeit das Glück, durch die französischen Truppen den Besitz des Herzogthums Bouillon wieder zu erhalten. Unser Held erwarb sich bey dieser Gelegenheit an diesem Paar zwey wichtige Freunde, die sehr viel für ihn thun konnten, denn die Marschallin de la Mark war der Liebling ihrer Mutter, die, wie bekannt, alles in allem bey dem Könige galt.

Nachdem sich die französische Armee noch verschiedener anderer festen Oerter bemächtigt hatte, wurde sie endlich wieder aus einander gelassen. Der König gieng nach Paris zurück, und Vieilleville begab sich in Gesellschaft seines Schwiegersohns nach dem Schlosse Duretal, um sich in dem Schooß seiner Familie von den ausgestandenen Beschwerlichkeiten des Feldzuges wieder zu erholen und neue Kräfte zu sammeln.

(Die Fortsetzung folgt nächstens.)

IV. Die

IV.

Die Allgewalt der Liebe.

Ihr Weisen sagt, was sonst als Liebe
Ist dieser schöne Zusammenklang
Der Wesen? — dieser allmächtige Drang
Der gleiches an gleiches drückt? — Wo bliebe
Ein Sonnenstäubchen ohne Liebe
Beym andern? — —

Wielands auserles. Gedichte 2. B. S. 168.

Liebe, Deinen Götterfreuden
Huldigt jeder Erdensohn
Durch dich schmecken wir hienieden
Aller Himmel Wonne schon.

Durch Dich rollen alle Welten
In der schönsten Harmonie,
Wo Dein sanfter Scepter winket
Athmet alles Sympathie.

Du knüpfst selbst den Herrn der Welten
An die Welten, die er schuf,
Durch die ganze Schöpfung bebet
Deiner Stimme sanfter Ruf.

Du machst, daß des Cherubs Schöpfer
Auch der Freund des Würmchens ist,
Und daß Nahrung von der Ceder
Bis ins Thal zum Veilchen fließt.

Dich verpflanzt die Hand des guten
Gottes in der Menschen Herz,
Zu veredeln unsre Freuden,
Weg zu lächeln unsern Schmerz.

Auf die Pfade, die Du gehest
Streust Du Rosen vor dir her,
Und durch Dich verschönert hüpfen
Alle Stunden freudiger.

Du machst, daß der junge Dichter
Musen und Apoll vergißt,
Und daß seines Mädchens Lächeln
Ihm der ganze Pindus ist.

Du schafst oft aus Wüsteneyen
Tempe und Elysium,
Wandelst mürrische Catonen
Zu Cytherens Priestern um.

Selbst der Schöpfer der Systeme
Trägt Dein rosigtes Gewand,
Du giebst Helden statt des Lorbeers
Deine Myrthe in die Hand.

Für die Reize Deines Lächelns,
Holde Freudengeberin,
Gäben oft Monarchen Welten,
Fürsten ihren Purpur hin.

Du bist Göttin jeder Zone,
Jeder Weltkreis huldigt Dir
Und aus Deinem Nectarbecher,
Göttin, trinken alle wir.

Dort

Dort, wo keine Quellen rauschen,
Wo im Thal kein Veilchen blüht,
Und wo für die Huldgöttinnen
Keines Dichters Seele glüht.

Dort, wo keine Philomele
In das Herz Entzücken schlägt,
Dort noch werden rohe Herzen,
Liebe, sanft durch Dich bewegt.

Wer macht, daß in dürren Wüsten
Selbst der Tattar glücklich ist,
Und daß in der dürft'gen Horde
Froh sein Leben ihm verfließt? —

Wer macht wohl dem rauhen Lappen
Seine Schneegebirge schön?
Wehen nicht in allen Zonen
Deine schimmernden Trophä'n! —

Deine sanften Fesseln tragen
Knabe, Jüngling, Mann und Greis,
Alle folgen Deiner Stimme
Süssen zaubrischen Geheiß.

Du machst, daß der holde Knabe
Froh zu seinem Mädchen hüpft,
Und daß seines Lebens Morgen
Wonnevoll vorüber schlüpft:

Du führst unser Jünglingsalter
Wie den schönsten Tag im May
An der Hand der weichgeschafnen
Guten Mädchen froh vorbey:

Du versüssest auch dem Manne
Durch Dein Lächeln seine Pflicht,
Ohne seiner Gattin Küsse
Reizt ihn Glück und Ehre nicht.

Du machst noch den lezten Abend
Eines edlen Greises schön,
Und weiß'st seine stillen Freuden
Durch Dein Lächeln zu erhöhn.

Du erwärmest durch Dein Feuer
Sein ermattend kaltes Herz,
Freudig klopft es bey der Enkel
Reinen unschuldsvollen Scherz:

Lächelnd sieht er auf die Urne
Wo schon die Cypresse blüht,
Wenn er seine kleine Nachwelt,
Liebe, durch Dich glücklich sieht.

O Du, die Du jedes Alter,
Jeden Weltkreis glücklich machst,
Die Du uns aus holden Knaben
Und aus sanften Mädchen lachst! —

Segne, gute Göttin, segne
Ferner Deine frohe Welt,
Lohne jeden Deiner Söhne,
Dessen Seele Dir gefällt.

Mache trübe Stirnen heiter,
Mache rohe Herzen mild,
Und drück' in die weiche Seele
Jedes Säuglings schon Dein Bild.

Sing

Sing uns noch in Nachtigallen
Rausch uns noch im klaren Quell,
Und mach' alle unsre Tage
Wonnevoll und Silberhell.

Wenn mir Neid und niedre Mißgunst
Meinen kleinen Lorbeer raubt,
O so kröne Deine Myrthe
Deines frohen Sängers Haupt:

Gieb ein gutes sanftes Mädchen
Von Gefühl und Tugend warm,
Auch einst deinem treuen Dichter,
Holde Liebe, in den Arm.

Laß mich jene Wonne fühlen
Die mein edler Weiße *) fühlt,
Wenn der hofnungsvolle Liebling
Seines Herzens um ihn spielt.

Laß mir endlich, holde Liebe,
Dieses Herz, **) das keinen haßt,
Und das Gottes ganze Schöpfung
Sanft und liebesvoll umfaßt.

Daßdorf.

*) Der liebenswürdige Verfasser des Kinderfreundes, dessen vertrauter Freund der Verfasser ist, so wie er der erste Lehrer seiner hofnungsvollen Kindes war.

**) Mit wahrer Rührung erinnr' ich mich hier einiger ganz vortreflichen Wielandischen Zeilen jenes oben angeführten Gedichtes:

„Du selbst, o Tugend! Du höchste Höh
„Der Menschen Seele, was bist Du als Liebe,
„Du Gott in uns? — —

V.

Wie wenig den Bemerkungen mancher Reisenden zu trauen sey.

Ein auffallendes Beyspiel.

Die genauern und umständlichern Nachrichten von Ländern und Städten, welche wir von Reisenden seit einigen Jahren in grösserer Anzahl als vorher erhalten haben, sind nicht nur eine vorzüglich angenehme Unterhaltung, sondern können auch in mancherley Betrachtung sehr lehrreich seyn, wenn sie merkwürdige Nachrichten, erhebliche Beobachtungen, gründliche Urtheile enthalten. Man könnte sich also das jetzige Aufkommen dieser Art von Schriften sehr lieb seyn lassen, wenn nicht die Erfahrung zeigte, daß auch hier schon die Nachahmungssucht mit ihrer gewöhnlichen Flüchtigkeit das Gute zu verderben anfange. Die erste Eigenschaft, welche von solchen Bemerkungen gefordert werden muß, und ohne welche alle andre Tugenden derselben nichts helfen, ist Wahrheit, genaue, richtige und mit Beschaffenheit der Sache völlig übereinstimmende Vorstellung. Sie ist hier fast noch nothwendiger, als bey andern Arten historischer Schriften, wo der Leser Mittel finden kann, sie zu prüfen. Hier aber muß man sich schlechterdings auf die Aussage eines Zeugen verlassen, der sich, wenn man auch Zweifel dagegen bekäme, nicht gut widersprechen läßt. Denn wenn Jemand sagt: Das habe ich gesehen, das

das habe ich gehöret: so trauet man ihm doch wohl so viel zu, daß er werde recht gesehen, recht gehöret, und bey Leuten, die es recht wissen konnten, nachgefraget haben. Man nimmt also seine Erzählungen auf Treu und Glauben an, meynt genaue Kenntnisse erlangt zu haben, und ist wohl jämmerlich hintergangen worden.

Dieses kann ich an einem Beyspiele auf eine auffallende Weise zeigen. In dem beliebten Journal Litteratur und Völkerkunde IV. B. steht auf der 920 — 931. Seite von den Briefen eines Reisenden aus Sachsen, der erste, welcher Freyberg und hauptsächlich den sächsischen Bergbau betrift. Seitdem hat man ihn in eine Sammlung eingerückt, die den Titel führt: Neue Reisebemerkungen in und über Deutschland, 1ster Band, Halle 1786. 8. ohne andere Veränderung damit vorzunehmen, als daß er hier in mehrere Briefe getheilt ist. Nach beyderley Ausgabe werde ich weiterhin die Stellen daraus citiren, so daß die erstere Zahl auf das Journal, die zweyte auf die Reisebemerkungen weist. Dieser Brief hat das Ansehen einer genauen, umständlichen und lehrreichen Beschreibung, so, daß ein Leser ausser Sachsen oder nur ausser dem sächsischen Erzgebürge keine Ursache finden wird, eine einzige Stelle ausgenommen, an der Richtigkeit seines Inhaltes zu zweifeln. Wer aber an Ort und Stelle ist, und von den darinnen vorkommenden Sachen nur einige Kenntniß hat, der wird erstaunen, zu sehen, daß von dem, was er lieset, so wenig wahr sey, daß einige richtige Angaben unter weit mehrern falschen Nachrichten und schiefen Urtheilen versteckt liegen; er wird nicht begreifen, wie man

so sehen, so urtheilen könne, oder bey was für unzuverlässigen Leuten der Herr Verfasser seine Nachrichten möge eingezogen haben.

Es verdienen also diese Nachrichten eine ausführliche und selbst etwas scharfe Kritik. Denn erstlich gehört nur ein mäßiger Grad von Patriotismus dazu, um nicht ruhig zuzusehen, wenn Vorzüge unsers Vaterlandes in einem so nachtheiligen Lichte vorgestellt, und in den Augen der Fremden herabgesetzt werden. Ich glaube also, Niemand könne es mit Grunde mißbilligen, wenn ich auch bloß in der Absicht die Feder ergriffen hätte, um diese Gegenstände in ihrer wahren Gestalt zu zeigen, und von ungegründeten Vorwürfen zu befreyen, zumal da es eine Sache betrift, bey welcher immer eine beträchtliche Anzahl Ausländer mit interessirt sind. Aber ich habe noch einen andern und ausgebreitetern Nutzen zur Absicht, nämlich hierdurch das Publicum aufmerksam zu machen, wie leicht es durch dergleichen unverdächtig scheinende Nachrichten könne hintergangen werden; und, wenn die Hofnung nicht zu eitel ist, einen oder den andern, der seine auf Reisen gemachten Bemerkungen künftig herausgeben wolte, an diesem Beyspiel vorzustellen, wie viel Genauigkeit und Sorgfalt dazu erfordert werde, und wie leicht es sey, solchergestalt statt Wahrheit Irrthum zu verbreiten.

Aus diesem doppelten Gesichtspunkte bitte ich daher nachstehende Anmerkungen zu betrachten, wornach man sie nicht unerheblich finden wird. Ja auch an sich selbst betrachtet,

trachtet, werden sie Liebhabern solcher Nachrichten, denen es um richtige Vorstellung zu thun ist, nicht überflüßig scheinen.

Allein wer stehet dem Leser dafür, daß er hier die Wahrheit finden werde, welche dort vermißt wird? Zween Anonymi widersprechen einander. Welchem soll man glauben? In manchen Stücken werden es die Leser schon den Nachrichten und Urtheilen selbst ansehen können, welche von beyden glaubwürdiger seyn. Ausserdem ist der Verfasser dieses Aufsatzes kein Durchreisender, sondern seit langen Jahren in der Gegend einheimisch, und auf das, was unsern Bergbau betrift, sonderlich aufmerksam gewesen. Er hat Gelegenheit, seine Nachrichten aus den lautersten Quellen zu schöpfen, und konnte, wo noch etwas zu berichtigen war, die sicherste Auskunft erhalten. Daher es ihm auch gar nicht irren kann, was auch etwan zur Vertheidigung jener Nachrichten für ein Gewährsmann möchte aufgestellt werden. Uebrigens ist er bey dem Bergbau nicht angestellt, kömmt auch durch seine Lage gar nicht in Versuchung, demselben oder dessen Verwaltung unstatthafte Lobreden zu halten. Endlich ist ihm sein Gegner völlig unbekannt, daß auch von dieser Seite keine Verführung zur Partheylichkeit möglich ist.

Um nun bey dieser Beurtheilung die genaueste Billigkeit zu beobachten, will ich jene Nachrichten Punct für Punct durchgehen, und die richtigen, wiewohl deren nicht viele sind, sowohl als die falschen anmerken.

Den Anfang des Briefes lasse ich vorbey, weil er Freyberg nicht betrift, und fange bey der ersten Bemerkung über diesen Ort an, „wenn (a. d. 922. S. zu Ende oder 193. S.) die „Gegend gegen diese Stadt zu äusserst rauh und die Aus„sichten traurig heißen, indem man überall den langweiligen „Anblick aus der Erde herausgewühlter Schutthaufen und „schwarzer todten Schlacken habe.“ Da gleich dieses erste Gemälde mit zu starken Farben aufgetragen ist, so schwächt es schon das Vertrauen zu des Verfassers Gabe die Sachen zu bemerken oder zu beschreiben. Ich kann also um deswillen diesen nicht sehr erheblichen Punct nicht ohne Erinnerung hingehen lassen. Wenn gleich diese Gegend nicht sehr lachend ist, so ist sie doch noch weit entfernt, äusserst rauh zu seyn. Den Anblick der aus der Erde herausgewühlten Schutthaufen und Schlacken hat man auch nicht überall. In drey Viertheilen des Zirkels um die Stadt sieht man gar keine, oder höchst wenige. Die Schlacken finden sich nur da, wo Hüttenwerke stehen, und da dieses nur an vier Orten ist, so kann man urtheilen, wie häufig sie seyn mögen. Uebrigens liegen die meisten im Thale und von den Hauptstrassen entfernt. Die Haufen des aus der Erde herausgebrachten Gesteines ziehen sich auf der Mittags- und Morgenseite in einigen Reihen hin. Ihr Anblick soll langweilig seyn. Ein andrer könnte sagen: Sie unterbrächen, da sie zum Theil grüne Hügel ausmachen, das Einförmige der Gegend, gäben auch eine nicht unangenehme Erinnerung an den regen und mühsamen Fleiß der hiesigen Einwohner: Und er hätte vielleicht auch Recht.

Daß

Daß Freyberg (nach S. 923. oder 194.) sich ein paar Jahrhunderte hindurch gerade in gleichem Wohlstande erhalten habe, kann man zugeben, da es hier nicht auf die schärfste Genauigkeit ankommt. Ob es ein bischen rostig aussähe, darüber ließe sich noch streiten. Vielleicht liessen sich Provinzen von Deutschland angeben, wo alle Städte ein noch rostigeres Ansehen haben. Sie die Schatulle von Sachsen zu nennen, heißt ihr zuviel Ehre anthun, so wichtig sie auch dem Lande durch ihren Bergbau ist. Aber wäre sie das, so ist es etwas bekanntes, daß ihr diese Ehre nicht seit dreyhundert, sondern seit sechshundert Jahren gebührte.

„Wer den Sachsen, heißt es ebendaselbst, in den N. „Reisebemerk. a. d. 195. S. bey seiner schwachen Seite fassen „will, muß ihn auf seinen Bergbau bringen; und wer ihn „in der ganzen Seligkeit seines Nationalcharacters kennen „will, muß ihn in Freyberg nehmen. Das sind zwo ganz „generelle Bemerkungen, die ich über diese Nation bey Ge„legenheit dieser Reise gemacht habe." Wolte der Himmel, daß sich in dem Nationalcharacter der Sachsen eine solche Vorliebe für den Bergbau fände. Aber so sehr er es verdiente, indem ohne ihn der Wohlstand des ganzen Landes um ein Grosses geringer seyn würde, so fehlt doch noch viel daran, daß diese Gesinnungen allgemein wären. Selbst da, wo der Bergbau im größten Flor stehet, wo man ihm bey weiten den größten Theil seines Wohlstandes zu danken hat, giebt es eine Menge Menschen, welche seinen eigentlichen Werth verkennen: und kaum kommt man ein paar Meilen ausser seinen Gränzen, so ist die Gleichgültigkeit gegen

ihn bey den meisten so groß, als gegen den Bergbau fremder Länder. Ueber die unbefangene Selbstgenügsamkeit will ich nichts erinnern, weil mir noch nicht klar ist, ob das Lob oder Tadel seyn soll. Aber das möchte ich wissen, wie man auf einer Reise, welche, besage der beyden folgenden Briefe, blos durch das Erzgebürge gegangen ist, etwas von dem Character der ganzen Nation bestimmen kann? Ich dächte, das könnte für die Gabe unsers Reisenden zu beobachten kein günstiges Vorurtheil erwecken. Wenn der jährliche Ertrag der Bergwerke von dem Verfasser auf zwey Millionen geschätzt wird, mit der genauern Bestimmung: Ich verstehe dadurch blos die Lieferung der Erze, als rohe Metalle, oder allenfalls als Bleche und Drathe, die fernere Bearbeitung derselben nicht mitgerechnet, so ist das wenigstens um ein Viertheil zu viel, auch wenn man die Bleche und Drathe mitrechnete. Die Drathe sind ohnedem ein gegen das Ganze sehr unbeträchtlicher Gegenstand, dessen Erwähnung keinen Kenner von dieser Fabrik anzeigt. Daß aber die Anzahl der vom Bergbau sich nährenden Menschen auf 10,000 Personen angegeben wird, kömmt der Wahrheit ziemlich nahe. Der gegenwärtigen Thätigkeit beym Bergbau läßt der Herr Verfasser die verdiente Gerechtigkeit wiederfahren, irrt auch nicht in der Bestimmung des seit dem leztern Jahren gewonnenen Silbers, verliert sich aber sehr bald in ganz falschen Erzählungen und irrigen Urtheilen.

Gesetzt es habe seine Richtigkeit, daß der Ertrag im Jahre 1763. bis auf 14,000 Mark Silber heruntergekommen sey, als welchen Punct ich ununtersucht gelassen habe,

so

so würde das dem Mangel der Thätigkeit nicht so sicher beyzumessen seyn, als ganz andere Ursachen, die auch nicht schwer zu errathen sind, wenn man sich des erstgeendigten siebenjährigen Krieges, des damaligen schlechten Geldes und der hierdurch so hoch gestiegenen Theurung in den leztern Jahren desselben erinnert. Aber am allerwenigsten lag die Schuld an solchen unsinnigen Speculationen, als der Reisende durch ein Beyspiel erläutern will, das noch darzu aus viel ältern Zeiten ist.

Denn nun kömmt eine Stelle, welche das Ausserordentlichste ist, was man in dieser Art lesen kann. An was für Leute muß doch der Herr Verfasser gerathen seyn, die ihm solche Dinge weiß machten! Und wie konnte ein denkender Mann, gesetzt er habe nicht die geringste Kenntniß vom Bergbau, nicht wenigstens an einem Umstande die handgreifliche Unwahrheit entdecken?

Es wird nämlich erzählt, warum (vor ohngefähr 40. Jahren) gewisse sehr beträchtliche Gruben, (es sind die sogenannten Halsbrückner Gebäude) liegen geblieben wären. Vorher geht eine Beschreibung von dem Wasserbedürfnisse bey unserm Bergbaue, worinnen mächtig deraisonnirt wird.

Erstlich lieset man mit Erstaunen, daß die Pumpen, welche das in den Gruben sich sammlende Wasser herausschöpfen, gemeiniglich auf Anhöhen angelegt wären, und daselbst angelegt seyn müßten. Ich weiß nicht, was der Herr Verf. dem seyn müssen für eine leidliche Erklärung geben

kann;

kann; denn das klingt nicht anders, als wenn man spräche: Der Weg in den Keller eines Hauses müsse über das erste Stockwerk gehen. Genug, das Vorgeben ist wider die Erfahrung, denn nach angestellter Vergleichung findet sich, daß jetzo unter der beträchtlichen Anzahl unserer Kunstgezeuge, etwan das achte jedesmal auf solche Weise angelegt, und folglich als eine Ausnahme anzusehen ist.

Aber warum wird denn bey einigen Werken das Wasser erst auf eine mäßige Anhöhe geleitet? Weil dort der Schacht, in welchem die Maschine, welche die Grubenwasser herausheben soll, gebauet wurde, vorher schon, ehe man an ein Kunstgezeug zu denken hatte, auf einen höhern Punkt abgesunken war, als das Thal, woraus die zur Bewegung des Kunstgezeuges nöthigen Wasser genommen werden können; und dieses durch eine Wasserleitung über der Erde leichter als in einem Canale durch die Erde dahin gebracht werden kann. Aber deswegen ist es nicht ein nothwendiges Erforderniß bey allen Kunstgezeugen, da vielmehr die weit grössere Anzahl derselben in den Gruben, über den zu Abführung der Grubenwasser getriebenen Stolln, erbauet sind.

Zweytens ist die Beschreibung von der Noth der Bergleute bey Ermangelung des Wassers, welches zu den Kunstgezeugen erforderlich ist, erstaunlich übertrieben. Daß alsdenn viele Bergarbeiter eine Zeitlang ihren gewöhnlichen Verdienst nicht haben können, hat seine Richtigkeit; aber grundfalsch ist es, daß sie beynahe alle müßten betteln gehen, und was weiter hin noch für Ausdrücke gebraucht werden. Denn diesem

zu

zu Folge solte man denken, die alsdenn nach Brode gehenden Bergleute müßten wenigstens so häufig auf den Strassen und in den Häusern gefunden werden, als die gewöhnlichen Bettler. Aber man sieht deren deswegen nicht mehrere; und wer es sonst nicht wüßte, würde daraus nicht abnehmen können, daß jetzo viele Bergleute feyern müßten. Das ist Thatsache. Ich könnte es also bey dem blossen Widerspruche bewenden lassen; aber ich will doch die Umstände anführen, woraus begreiflich wird, warum sie nicht beynahe alle betteln müssen. Ein grosser Theil von ihnen findet selbst auf solchen Gruben, denen durch trockne Witterung die nöthigen Aufschlagewasser entzogen sind, seinen Verdienst wie vorher. Denn wenn gleich die tiefsten Baue nach und nach müssen verlassen werden; so wird doch auf höhern Puncten, welche die anschwellenden Wasser erst langsam oder gar nicht erreichen, noch genug gearbeitet, auch in dieser Absicht mancher sogenannter Reservebau im Voraus veranstaltet. Ferner wird von Seiten der Direction so viel als möglich dafür gesorgt, daß man die verdienstlosen Leute auf andern Gruben, wo noch gearbeitet werden kann, unterbringe, wovon die beyden letzten Winter ein rühmliches Zeugniß geben. Auch sind viele auf dem Lande ansäßig, und haben ihr kleines Grundstück oder Nebenverdienst, selbst ihrer Weiber und Kinder Beyhülfe. Daß demungeachtet mancher dabey kärglich leben muß, ist nicht zu läugnen; aber bis zu solchen Bettelngehen, als man sich nach obiger Beschreibung vorstellen solte, kömmt es nicht. Man hat sogar Exempel genug, daß solche auf ihrer Grube ausser Arbeit gesetzte Leute die Versorgung, welche man ihnen anderwärts anbot, nicht annahmen, sondern, ohne betteln zu gehen,

sich sonst durchzubringen wußten. Hätte nun der Hr. Verf. diese genauern Umstände erfahren, so würde er hoffentlich folgendes Urtheil unterdrückt haben, welches, so gemäßigt es klingt, doch gegen die Regierung unsers Landes eine harte Beschuldigung enthält. „Ich halte das," spricht er, „für eine „Unvollkommenheit in der Verfassung. Denn es wäre doch „unbegreiflich, daß sich nicht solte ein Mittel finden lassen, „zu verhindern, daß arbeitsame Unterthanen bey etwas trocknem Wetter nicht zu Tausenden schmachten, und beynahe „Hungers sterben müßten." Hier fällt erstlich das beynahe Verhungern der Tausende weg, wie ich gleich gezeigt habe. Hernach ist durch den Umstand: bey etwas trocknem Wetter, die Sache wieder übertrieben worden.

Die Wasservorräthe, woraus die meisten und ansehnlichsten Gruben versorgt werden, sind auf mehrere Monate hinlänglich. Manche Gruben zwar, welche ihr Wasser aus der Mulde oder verschiedenen Bächen erhalten, können bey einer nicht lange dauernden Trockenheit schon in Verlegenheit kommen; dafür aber haben sie den Vortheil, daß ihrem Mangel durch eine kurze Regenzeit kann abgeholfen werden. Daß man dem bisweilen vorfallenden Wassermangel zur Zeit noch nicht gänzlich vorgebauet hat, oder richtiger zu reden, hat vorbauen können, ist allerdings eine Unvollkommenheit unsers Bergbaues, die aber nicht so, wie der Reisende meynt, der Verfassung zur Last zu legen ist. Daß sich zu Abhelfung dieses Uebels bisher kein Mittel solte haben finden lassen, mag dem Verfasser unbegreiflich seyn. Wer aber das Locale und alle Umstände der Zeit genau kennt, dem ist es sehr begreiflich,

warum

warum ein solches Mittel bisher, ich will nicht sagen, nicht ist gefunden worden, sondern nicht hat gefunden werden können. Denn so viel Wasser, als hierzu erfordert wird, um Jahr aus Jahr ein weder die längste Dürre des Sommers, noch die anhaltendste Strenge des Winters fürchten zu dürfen, ist in der ganzen Gegend nicht zu haben, wenn man nicht auf Herzuleitung weit entlegner Bäche, und endlich gar eines beträchlichen Flusses Kosten wendet, die bey bisherigen Umständen zu bestreiten noch nicht möglich gewesen ist. Auch ist es um so eher zu entschuldigen, daß man in dem Stücke noch nicht die äussersten Kräfte angestrenget hat, weil das Wasserbedürfniß nur nach und nach so groß geworden ist, so wie die Anzahl und der Bau der Gruben sich sowohl in der Länge als in der Tiefe mehr erweiterte. Unterdessen that man noch alles Mögliche, um dem Wassermangel bey einzelnen Gruben sowohl als auch in Ansehung des Ganzen vorzubeugen. Man legte neue Wasserbehältnisse an, vergrösserte andre, vertheilte die Wasser sorgfältig, daß, indem sie von einer Grube zur andern, von einem Kunstwerke auf das andre fliessen, sie vielfach genutzt werden können; man unternahm kostbare Verbesserungen der Maschinen, damit sie durch weniger Wasser getrieben, auch durch ihre Anlage in verschiedenen übereinander liegenden Puncten Wasser, die zu einer Maschine sonst nöthig waren, nunmehr auf mehrere genützt werden konnten, und sparte in dem allen weder Mühe und Nachdenken, noch sehr beträchtliche Kosten. Aber was unser Reisender verlangt, ist unter den bisherigen Umständen so schwer auszuführen gewesen, daß ich versichert bin, Niemand, der

die

die Direction des hiesigen Bergbaues gehabt hätte, würde mehr haben ausrichten können.

Aber nun zu der Erzählung von dem Verfall der Halsbrücknergruben, oder um eine genauere Benennung zu gebrauchen, des, aus vier ehedem zusammengeschlagenen Gruben, combinirten sogenanten halsbrückner vereinigten Feldes. Diese, welche der Reisende für eine constatirte Anecdote ausgiebt, (in den Reisebemerkungen 196. S. steht durch einen Druckfehler constratirte) ist nichts als eine handgreifliche Unwahrheit, wie selbst jeder, der des Bergbaues unkundig ist, einsehen kann. Die Sache ist kürzlich diese: Auf gedachten Gruben hätten die Kunstgezeuge aus Mangel an Wasser so lange müssen stehen bleiben, bis die in den Gruben sich sammlenden Wasser so angewachsen gewesen wären, daß man sie gar nicht mehr hätte herausbringen können.

Diesem Uebel wäre abzuhelfen gewesen, hätte man nur die Wasser eines gewissen Teiches zu rechter Zeit anwenden wollen; aber um die Fische desselben nicht zu verlieren, habe man ein Werk zu Grunde gehen lassen, auf welchem 800 Mann anfuhren, woraus man noch Millionen hätte gewinnen können, und in welchem schon für 100,000 Rthlr. Silber frey gemacht gewesen sey, (das heißt, man wußte, daß auf den Gängen der Grube für so viel Silber zu finden sey, es war aber noch nicht heraus gehauen und heraus gefördert.) So weit die Anecdote, welche für die Geschichte der Abderiten nicht ärger hätte können erfunden werden. Wie? um die Nutzung eines grossen Fischteiches nicht zu verlieren, wenn sie auch einige Tausend Thaler betragen hätte, solte man sich um

die

die bereits vorhandenen 100,000 Rthlr. gebracht haben? Man solte von Seiten der Grube nicht lieber die Fische der churfürstlichen Cammer abgekaufet haben, und, wenn sie 10,000 Rthlr. gekostet hätten, um die übrigen 90,000 Rthlr. zu retten? Wer kann sich bereden lassen, daß es je Leute gegeben hätte, die so zu handeln im Stande gewesen wären? Doch es ist hier nicht nöthig, den Beweis von der höchsten Unwahrscheinlichkeit herzunehmen. Die darüber geführten Acten wissen, nach glaubwürdiger Versicherung, von diesem Umstande nicht das Geringste. Wenn doch dieselben Gruben durch das Ablassen des Teiches hätten können erhalten werden! Man brauchte nicht einmal die Fische aufzuopfern, man durfte nur den Teich so weit ablassen, als man das Wasser ohne Schaden der Fische wegnehmen kann, wie bey Wassermangel so oft und ohne Bedenken geschieht. Aber an Hülfe aus dem Teiche, der hier gemeynt seyn muß, war gar nicht zu denken. Er liegt so, daß seine Wasser unmöglich auf diese Grube geleitet werden konnten. Der Umstand, daß für 100,000 Rthlr. Silber in der Grube vorhanden gewesen wäre, ist eine ganz seltene Anecdote, von der hier Niemand, den ich habe fragen können, etwas weis, und zugleich eine grosse Unwahrheit. Denn die bisherigen Gewerken dieser Gruben wurden endlich des Bauens müde, und gaben sie auf, ohngeachtet sie gegen 60,000 Rthlr. aufgewendete Kosten daran zu fodern hatten. Darauf trat der Landesherr in den Bau als Eigenlöhner ein, gieng aber im Jahr 1746 auch davon ab, mit Zurücklassung der hineingewandten bis auf 85,000 Rthlr. gestiegenen Kosten. Dies beweißt doch wohl unwidersprechlich, daß man damahls von einer solchen Menge Silbers, das in der Grube anstünde,

nichts kann gewußt haben, weil man es sonst, die Foderung des Landesherrn zu tilgen, noch vor Auflassung der Grube würde heraus gefördert haben.

Was darauf (S. 926. oder 198. S. u. f.) von der hiesigen General- Schmelz- Administration gesagt wird, ist im Ganzen richtig, ausser daß ein Hauptvortheil dieser Einrichtung ihm nicht mag bekannt geworden seyn; weswegen ich mich nur auf die Schrift: Der verkannte Werth des sächsischen Bergbaues, Leipzig, 1781. S. 70. berufe. Hernach daß vorgegeben wird, als wäre das Schmelzwesen zu Anfange dieses Jahrhunderts in mehrerer Vollkommenheit gewesen als jetzo, weil man damahls auf den Centner Erz nur 30 Pf. Bley verbrannt habe, jetzo hingegen bis auf 60 verlohren giengen.

Dieser Umstand fiel mir sehr auf. Er widersprach dem, was von unserm mit allen möglichen Vortheil betriebenen Schmelzwesen, an dem selbst ein in dem Stücke für so groß gehaltene Cramer mit aller Mühe und Unkosten nichts verbessern konnte, Jedermann bekannt ist. Wunderbar! dachte ich, daß die ehemahligen Directoren dieses Geschäftes die Sache besser solten verstanden haben, als ein Gellert, ein für dasselbe zu früh verstorbener Klinghammer, denen es seine jetzige Einrichtung zu danken hat; oder daß diese Wissenschaft, wenn jene sie besessen hätten, sich nicht unter den, von ihnen gezogenen Schmelzern solte erhalten haben. Doch hatte ich nichts auf der Stelle entgegen zu setzen. Desto sorgfältiger habe ich mich bey Sachkundigen über diesen Umstand belehren lassen, und das Resultat davon ist dieses: Von wem

auch

auch der Hr. Verf. diese Nachricht haben mag, so läßt sich doch überhaupt nicht sagen, daß bey einerley Methode im Schmelzen, sie sey nun die beste, oder eine schlechtere, der Bleyverbrand in einer langen Reihe von Jahren einerley seyn kann, weil die sehr verschiedene Beschaffenheit der Erze, wodurch die Beschickungen derselben auch sehr verschieden werden müssen, hierinne mancherley Veränderungen verursacht. Sich hierüber in eine weitere Erörterung einzulassen, ist wider den Zweck dieser Abhandlung, zumal da dieses Schmelzverständigen von sich selbst einleuchtet, andern weniger verständlich und nicht unterhaltend seyn würde. Doch damit man nur an einem Umstande siehet, daß diese Behauptung kein willkührlicher Machtspruch ist, so führe ich noch dieses an: Wenn Erze geschmolzen werden, welche viel Bley halten, so darf weniger Bley bey der Beschickung zugesetzt werden, es scheint also, als ob weniger Bley verbrannt sey. Aber man muß nicht vergessen, daß von den im Erze selbst steckenden Bleye schon ein Theil verbrennt, der bey dem Bleyverbrande auch mit in Rechnung gebracht werden solte, den man aber nicht bestimmen kann.

Der Holzmangel, welcher, nach unserm Beobachter (S. 927. oder S. 200) den sächsischen Bergbau zum Theil schon treffen, und noch mehr ihm drohen soll, ist auch in einem falschen Lichte vorgestellet. Es ist keine ungeheure Menge Holz, welche zu diesem Behuf aus Böhmen nach Sachsen gebracht wird. Es macht jährlich nach einem genommenen Durchschnitte etwan 2500 Schragen kurzes Holz, das Scheit zu $\frac{5}{4}$ Ellen Länge. Darunter sind zwar ungefähr 1400 Schra-

gen zum Bedürfnisse der Stadt; ich will sie aber hier mit in Rechnung bringen, weil ohne die Consumtion beym Schmelzen die Einwohner dieses ausländische Holz nicht nöthig haben würden. Wenn auch in einem Jahre noch etwas darüber erfordert wird, so sind das schon seltne Fälle. Weit beträchtlicher sind hingegen die Holzlieferungen, welche die chursächsischen Waldungen alljährlich hergeben, und zwar mit Nachhalt hergeben können. Diese belaufen sich im Durchschnitt jährlich auf 4000 Schragen, das Scheit zu $\frac{2}{4}$ Ellen Länge, welches gegen das böhmische Holz ein Verhältniß wie 12 : 5 giebt. Hierzu kommen noch viel Kohlen von ausgerotteten Stöcken. Davon hat man jährlich gegen 2000 Wagen gebraucht. (Wagen sind hier nicht Fuder, sondern ein bestimmtes Maas, so daß man auf den Schragen Stöcke $1\frac{1}{6}$ Wagen Kohlen rechnen kann.) Und nach den bereits getroffenen Anstalten wird diese Kohlenlieferung künftig 3000 Wagen auf das Jahr betragen, wodurch auf 2500 Schragen jährlich mehr als sonst auf dem Stamme stehen bleiben, bey welcher Ersparniß also unsre Waldungen den befürchteten Holzmangel noch ruhiger entgegen sehen können. Man kann also daraus urtheilen, ob unser Bergbau in dem Stücke so ganz von Böhmen abhänge, als hier vorgegeben wird. Wenn ferner gesagt wird, es hätten in diesem Jahrhunderte schon viele Schmelzöfen, zumahl von Eisenwerken (und andre sind es nicht) aus Mangel an Holze müssen stehen bleiben; so bin ich auf nähere Erkundigung belehret worden, daß dieses gar nicht die Ursache seyn, sondern sich vielmehr behaupten liesse, daß wenn diese eingegangenen Hütten noch im Umtriebe wären, sie auch das erforderliche Holz noch finden würden. Bey so bewandten Umständen

ständen ist auch die Furcht wegen der Zukunft nicht so groß. Denn man hat bey eigner Untersuchung der Sache gefunden, daß die sächsischen Waldungen den bisherigen Beytrag auch ferner liefern können, welches doch schon der größte Theil des Ganzen ist. Und wenn sich auch die Zufuhr aus Böhmen abschneiden solte, so würde man Anfangs wohl in einiger Verlegenheit, aber doch nicht ohne alle Hülfsmittel seyn.

Und demohngeachtet würde man zum Torfe seine Zuflucht nicht nehmen. Denn ausserdem, daß er, um gar kein Holz mehr nöthig zu haben, nicht in genugsamer Menge vorhanden wäre, so haben die bey seinem Gebrauch entgegen stehenden Schwierigkeiten noch immer nicht gehoben werden können, ohngeachtet man neuerlich wiederum drey Jahre lang Versuche gemacht hat. Denn derjenige Torf, welcher verkohlet werden kann, kommt zu theuer zu stehen; auch halten die daraus gebrannten Kohlen das Fortschaffen nicht gut aus, sondern zerbröckeln unterwegs zu sehr. Derjenige aber, welcher sich unverkohlt brauchen läßt, ist auch noch in geringer Menge blos zur Abwärmung der Heerde zu brauchen gewesen, welches aber eine sehr unbeträchtliche Holzersparniß ausmacht.

Daß darauf (S. 928. oder 202. S.) von der dasigen Bergacademie nicht mehr gesagt wird, als: Sie habe ein paar ganz gute Chymisten unter den Lehrern, und ein paar sehr thätige Leute in der mineralogischen Geographie; sie habe viel Gutes und für Sachsen Brauchbares; er finde das daran gewandte Geld für besser angelegt, als dasjenige, was die Academie der Künste erfodert, will ich dem Reisenden nicht zur Last

Last legen. Wer kein Kenner ist, oder wer nicht die vortreflichen Früchte dieses Instituts in der Nähe kann kennen lernen, dem fällt es freylich nicht sehr in die Augen, denn es liefert keine eignen gelehrten Abhandlungen. Doch das ist auch nicht nöthig. Man glaubte zwar bey seiner Errichtung, es würde die Academie auch durch heraus gegebene Schriften die Kenntniß ihres Faches weiter verbreiten können; aber es zeigte sich bald, daß man von Männern, die ausser ihren Lehrstellen zugleich mühsame und viel Zeit erfodernde Aemter auf sich haben, solche Sammlungen academischer Abhandlungen nicht erwarten könne. Da auch die Erfahrung lehrte, daß dieser Mangel dem Rufe des Instituts bey Auswärtigen, gesetzt er wäre ein unentbehrliches Erforderniß dabey, nicht schadete; so gieng man von dieser Nebenabsicht um so leichter ab, je mehr die Hauptabsicht erreicht ward. Diese war den Bergbau nach seinen verschiedenen Theilen durch Hülfe einer gründlichen Theorie sichrer und dadurch leichter zu machen; statt der ehedem meistens aufs Gerathewohl gewagter Versuche, wobey so viel Zeit und Kosten verlohren giengen, gewissere Schritte zu thun; vorgebliche Regeln, die oft ungegründete Vorurtheile oder wohl gar leere Worte waren, durch richtigere in der Natur der Sache liegende Bemerkungen zu verdrängen; und überhaupt dieses für unser Land so wichtige Geschäfte, das bisher meistens nur nach einer handwerksmäßigen oft seichten Routine getrieben ward, auf einen gewissen Fuß zu setzen. Dieser Absicht ist man auch zur Zeit schon sehr nahe gekommen, und wird sie immer mehr erreichen. Ich berufe mich hier auf das Zeugniß eines competenten Richters, des Herrn Vice-Berghauptmann von Trebra, welcher

in seinen Erfahrungen vom Innern der Gebirge a. d. 6ten S. sagt: „Die Bergacademie zu Freyberg, welche in und „ausser Sachsen so viel Licht, so manches Gute über den Berg„bau verbreitet hat, ob man es ihr gleich so wenig zugestehen „will.“ Es sind auch durch dieses Justitut schon nicht wenig Männer gezogen worden, deren bergmännische Wissenschaft, verbunden mit der Geschicklichkeit sie richtig anzuwenden, vor achtzig Jahren — ich sage es mit gutem Vorbedacht, weil es nicht zu viel ist — ein Wunder gewesen wäre. Wie viele der damaligen selbst hohen Beamten könnten, wenn sie jetzo wieder kämen, bey manchem Schichtmeister vielmal so viel lernen, als ihre ganze Kenntniß ehedem betrug! Der regelmäßige, wirthschaftlichere Grubenbau und der ehedem so sehr verkannte Grubenhaushalt, das sichre Verfahren im Markscheiden, wobey man die so theuer zu stehen kommenden Fehler immer weniger zu fürchten hat, die vielen Verbesserungen im Maschinenwesen u. dgl. waren vor Errichtung dieses Instituts entweder gar nicht, oder nur in geringern Grade anzutreffen: Man wird also wohl keinen Trugschluß begehen, wenn man sie den Lehrern desselben beymißt, unter welche auch der unvergeßliche Bergmeister Scheidhauer zu Freyberg zu rechnen ist, der, ohngeachtet er dabey, seines weitläuftigen Amtes wegen, nicht angestellet seyn konnte, so vieles zur bessern Theorie des Bergbaues gearbeitet hat. Selbst bey denen, von welchen man nur praktische Arbeiten und Erfahrungen fodern konnte, bey vielen Steigern und gemeinen Bergleuten, ist jetzo mehr Aufklärung zu finden; sie haben angefangen zu denken, zu beobachten, zu vergleichen, anstatt, wie sonst, dem gemeinen

Schlendrian zu folgen. Hierzu kommt noch die Sorgfalt, welche auf Bildung fähiger Köpfe unter der gemeinen Jugend zu künftigen Berghäuern und Steigern gewandt wird, und das mit so gutem Erfolg, daß unter ihnen mancher einen Grubenbericht geschickter abfassen, sich auf einem Markscheiderisse besser zurechte finden kann, als ehedem mancher Geschworner. Alles das kann freylich einen Durchreisenden unbekant bleiben, und es muß dem Hrn. Verfasser unbekannt geblieben seyn, sonst würde er die hiesige Bergacademie in einem andern Lichte dargestellet haben.

Aber er hat sogar noch Mängel daran bemerkt. „Im „Maschinenwesen, sagt er, habe ich keinen sächsischen Kopf „gefunden, der sich auszeichnete." Wie viel er zu dem sich auszeichnen rechnet, kann ich nicht wissen, und mich also auf den Vorwurf nicht einlassen. Aber das weis ich, daß der hiesige Bergbau an dem Kunstmeister Hr. Menden einen sehr erfinderischen Kopf, und von seinen Erfindungen vielen Nutzen gehabt hat. Ich will nur eine seiner neuesten, und die ihm die meiste Ehre macht, anführen. Sie besteht, nach der mir mitgetheilten zuverlässigen Beschreibung darinne, auf Gängen, die sowohl in ihren Streichen als Fallen keine unveränderte Richtung behalten, Treibewerke dergestalt anzulegen, daß dem ungeachtet die Tonne ohne abzusetzen in einem Stücke fortgehet. Eben so können alte Schächte, die auf verschiedenen Strecken, oft in weiter Entfernung, in mancherley Lage und Richtung untereinander stehen, zu solchen Treibeschachten vorgerichtet werden. So sinnreich diese Erfindung ist, so nutzbar ist sie auch. Sie erspart die Anlegung manches neuen Schachtes; sie macht, daß man bey

Absinken desselben auf dem reichhaltigen Gange fortgehen, und durch die Arbeit selbst einen Theil des Aufwandes bestreiten kann, da man sonst, um des Schachtes willen viele Lachter unhaltiges Gestein aushauen mußte. Also wird dadurch auf doppelte Weise gewonnen, nicht nur an den so theuern Kosten, sondern auch an dem beym Bergbau so unersetzlichen Zeitverluste.

Die auf der hiesigen Bergacademie Studierenden haben den Reisenden noch zu einer Spötterey veranlaßt, die ich mit Stillschweigen nicht übergehen kann. „Der Studierenden, „heißt es, auf der 929 oder 203 S. sind hier so viel nicht, „(das wäre auch in Ansehung der Inländer; nicht gut, „weil mehrere derselben nicht mit der Zeit ihre Versorgung „beym Bergbau finden könnten) doch wird die Academie sehr „von Ausländern besucht. Die ehrlichen Freyberger pflegen „sich viel darauf zu Gute zu thun, daß die Spanier und „Russen ihnen nicht abgehen, sondern daß man; so fast von „einer Hälfte des Globus bis zur andern, kommt, bey ih„nen Weisheit zu lernen, ohngeachtet das für mich nicht ge„rade der interressanteste Gesichtspunkt ist, aus dem ich die „Academie ansehe." Die Gelegenheit, bey welcher hier das Beywort: ehrliche, gebraucht wird, giebt offenbar zu erkennen, daß es der Herr Verfasser nicht in seiner eigentlichen guten Bedeutung genommen habe, sondern daß er damit einen gewissen Grad der Einfalt, über den ein weiser Mann noch lächelt, anzeigen wolle. Die Leser mögen selbst urtheilen, ob dieser Tadel gegründet sey, wenn es sich auch ganz so verhielte. Denn da es für die Nahrung eines Orts nicht unbedeutend ist, wenn durch solche Anstalten viele Fremde

hingezogen werden, so konnte man auch unsre Einwohner sich darüber freuen lassen; wiewohl der Einwohner nicht viele sind, welche diesen Umstand schätzen, und die wenigsten wissen, ob die Academie jetzt stark, oder der Studierenden jedesmal viele oder wenige sind. „Daß ihnen die Russen und „Spanier nicht abgehen“ ist zuviel gesagt. Wahr ist es, daß von Zeit zu Zeit Russen und Spanier sich der Bergwerkskunde wegen hier aufgehalten haben, auch noch vor Stiftung der Bergacademie, wie denn, seitdem die Kaiserin Anna 1735 den Oberberghauptmann von Schönberg nebst einer Menge Beamten und Bergleute zur Einrichtung ihres Bergbaues nach Rußland gezogen hatte, bald darauf junge Russen dieserhalb nach Freyberg kamen, von denen der bekannte Lomonossow einer der ersten war; aber so viel sind ihrer doch nicht gewesen, daß man den Ausdruck: nicht abgehen: gegen den Verfasser möchte gebraucht haben. Aber gesetzt, man thäte sich auch darauf etwas zu Gute, daß Fremde, nicht blos von den jetztgenannten, sondern auch von andern Nationen, bey uns diese Wissenschaften erlernten; so ist es doch jeder Nation und jeder Stadt eigen, an den rühmlichen Vorzügen des Ganzen mehr Vergnügen zu finden, als wenn man selbst etwas dazu beytrüge. So thut sich wohl jeder Preuße darauf etwas zu Gute, zu einem tapfern und kriegerischen Volke zu gehören, wenn ihm gleich für seine Person von diesem Nationalruhme nicht das geringste gebühret. Was man also in dem Stücke von andern nicht zu rügen pflegt, hätte an uns wohl auch können übersehen werden. Hingegen haben die, für einen Ort wie dieser, vielen Fremden, so sich zum Theil geraume Zeit und länger als sie erst Willens

waren, hier aufgehalten haben, zu einem andern für unsre Einwohner schmeichelhaften Gedanken, sehr gegründeten Anlaß gegeben, der aber anzuführen für den, der selbst hier wohnet, nicht schicklich seyn würde.

In dem Stücke aber hat der Hr. Verf. recht, daß die Anwesenheit der Fremden nicht der am meisten interessanteste Gesichtspunkt sey, aus dem die Academie anzusehen ist. Alle Verständige denken hier auch so.

Wegen der übrigen Errinnerungen kann ich mich kürzer fassen. Wenn auf der 929. oder 204. S. gesagt wird: „Auch „ein Berggericht unter den Namen Bergschöppenstuhl ist hier" so wäre dieses um Mißverstand zu vermeiden, so auszudrücken: Ausser dem Bergamte, welches das Berggericht in der ersten Instanz ausmacht, und dem Oberbergamte, als einer zur Oberaufsicht sämtlicher Bergwerke landesherrl. beständigen Commission, ist hier noch der mit dem Stadtrathe verbundene Bergschöppenstuhl, welcher kein eigentliches Berggericht im engern Verstande ist, sondern ein zu Entscheidung zweifelhafter, aus allen Bergämtern im Lande, auch wohl auswärts eingesendeter Bergrechtsfälle, vom Landesherrn absonderlich bestelltes Collegium, und solchergestalt den zu bürgerlichen Rechtsfällen bestellten Schöppenstühlen und Juristenfacultäten zu Leipzig und Wittenberg ähnlich, der sich zu jenen nunmehro eben so, wie andre Schöppenstühle zu den eigentlichen Gerichten verhält.

Aus dem Goldsande, den einige sächsische Flüsse führen, läßt sich noch nicht auf goldhaltige Gebirge schliessen. Ich berufe mich deswegen nur auf des Hrn. Bergr. Charpentier mineral. Geograph. von Sachsen S. 327.

Auf

Auf der 930. oder 204. S. stehen wieder verschiedene Unrichtigkeiten. Die Risse von den Gruben werden um noch andrer wichtigen Ursachen willen zu Rathe gezogen, als hier gemeldet wird. Diese unterirrdische Topographie würde einem der Sache Unkundigen wenig deutliche Vorstellung von der Sache machen. — Wird denn noch immer die alte lächerliche Sage wiederholt, daß die ganze Stadt unterminiret sey? Wenn der Hr. Verfasser das hier gehört hat, so thut mirs leid. Es sind nur zween bekannte Stollflügel, die sich unter der Stadt wegziehen: Und wenn ihrer auch mehrere wären, so macht dies noch kein unterminiren aus, da ein solcher Stollen, in einer Tiefe von 70 auch 100 Ellen in festem Gesteine getrieben, ½ höchstens ¾ Lachter breit ist, die Stadt aber 300 und mehrere Lachter im Durchmesser hat. Und daß es in ältern Zeiten noch mehrere gegeben habe, davon hat man kaum einige schwache Spuren. — Nicht alle und jede Werke sind in so genauen Zusammenhange, als hier gesagt wird. Das ist nur von den Hauptstollen richtig; weswegen ich wieder auf Hrn. Charpentier mineral. Geographie auf die 123 und folgende Seite weise. — Einen doppelten Zehnden bekömmt der Landesherr nie: Wohl aber wird manchen Gruben unter gewissen Umständen noch die Hälfte davon erlassen, und der Herr nimmt nur den Zwanzigsten. —

Von den Revenüen des Bergbaues, welche als reiner Ertrag in die churfürstl. Cassen fliessen, läßt sich nichts bestimmtes sagen. Ein Glück aber ist es für den Bergbau und das Land, daß man höhern Orts jetzo mehr das dadurch vermehrte Capital des gesammten Landes, als das Wachsthum der herrschaftlichen Einkünfte in Betrachtung zieht.

Grund-

Grundsätze, denen bey uns eine unveränderliche Dauer zu wünschen ist.

Privatpersonen, die ihr Geld beym Bergbau mit Vortheil anlegen wollen, räth der Hr. Verfasser keine Zubuskuxe zu kaufen, wiewohl bey manchen darunter Hofnung sey, beträchtliche Ausbeute zu erhalten, sondern lieber sein Geld an schon Ausbeutgebende Kuxe zu wenden. Diesen Punct auseinander zu setzen, ist wider meine gegenwärtige Absicht. Beym Ankauf der theuern Kuxe ist doch immer die Vorsicht nöthig nicht soviel zu wagen, daß man, im Fall sich die Ausbeute abschnitte, den Verlust nicht übersehen könnte. Zubuskuxe, auch wenn sie nie Ausbeute geben solten, in gewissen Verhältniß unsrer übrigen Ausgaben zu bauen, ist immer noch rathsam, selbst für den Vortheil des Bauenden. Die Erklärung dieses paradoxen Satzes findet man in der oben angeführten Schrift: Der verkannte Werth ꝛc. S. 19. u. f.

Zum Schluß kömmt es dem Hrn. Verfasser unwahrscheinlich vor, daß die hiesigen leonischen Gold- und Silberfabriken auf 1000 Menschen beschäftigen; aber das Wahre von der Sache ist, daß, vorausgesetzt, welches ich zu bestimmen nicht im Stande bin, die seit einigen Jahren erfolgten grossen Einschränkungen, welche die Ausfuhr der meisten sächsischen Manufacturwaren allenthalben hindern, habe hierinnen keine Minderung verursacht, die Zahl ist ihm eher zu niedrig als zu hoch angegeben worden.

VI.

An meinen lieben Freund S**r.

Nach dem englischen des Swift.

Wien, im Sommermond 1786.

So wie, erpicht auf Braten und Tokayer,
Der feiste Mönch, der jede Kirchenfeyer
Der Kirche halb, und halb der Küche weiht,
Sich auf das Fest des Ordensstifters freut,
Weil, während man am Hochaltare singet,
Und feyerlich das blanke Rauchfaß schwinget,
Melodisch auch der Bratenwender schnarrt,
Und blinkend schon die volle Flasche harrt,
So sehnt' ich, Freund! mich nach dem Freudenmahle,
Das gestern du in deinem Gartensaale
Mir zugedacht: Doch, Lieber! Das Geschick
Hielt schadenfroh mich in der Stadt zurück.
Ich war bereit, mein Wort als Mann zu halten:
Doch Klärchen zog die Stirn' in dunkle Falten,
Und sprach voll Ernst: „Landstreicher bleib zu Haus,
Und gieb dein Geld nicht stets für Kutschen aus!
Ich wittre Sturm; denn mürrisch sitzt die Katze
Im Winkel dort, und haschet mit der Tatze
Nicht so, wie sonst, poßierlich nach dem Schwanz.
Mein hohler Zahn fieng gestern Abends ganz
Entsetzlich an zu wüthen, und die Düfte
Des nahen Schlauchs durchwürzten rings die Lüfte.“

Unschlüßig stand ich an der Pforte, so
Wie Cäsar einst am Flusse Rubiko.
Doch plötzlich ward's am Kahlenberge düster:
Ein Wirbelwind erhob sich: rings am Ister
Versammelten die Wassernymphen sich,
Ihr Leinenzeug zu retten: Fürchterlich
Balgt' in der Luft der Wind sich mit dem Staube,
Und mancher Hut ward dem Orcan zum Raube.

Dem Säufer gleich, der bey dem Trinkgelag
Mehr Wein verschlingt, als er ertragen mag,
Spie häufig nun die überfüllte Wolke
Den Regen aus, und drohete dem Volke,
Das im Bezirk der weiten Kayserstadt
Sich gütlich thut, ein zweytes Sündenbad.
Manch schönes Kind floh jezt zur Krämerbude,
Feilscht' allerhand, bot wie ein karger Jude
Nur halben Preis, und kauft' am Ende nichts.
Der Wiederkunft des holden Sonnenlichts
Gewärtig, stand, wie ein verlohrnes Schäfchen
Mit leerem Sak manch armes wälsches Pfäffchen
Am Kirchenthor, und that beschämt zum Schein,
Als wolt' es gern nach einer Sänfte schreyn.
Umsonst bestritt mit einem Regenschirme
Frau Susens Hand des Wirbelwindes Stürme:
Ihr Obdach flog zersplittert in den Koth,
Und Suse ward der Gassenjungen Spott.

Welch einen Schwarm von mancherley Gelichter
Paart' jezt die Noth zusammen! Ein erpichter
Exjesuit, dem seines Kleids Ruin
Viel näher lag, als Kirchendisciplin,
Sprach friedlich hier mit einem Jansenisten,
Und dort stand dicht bey Maurern, Atheisten

Et cetera der fromme Vater Faſt,
So wie ein Schaaf oft zwiſchen Böcken graſt.

Wie ſchmiegte ſich, als trommelnd Schloſ auf Schloſe
Nun über ihm die Wölbung der Karoſſe
Erſchütterte, manch ſüſſer Seladon!
So ſchmiegte ſich, als einſt Lapkoon
Mit frecher Hand dem hölzernen Wallachen
Auf ofnem Markt zu Troja in den Rachen
Die Lanze ſtieß, vor Angſt und Schrecken ſtarr,
Im Bauch des Gauls der Griechen feige Schaar,
Ein Lumpenvolk, das leztlich, gleich brutalen
Kadetten, ſtatt den Fuhrlohn zu bezahlen,
Vom Leder zog, die Kutſcher Schurken hieß,
Und ſie zum Dahk wie Hunde niederſtieß.

Nun ſtand die Stadt, ſo weit mein Blick zu ſehen
Vermochte, rings im Waſſer, und Trophäen
Von mancher Art, riß die ergrimmte Fluth
Wild mit ſich fort. Hier kreuzt' ein alter Hut
Im Golf herum: Dort an der Rheede ſchiften
Zwo Hauben hin: Hier legten Merzens Schriften,
Die, leider Gott! das Ketzervolk nicht liest,
Aus Sympathie an einem Haufen Miſt
Vor Ahker ſich: Dort ſegelten die Fetzen
Von einem Hemd mit andern ſeltnen Schätzen
Des Trödelmarkts: Hier ſchwamm auf ofnem Meer
Ein armer Schuh, und kläglich hinterher
Der ganze Kram von einem Höckerweibe.
Beherzt ſah ich durch meine Fenſterſcheibe,
Und dachte froh: Wie ſelig iſt der Mann,
Der trocken nun im Zimmer ſitzen kann!

J. F. Ratſchky.

VII.

Ueber das Interesse und die Politik der vereinigten amerikanischen Staaten.

Von Doctor Franklin, jetzigem Präsidenten des Staats von Pensylvanien.

Man hat eine Tradition, daß als man in Neuengland die Colonien gründete, die ersten Pflanzer viel Schwierigkeiten fanden, und viel Ungemach zu übersteigen hatten, welches gewöhnlich der Fall ist, wenn ein civilisirtes Volk es versucht, sich in einer Wildniß niederzulassen. Da sie von frommer Gemüthsart waren, so erwarteten sie Hülfe vom Himmel, und klagten dem Herrn der Welt ihren Mangel und ihr Elend an Fast- und Bußtagen, die sie häufig in ihrem Calender ansetzten. Beständiges Nachdenken und Gespräche über diese Gegenstände pflanzte in ihren Seelen Schwermuth und Unzufriedenheit, und so wie die Kinder Israel waren viele geneigt nach dem Egypten wieder zurückzukehren, das sie wegen Verfolgung verlassen hatten. Endlich da in der Versammlung der Aeltesten ein neuer Fasttag vorgeschlagen wurde, trat ein mit gutem natürlichen Verstande begabter Pachter auf, und bemerkte, daß die Unbequemlichkeiten die sie litten, und wegen welchen sie den Himmel so oft mit ihren Klagen ermüdet hätten, nicht so groß wären, als man es erwarten konnte, und daß sie überdem sich täglich verringerten, da die Colonie sich vermehrte; daß die Erde anfieng ihre Arbeiten

zu belohnen, und ihren Unterhalt reichlich darreichte, daß die Seeen und Flüsse voller Fische, die Luft angenehm, und das Clima gesund wäre; über alles dieses hätten sie den völligen Genuß der bürgerlichen und Religionsfreyheit; er glaubte daher, daß Betrachtungen und Gespräche über diese Materien rathsamer wären, und dienen würden, sie mit ihrer Lage zufriedener zu machen; daß es also ihrer Pflicht gegen das höchste Wesen obläge, ihre Dankbarkeit zu zeigen, und man daher anstatt einen Fasttag ein Dankfest ansetzen müßte. Man folgte seinem Rath, und von jenem Tage an bis zu dem heutigen haben die Einwohner alle Jahr glückliche Vorfälle zu ihrem öffentlichen Flor bemerkt, um hinreichend berechtigt zu seyn ein Dankfest anzustellen, das man daher auch beständig mit Andacht gefeyert hat.

Ich lese in den öffentlichen Blättern einiger unsrer Staaten häufige Klagen über schwere Zeiten, Vernichtung des Handels, Seltenheit des Geldes u. s. w. Es ist mein Vorhaben zu behaupten, daß diese Klagen ganz ohne Grund sind. Kein Land oder Nation ist wohl denkbar, worin man nicht Menschen in solcher Lage antreffen wird, daß es für sie schwer ist, ihren Unterhalt zu finden, besonders Menschen, die kein vortheilhaftes Gewerbe haben, und bey denen daher das Geld selten ist, weil sie es nicht gegen andre Dinge eintauschen können. Es ist allemal in der Macht einer kleinen Anzahl, ein großes Lärmen zu machen. Allein laßt uns kaltblütig den allgemeinen Zustand unsrer Angelegenheiten übersehen, und vielleicht wird sodann der Prospect weniger finster seyn, als manche sich vorstellen.

Das

Das große Geschäft auf dem festen Lande ist der Ackerbau. Gegen einen Handwerksmann oder Kaufmann, haben wir, wie ich vermuthe, wenigstens hundert Pächter, von denen bey weitem der gröste Theil ihre eignen fruchtbaren Ländereyen anbaut. Von diesen Ländereyen ziehen viele nicht allein das Nöthige zu ihrer Nahrung, sondern auch die Materialien zu ihrer Kleidung, so daß sie sehr wenig fremde Hülfe zu ihrem Unterhalt brauchen, während daß sie einen Ueberfluß an Producten haben, wodurch Reichthum nach und nach erworben werden kann. So groß ist die Güte der göttlichen Vorsehung für diese Regionen, und so günstig ist das Clima gewesen, daß seit den drey oder vier ersten mühseligen Jahren unsrer Vorväter bey ihrem Anbau allhier, nie etwas von Hungersnoth, oder auch nur Mangel bey uns erlebt worden ist; im Gegentheil, obgleich einige Jahre mehr, und andre weniger fruchtbar waren, so hatten wir doch allemal Lebensmittel genug für uns, und noch einen Ueberfluß zur Ausfuhr. Obgleich im vorigen Jahre die Erndte überall gut war, so wurde der Pachter dennoch nie besser für dasjenige bezahlt, was er entbehren konnte, welches der Handel und die bekannten Preise hinreichend beweisen. Die Ländereyen, die der Pachter besitzt, steigen beständig im Werth mit dem Wachsthum der Bevölkerung. Er ist in Stand gesetzt denenjenigen, die für ihn arbeiten, ein so gutes Lohn zu geben, daß alle, die die alte Welt kennen, gestehn müssen, daß in keinem Theil derselben, die arbeitenden Armen durchaus sowohl genährt, sowohl gekleidet, sowohl behauset, und sowohl bezahlt sind, als in den vereinigten Staaten von America.

Wenn wir die Städte betrachten, so finden wir, daß seit der Revolution die Besitzer von Häusern und Grundstücken ihre Zinsen ausserordentlich erhöhet bekommen haben. Der Miethzinß ist zu einer erstaunungswürdigen Höhe gestiegen, daraus ist Aufmunterung zum Bauen entstanden, wodurch eine Menge Arbeitsleute Brod erhalten; ein gleiches thut der erhöhte Luxus und eine prächtige Lebensart derjenigen Einwohner, die dadurch reich geworden sind. Alle diese Arbeitsleute verlangen einen weit grössern Lohn, als sie in irgend einem Theil der Welt erhalten würden, und werden in baaren Gelde ausgezahlt. Diese Volksklassen können daher nicht über schwere Zeiten klagen, und sie machen doch einen sehr beträchtlichen Theil der Stadtbewohner aus.

Da ich von unsern americanischen Fischereyen entfernt lebe, so kann ich von ihnen nicht mit Gewisheit sprechen, allein ich habe nicht gehört, daß die Arbeit der wichtigen Volksklassen, die sich damit beschäftigt, schlechter bezahlt wird, oder daß sie weniger Vortheile hätten als vor der Revolution. Die Wallfischleute haben zwar einen Markt für ihren Thran verlohren, aber wie ich höre, ist ein anderer für sie offen, welcher, wie man hoft, eben so vortheilhaft seyn wird.

Nun sind noch die Kaufleute und Krämer übrig. Von diesen, obgleich sie nur einen kleinen Theil der ganzen Nation ausmachen, ist die Anzahl beträchtlich; sie ist nur zu groß für ihr Gewerbe, den die Consumtion der Waaren in allen Ländern hat ihre Gränzen. Die Kräfte des Volks,

das

das ist, ihre Fähigkeiteit zu kaufen und zu bezahlen, steht nur allein mit einer gewissen Quantität Waaren in Verhältniß. Wenn Kaufleute dieses Maaß in ihren Calculn überschreiten und zu viel einführen, so werden sie natürlich den Verkauf wegen des Ueberflusses nicht vortheilhaft finden, und dann werden einige sagen, daß der Handel stockt. Sie solten, und ohne Zweifel werden sie auch durch die Erfahrung weiser werden, und weniger einführen. Wenn zu viel Handwerksleute in der Stadt sind, und Landleute, die sich schmeicheln bequemer zu leben, und daher Krämer werden, so wird das ganze natürliche Maaß dieses Gewerbs unter ihnen vertheilt, jedem derselben einen zu kleinen Antheil verschaffen, und Klagen veranlassen, daß der Handel todt ist. Diese stellen sich sodann auch vor, daß der Mangel am Gelde daran schuld ist, da doch im Grunde das Uebel nicht sowohl von der kleinen Anzahl der Käufer, als von der übergrossen Anzahl der Verkäufer herrührt. Wenn jeder Krämer, Pachter oder Handwerksmann zum Pfluge oder zu seinem Handwerksgeräthe zurückkehren wolte, so würden Wittwen und andre weibliche Krämer genug für dieses Geschäft übrig bleiben, und ihnen einen guten Unterhalt verschaffen.

Ein jeder, der durch die verschiedenen Länder in Europa gereist ist, wird bemerkt haben, wie klein verhältnißweise die Anzahl der Reichen oder wohlhabenden Personen daselbst ist, wenn man sie mit denen vergleicht, die in Armuth und Elend leben; er wird bemerkt haben: die wenigen reichen und stolzen Landbesitzer, die Menge der Armseligen, die ihre Taxen nicht bezahlen können, und die halb bezahlten und halb

verhungerten lumpigten Arbeitsleute. Wenn er nun die glückliche Mittelmäßigkeit betrachtet, die hier überall durch alle Staaten herrscht, wo der Landmann für sich arbeitet, und seine Familie im anständigen Ueberfluß erhält, so wird er gewiß hinreichende Ursache finden, die göttliche Vorsehung zu preisen, für die augenscheinliche und grosse Verschiedenheit, die zu unserm Besten obwaltet, und er wird überzeugt seyn, daß keine uns bekannte Nation einen grössern Antheil an menschlicher Glückseligkeit genießt.

Es ist wahr, daß in einigen von unsern Staaten der Partheygeist und Uneinigkeit herrscht; laßt uns aber zurück sehn und fragen: Ob wir je ohne diese Uebel waren? Sie finden sich allenthalben, wo Freyheit ist, und vielleicht helfen sie solche aufrecht zu erhalten. Durch das Zusammenstossen verschiedener Gesinnungen werden Funken von Wahrheit herausgeschlagen, und ein politisches Licht verbreitet. Die verschiedenen Factionen, die uns jetzo von einander absondern, haben alle das allgemeine Beste zum Endzweck; die Verschiedenheiten betreffen nur allein die mannigfaltigen Arten es zu bewirken. Dinge, Handlungen, Maasregeln und Gegenstände aller Arten stellen sich dem Geiste der Menschen in so sehr verschiedenem Lichte dar, daß es nicht möglich ist, daß wir alle über einen Gegenstand zu einer Zeit gleich denken solten, wenn kaum ein Mensch im Stande ist, zu allen Zeiten dieselben Ideen davon im Gedächtniß zu behalten. Partheyen sind daher das gemeine Loos der Menschheit, und unsere sind gewis nicht schädlicher oder weniger wohlthätig, als diejenigen in andern Ländern, Völkern und Zeitaltern, die,

im nämlichen Grade wie wir, den großen Seegen der politischen Freyheit geniessen.

Einige unter uns kränken sich eben nicht über den gegenwärtigen Zustand unsrer Angelegenheiten, sie fürchten aber die Zukunft. Der Wachsthum des Luxus beunruhigt sie, und sie glauben, daß wir hiedurch allein schon auf den grossen Weg zum Abgrunde eilen. Sie bemerken, daß ohne Oeconomie keine Einkünfte hinreichen, und daß der reichlichste Ertrag eines ganzen Volks von den Producten des Landes, eitel und unnütz verschwendet werden, und an die Stelle des Ueberflusses gar leicht Armuth treten könne. Dies kann vielleicht geschehen. Dennoch ereignet es sich selten; denn es scheint in jeder Nation ein grösseres Maaß von Industrie und Mäßigkeit zu seyn, die zum bereichern abzweckt, als von Faulheit und Verschwendung, die Armuth verursacht; so daß im Ganzen eine beständige Anhäufung des Reichthums statt findet. Man betrachte was Spanien, Gallien, Germanien und Brittannien zu den Zeiten der Römer waren, bewohnt von Menschen, nicht viel reicher wie unsere Wilden, und sodann sehe man die Reichthümer an, die diese Länder jetzo besitzen, in zahlreichen, wohlgebauten Städten, schönen Ländereyen, kostbaren Haußgeräthe, Magazinen mit mannigfaltigen Manufacturwaaren angefüllt, ohne einmal das Silbergeschirr, die Juwelen und das gemünzte Geld zu erwähnen; und alles dieses, ohnerachtet ihrer schlechten, verschwenderischen, plünderungsvollen Regierungen, und ihrer unsinnigen verheerenden Kriege; dennoch ist der Luxus und die ausschweifende Lebensart in diesen Ländern nie sehr gehemmt worden.

Man betrachte sodann die grosse Menge der fleißigen und frugalen Landleute, die die innern Länder dieser americanischen Staaten bewohnen, und die eigentlich den Körper unsrer Nation ausmachen; und nun urtheile man ob es möglich ist, daß der Luxus unsrer Seestädte ein solches Land ruiniren könne. Wenn die Einfuhr fremder Luxuswaaren vermögend wäre ein Volk zu Grunde zu richten, so würde dieses wahrscheinlich bey uns längst geschehen seyn, denn die brittische Nation machte Ansprüche auf das Recht, und führte es auch aus, uns nicht allein den Ueberfluß ihrer eigenen Producte zuzuführen, sondern auch den Ueberfluß aller Nationen unter dem Himmel. Wir kauften und consumirten sie, und dennoch florirten wir und wurden reich. Jetzo kann unsere unabhängige Regierung thun, was wir damals nicht thun konnten, nämlich solche Einfuhr durch grosse Auflagen zu schwächen, oder sie durch Verbote zu verhindern, wodurch wir reicher werden können; im Fall, welches noch zu untersuchen ist, der Wunsch, uns mit schönen Kleidern u. s. w. auszuzieren, nicht vielmehr dadurch, daß er uns stark zur Arbeit und Industrie anreizt, die Veranlassung ist, Producte von grösserm Werth zu erzeugen, als in der Gewährung dieses Wunsches consumirt wird.

Der Ackerbau und die Fischereyen der vereinigten Staaten sind die grossen Quellen unsers wachsenden Reichthums. Derjenige, der ein Saamenkorn in die Erde pflanzt, erhält zur Belohnung dafür vielleicht vierzig wieder; und derjenige, der einen Fisch aus unsern Gewässern zieht, zieht eigentlich ein Stück Silber heraus.

Laßt

Laßt uns daher auf diese Gegenstände aufmerksam seyn, und ohne Zweifel wird es gewis geschehn; sodann kann die ganze Macht unsrer Nebenbuhler mit allen ihren einschränkenden und verbietenden Gesetzen uns wenig schaden. Wir sind Söhne der Erde und der Seeen, und wie Anteus in der Fabel, wenn im Kampf mit einem Hercules wir dann und wann niederfallen, so wird doch die Berührung unsrer Eltern uns neue Kräfte und frischen Muth mittheilen, den Kampf zu erneuern.

VIII.
An das Liebesthälchen zu **

O Thälchen, das die Liebe sich
Zu ihrem Heiligthum erwählet;
Daß oft zu süsser Freude mich,
Zum fröhlichen Genuß beseelet;
Mein Lieblingsthälchen, das so mild,
So reizend lacht im Blumenkleide,
Schön wie Elysiums Gefild!
Nimm noch dies Liedgen, eh' ich scheide.

Gleich einem Kranz, o Thälchen, ziehn
Sich um dich her viel tausend Bäume;
Hier schwarz, dort hell=, dort dunkelgrün,
Und wecken hohe Dichterträume.
Manch' Veilchen, manch Kamilchen bricht
Hervor aus deinen weichen Raasen,
Manch' liebliches Vergismein nicht;
Und leichte laue Weste blasen.

Fern vom Geräusche, herrschet hier
Ein feyerliches, tiefes Schweigen;
Nur kleine Vogel flattern hier,
Sich wiegend auf verliebten Zweigen;
Sie zwitschern ihre Liebespein,
(Die kleinen Flügel leise schlagend,)

Bald

Bald leicht, wie Hillers Melodeyn,
Und bald, wie Benda, schmelzend klagend.

Auch singt die hohe Nachtigall
Ihr Zauberlied aus dunklen Bäumen,
Zurück getönt vom Wiederhall,
Und lullt mich ein zu süßen Träumen.
Dann seh im Traum' ich, Tine, dich
Mit deiner holden Engelmiene,
Fahr auf im Schlaf' und nenne dich,
Und mit mir ruft das Echo: Tine!

O liebes Thälchen, hier in dir,
Vom blauen Himmel sanft umglänzet,
O liebes, holdes Thälchen, hier
Von Hayn und Bergen rings umkränzet;
Auf deinem weichen Raasen hier,
Wo sichs so sanft schläft; wie auf Rosen,
Wie süß, wie herzig muß in dir
Es sich mit Tinen lassen kosen.

An Tinens Busen hingelehnt,
Von Nachtigallgesang umhallet,
Das Herz von süßem Drang gedehnt —
Von Mondesschimmer rings umwallet,
Von Abendwinden sanft umweht,
Ach, so von Tinens Arm umgeben
Bis mählich jeder Sinn vergeht — —
O liebes Thälchen welch ein Leben!

Wenn einst zum bräutlichem Altar
Gott Hymen mich mit Tinen führet,
Wenn Tinens schön gelocktes Haar
Sanft Hymens Myrtenkrone zieret

Denn

Denn sollst du, liebes Thälchen, hier
Mit Tinen kosend mich erblicken;
Dann will ich, liebes Thal, in dir
Schöntinchens keusche Rosen pflücken.

Ein Rosenlager bett' ich mir
Auf deinen weichen Raasenbeeten;
Und Philomele soll mir hier,
Den Brautgesang hernieder flöten;
Dann tön' von ferne Unkenlaut,
Und Mondenschein strahl aus der Höhe.
Daß ich die Wange meiner Braut
Beym Gürtellösen röthen sehe.

Schink.

IX.

An ein Marienbild, in einer katholischen Kirche.

Verzeih, Sancta Maria, mir,
Ein Ketzer steht hier neben dir,
Hoch glüht sein Herz, hoch sein Gesicht,
Voll Andacht, doch dir gilt es nicht.

Dich tief bewundernd steh ich hier,
Doch beten kann ich nicht zu dir;
Seh gern dein lieblich Angesicht,
Doch meine Knie beug' ich dir nicht.

Verzeihe mir, ich bete nur
Zum grossen Vater der Natur
Der aller Menschen Vater ist,
Den alles ehrt, Jud, Heyd' und Christ.

Ich sehe, grosse Heilige,
Dich gern in deiner Glorie
Bewundernd seh dein Bild ich an,
Denn du gebahrst den größten Mann.

Gabst Jesum Christum groß und hehr,
Einst dieser Erde, keiner mehr,
Gleicht ihm an Kraft und Geisteshöh,
Und keiner ihm an Tugend je.

Und darum ehr' und lieb' ich dich,
Doch beug' ich nicht anbetend mich —
Zwar heilig bist, doch Mensch, wie ich,
Und nie beugt' ich vor Menschen mich.

So, Mutter Jesu, steh' ich hier,
O! Heilige, vergieb es mir,
Ohn' Ave, sonder Rosenkranz,
Steh ich vor deiner Strahlen Glanz.

Willst du Gebet, so schaue hier
Schönliebchen kniet nicht weit von dir,
Hält ihr Gebetbuch hoch empor,
O Gnadenbild, wärst du doch Ohr.

Und höretest den holden Klang
Der Silberstimme, ihren Sang,
O wärst du Auge, Gnadenbild,
Und sähest, wie ihr Busen schwillt.

O grosse Heilge, sicherlich,
Du liebtest sie so sehr als ich;
Geständest gern, so sanft du bist,
Daß sie dir gleich an Sanftmuth ist.

Ihr holdes Auge ist so rein,
Als immer deines nur kann seyn —
Und ihre holde Seele ist,
Ganz Menschengüte, wie du bist.

Wiß, ihre Liebe gab sie mir,
Verzeihs, Sancta Maria, ihr,
Daß sie an einen Ketzer hin
Gab ihren holden Engelsinn.

Dann, Heilige, seit sie mich liebt,
Sich ganz mein Herz an Gott ergiebt;
Seit sie mein Herz gezaubert hin,
Ganz heilig, keusch und fromm ich bin.

Ich geh tagtäglich zu ihr hin,
Und fühl, daß ich nie frömmer bin;
Nicht frömmer wär, gieng ich zu dir,
Vergilts, Sancta Maria, ihr.

Schink.

Berichtigungen.

Der Verfasser des Fragments aus einem Reisejournal, das im Febr. Stück dieser periodischen Schrift befindlich ist, berichtigt die Spuckgeschichte auf dem Schlosse zu Manheim auf Verlangen dahin, daß man die Sache selbst nur als Pöbelsage und Pöbelglaube ansehen muß, der Aufgeklärtere mit Recht spotteten.

Im Sept. ist zu verbessern:

Seite 182. Z. 8 ließ Mönchen statt Manchen.

Seite 183. Z. 5 ist nach dem Wort zweymal das Wort fast ausgelassen.

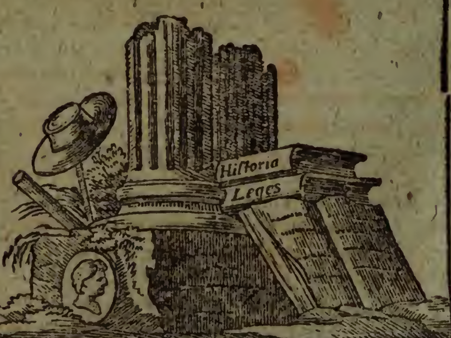
Litteratur
und
Völkerkunde,

5ter Jahrgang 9ter Band.

No. XII.

December 1786.

Dessau und Leipzig, bey G. J. Göschen.



Verbesserung:

Im Monat August dieses Jahres ist Seite 114 statt Schachmann auf Königsbrück, Schachman auf Königshayn zu lesen. — Die Druckerey sieht sich genöthiget, diese Berichtigung wider alle Ordnung auf den Umschlag zu setzen, weil dies Decemberstück schon völlig abgedruckt war.

Herr Prof. Fischer in Halle, giebt im Verlage bey Friedr. Dan. Francke eine Geschichte Friedrichs II. Königs von Preussen heraus. Dieses Werk, welches der besonders gedruckten Anzeige nach, zum Theil noch unbekannte Nachrichten und Anekdoten enthält, und als ein Lesebuch für alle Classen ohne Citaten und Beilagen eingerichtet seyn soll, erscheint Ostern 1787. Diese ganze Geschichte wird in einem Bande und sehr billigem Preise erscheinen.

Bey dem Buchhändler Joh. S. Heinsius in Leipzig sind in der Leipziger Michaelmesse 1786. nachstehende neue Bücher herausgekommen:

— Abhandlungen, neue, der Kön. Schwed. Akad. der Wissenschaften aus der Naturlehre, Haushaltungskunst und Mechanik, aus dem Schwed. übersetzt von Kästnern, mit Kupfern, 6r Band. gr. 8. 1 Thlr. Domairon allgemeine Grundsätze der schönen Wissenschaften, aus dem Franz., mit Zusätzen vermehrt von D. A. C. Stockmann, 1r Th. 8. 18 gr. (Der zweyte und letzte Theil wird künftige Messe fertig.) Heilige, die entlarvte, oder die neue Katharina von Siena, in der Geschichte einer Nonne, und dem wider sie und ihrem Gewissensrath verhängten Inquisitionsproceß. Ein Italienisches Aktenstück unsers Jahrhunderts, gr. 8. 12 gr. Jakob, M. Ludw. Heinr. Prüfung der Mendelsohnschen Morgenstunden oder aller speculativen Beweise für das Daseyn Gottes in Vorlesungen. Nebst einer Abhandlung von Herrn Prof. Kant. 8. 1 Thlr. Lauhn, D. B. F. R. nutzbarer Gebrauch der Vorklage wider klare Briefe und Siegel, in den Landen des Sächs. Rechts, nach dem L. 28. Dig. de fide jussoribus abstammend, aus dessen Handschriften vermehrt, und mit Rechtssprüchen erläutert von J. C. Gruber, 8. 12 gr. Phantasien, moralische, über einige bedenkliche Verhältnisse des menschlichen Lebens, 8. 7. gr.

Ferner sind nachstehende Verlags-Artikel künftig zu haben:

Hervey, (James) erbauliche Betrachtungen über die Herrlichkeit der Schöpfung in Gärten und Feldern, 3 Theile, mit Kupf. 8. Hamb. 765. 1 Thlr. 16 Gr. de Chausevie, (P. S.) Handbuch zum Gebrauch der Hebammen, neue Aufl. 8. Altona 783. 8 Gr. Erinnerungen über einige Briefe eines vorgeblichen Franzosen, 8. Altona 784 8 Gr. Schlözer, (Aug. Ludw.) schwedische Biographie, enthaltend eine Sammlung von Lebensbeschreibungen berühmter Kriegs- und Staatsmänner, 2 Bände, gr. 8. Altona 760 — 68 2 Thlr. 18 Gr. Ernesti, (D. Joh. Aug.) Lehre der evang. luther. Kirche von der Gegenwart des Leibes und Blutes Jesu im heil. Abendmale, 8. Altona 784 8 Gr. Duitsch (C. S.) bewundernswürdige Führung Gottes bey einem blinden Leiter der Blinden, 2te Ausgabe, gr. 8. Utrecht 771 20 Gr. Zitze, ein Trauerspiel in drey Aufzügen, 8. Altona 782 2 Gr. Haen, (W.) vermischte Versuche in der Dichtkunst, 8. Wien 782 8 Gr. Ueber die Mädchenerziehung, ein Gespräch, 8. Wien, 783 von Haen, (Anton) Abhandlung von der sichersten Heilungsart der natürlichen Pocken, 8. Wien, 775 4 Gr. Ueber verschiedene Misbräuche bey den Handwerkern und Zünften, 8. Wien 781 2 Gr. Cartheuser, (D. C. W.) Betrachtungen über einige Materien aus der Diätetik, 8. 765 3 Gr.

GAZZETTA DI WEIMAR.

Durch Zureden ansehnlicher Personen bewogen, werde ich unter voranstehendem Titel mit Anfang des Jahrs 1787 eine Italiänische Zeitung herausgeben, wenn sich eine hinreichende Anzahl Abonenten einfindet. Sie wird von den merkwürdigsten Begebenheiten, die sich auf der Schaubühne der Welt ereignen, und von den vornehmsten und neuesten Werken und Erfindungen Italiens in allen Fächern der Wissenschaften und Künste Nachricht ertheilen, und oft auserlesene Proben italienischer Dichtkunst beyfügen. Meine Hauptabsicht ist, den Liebhabern der Italiänischen Sprache ein periodisches Blatt von interessantem und angenehmen Inhalt in reinem Toskanischen Stil, zu liefern, welches ihnen zu einem Lesebuche diene, sich in der Sprache der Grazien zu üben. Mit Anfang des Januars 1787 wird jede Woche ein Bogen, erscheinen; wozu sich Jedermann auf allen Postämtern in und ausser Teutschland abonniren kann. Dieselben werden sich mit dem Kaiserlichen Postamte zu Weimar einverstehen, und einem jeden die Blätter postfrey überliefern. Der Preis des jährlichen Abonnements für Auswärtige ist 3 1/2 Reichsthaler, zu Weimar aber 3 Thlr. nach Leipziger Münzfuß gerechnet, welcher vor Ausgang des Monaths März abzutragen ist. Man kann sich zu jeder Zeit des Jahrs abonniren, wenn man sich zu den vorausgegangenen Blättern des nemlichen Jahrs verbindlich macht, damit keine Jahrgänge defekt bleiben. Wer aber willens ist, im folgenden Jahre von dem Abonnement abzugehen, der muß es ein Vierteljahr vorher aufkündigen, sonst verbindet er sich auf das folgende Jahr. Die Herren Abonnenten werden sehr gebeten, ihre Namen noch vor der Mitte des nächsten Decembers in den K. Postämtern ihres Orts aufzeichnen zu lassen, weil die Ausführung des Unternehmens von einer hinreichenden Anzahl Abonenten abhängt. Zu Weimar abonnirt man in der Expedition des Weimarischen Magazins. Weimar, den 30sten Sept. 1786.

Jagemann,
Fürstl. Sächs. Rath und Bibliothekarius.

Johann Ludwig Gehra in Neuwied, empfiehlet seine Handlung in Büchern, Musikalien und Kupferstichen. Seine Verlagswerke sind: Klopstocks Oden, in Musik gesetzt von Neefe, neue sehr vermehrte Ausgabe, 2 fl. 45 kr. Von Rochow Catechismus der gesunden Vernunft, 24 kr. Vorschlag durch Versorgung der Armen eine ansehnliche Renthe zu erlangen ꝛc. ein nützlich ökonomisch Werk, mit Kupfern, 36 kr. Methodisches Buchstabir- und Lesebuch, 10 kr.

Ferner: Sulamith und Eusebia, eine Trauerkantate auf den Tod Moses Mendelssohns, vom Herrn Prof. Ramler, nebst einem Schreiben über Mendelssohns Tod, vom Herrn General von Scholten, 1786 6 kr. Kurze Uebersicht dessen, was Friedrich der Zweyte, König in Preussen, mit dem verdienten Beynahmen des Einzigen, seinem Volke, dem deutschen Vaterlande und der Menschheit geleistet, 1786 12 kr. Betrachtung über den Soldatenstand, 1786 8 kr.

Bey dem Buchhändler Johann David Schöps in Zittau erscheint künftige Weihnachten eine Uebersetzung von

Rules for preserving Health, particularly with regard to studious Persons. In tree Treatises, translated from the Spanish of the referend Father *Feyjoo*, Master General of the Ordre St. Benedict. 8vo, 1786

Daselbst ist letzte Michaelmesse fertig worden:

Skizzirte Lektüre für's Herz und Vergnügen, aus dem Engl. 8. 786 1 rthl.
Bruchstücke zur Staats- Natur- Geschichts- und Völkerkunde, aus d. Engl. 8. 786 20 gr.

Litteratur und Völkerkunde.

5. Jahrgang. 9. Band.

No. XII. December. 1786.

Inhalt.

Litteratur und Völkerkunde.

XII.

December. 1786.

I.

Die Mönche von la Trappe.

La veritable piété n'est point cruelle.

Comminges.

Nie haben Schwärmerey und Verzweifelung ein furchtbareres Ungeheuer aushecken können, als in der religiösen Stiftung des Ordens la Trappe in Frankreich geschehen ist. Die Menschlichkeit entsetzt sich bey dessen Anblick, die milde Religion wendet ihr heiliges Antlitz ab, der Verstand empört sich gegen seine Existenz, und der Genius des 18ten Jahrhunderts zürnt über ihre Fortdauer. Die Abgötterey des alten und neuen Heydenthums hat unter ihren strengsten und abgeschmacktesten Gebräuchen nichts aufzuweisen, das die grausamen Lächerlichkeiten dieser Ordensregel übertreffen könnte. In ihrer Erfindung scheint die Menschengehäßige Andächteley ihre frommen Marterkünste erschöpft zu haben: Sie ist ein Gedanke voll Bitterkeit gegen die Menschen, ein Gedanke, der unter der Schaale der Ergebung und heiligen Betrach-

tung, gegen die Vorsehung rebelliret, und verbissenen Verdruß über vereitelte Plane des Lebens verbirgt; ein Gedanke, der nur in dem Kopfe eines halben Wahnsinnigen aufsteigen, und in Möncherey Wurzel schlagen mochte. Die Inquisition selbst konnte durch ihre Gewalt nicht empfindlichere Quaalen anlegen, als hier der freye Wille Seelenkranker Novizen übernimmt. Dort fraß ein flammender Scheiterhaufen seine vorgeworfenen Opfer in wenig Stunden zusammen, hier braten sie langsam mehrere Jahre bey einem unterhaltenen Brande im Gehirne. Hier ist der Fanatismus gleichsam ein kaltblütiger Henker, der den elenden Proselyten der Verzweiflung die Zungen abschneidet; der alle Geisteskräfte dieser freywilligen Delinquenten auf die Folter spannt, der sie auf der Faulhaut eines andächtigen Müßigganges durch das Leben hinschlept, und mit unabläßig peinlichen innerlich- und äusserlichen Casteyungen wie mit glühenden Zangen martert, bis die Unglücklichen in die Betäubung versinken, in welcher sie völlig jenen Verwünschten der Feenschlösser ähnlich werden, und als menschlich geformte Maschinen den Tod als den Zauberstab ihrer Erlösung erwarten.

Die Nachrichten von diesem strengen Orden sind bisher mehr in romantischen Gewändern, als mit nackter Wahrheit in die grosse Welt gekommen. Das Ungeheuer brütet in der Finsterniß entlegener Erdenwinkel. Nur ganz in der Nähe desselben kann man seine Zähne im geöfneten Rachen flüchtig überzählen und bald muß derjenige sich wieder entfernen, der sich nicht will verschlingen lassen. Je sparsamer nun die Nachrichten von dieser Stiftung dem Publicum zugemessen

sind,

sind, desto willkommener müssen demselben die zuverläßigen und neuesten seyn, und wir glauben daher dem Zwecke unserer Leser sehr gemäß zu wählen, wenn wir ihnen hier einen Brief über diesen der Völkerkunde so wichtigen Gegenstand mittheilen. Er ist aus einer im Jahr 1785 im Druck erschienenen Sammlung französischer Briefe über Frankreich, England und Italien gehoben, und rührt von dem jungen böhmischen Grafen v. Hartig her, welcher vor einigen Jahren die vornehmsten Städte von Europa durchreiste, und besonders die eigentlichen Merkwürdigkeiten der Menschheit zum Gegenstand seiner Aufmerksamkeit machte. Vorzüglich ist dieser Brief dadurch interressant, daß er Dinge anführt, die ein neuer Augenzeuge zum Theil selbst gesehen, theils selbst erfragt hat; daß dieser Augenzeuge ein Mann ist, der, wie der Verf. dieses Aufsatzes ihn selbst kennt, nicht hinter dem Vergrösserungsglase erzählt, sondern im Spiegel der Wahrheit darstellt, und sein Bericht endlich das Resultat eines Besuchs im Stiftungsorte selbst ist, wo wahrscheinlich die Regel des Ordens noch in ihrer ursprünglichen Strenge beobachtet werden mag. Freylich würden diese Nachrichten noch zahlreicher, noch vollständiger, die Untersuchungen des Briefstellers noch reifer und ergiebiger gewesen seyn können, wenn die Direction des Closters weniger eifersüchtig auf die Dauer der weltlichen Besuche wäre, wenn man nicht in jedem Fremden auf einen Candidaten calculirte, nicht schon den 4ten Tag des Aufenthalts als Antritt des Noviziats betrachtet wissen wolte, und dort die Erlaubniß zu antworten, der Lust zu fragen entspräche. Doch sagt dieser Brief genung, und sein sonderbarer Inhalt zaubert gleichsam aus einem Hintergrunde von anderthalb tausend Jahren ägyptische

ptische Mönche thebaischer Wüsten hervor, die das Christenthum umgekleidet und verstrengert hat.

Hier der Brief.

„Ich schreibe Ihnen diesen Brief, eben da ich aus der „Abtey de la Trappe zurückgekommen bin. Wars Neugierde „oder eine melancholische Laune, die mich zur Reise dahin „bewog; genung ich faßte den Entschluß, die Lage einer so „strengen und berühmten Einsiedeley mit eigenen Augen zu „sehn, einen Ort der sowohl wegen des sonderbaren Instituts, als auch wegen der ausserordentlichen Lebensart der „Einsiedler äusserst merkwürdig ist. Ich warf mich mit einem Freunde in eine Postchaise, und fuhr nach der Abtey. „Sie liegt in der Grafschaft Perche, vier und dreyßig französische Meilen von Paris. Der Weg dahin geht auf der „Landstrasse von Bretagne fort bis auf eine Entfernung von „5. Meilen, wo man einen Seitenweg einschlägt, der zur Abtey führt. Dieser Weg ist schrecklich, und für Kutschen fast „unbefahrbar, denn er kriecht durchaus zwischen Felsen hin. „Eine Meile von la Trappe betritt man einen grossen Wald, „an dessen Grenzen das Kloster liegt. Nichts ist melancholischer als diese Lage. Auf der einen Seite ein finsterer „Hayn; auf der andern felsige und unfruchtbare Berge. „Das Clima ist äusserst strenge, und die Kälte in dem Gebirge um das Kloster sogar im tiefen Sommer ausserordentlich, da man hingegen 5 Meilen davon vor Hitze verschmachten möchte. Ich glaubte beym Eintritt in diese „Einöde mich in das äusserste Norden versetzt. Auch das „vergrössert den melancholischen Eindruck des Anblicks, daß

„man

„man hier keine andern Gebäude sieht, als das Kloster und
„einen Gasthof, in welchem Fremde auf Kosten der Abtey,
„deren Geistlichkeit groß ist, einige Tage bewirthet werden.
„Meine Hauptabsicht war die Lebensart dieser Ordensbrü-
„der gründlich kennen zu lernen; ich entschloß mich also
„lieber an ihren frugalen Mahlzeiten Theil zu nehmen, und
„gieng gar nicht nach dem Gasthof, sondern grade ins Klo-
„ster. Man ließ mich allenthalben zu, bey ihrem Gottes-
„dienst, bey ihren Arbeiten, bey ihren Mahlzeiten, in ihre
„Zellen. Kurz, ich machte ein dreytägig Noviziat. Vorhin
„waren die Regeln dieses Klosters nicht von den allgemeinen
„Mönchsregeln unterschieden. Sie waren sonst ordentliche
„Cistercienser, bis der Abt Rance seine wüthende Verzwei-
„felung auf ihre Andacht pfropfte, und die unmenschliche
„Strenge einführte, die man jezt sieht, die allein diese Brü-
„derschaft als einen besondern Orden auszeichnet. Es ist be-
„kannt, daß Rance in seinem bittersten Leibesgrame diese
„Einöde zu seinem Aufenthalt erwählte, und der Reformator
„einiger Mönche wurde, die hier lebten. Er beredete sie
„zur Ausübung einer Strenge, die nur die Verzweifelung er-
„sinnen konnte. Dichter und Romanschreiber haben diesen
„angeblichen Closterhelden oft zum Gegenstande ihres Lobes
„gemacht, und seine Geschichte colorirt, nachdem es ihre
„Materie erfodert. Hier ist sie in wenig Worten:

„Der Abt Rance verband mit einer gefälligen Ge-
„stalt, viel Verstand, Wissenschaft, und eine sehr einneh-
„mende Geselligkeit. Nie war der Gedanke von Einsiede-
„ley in seine Seele gedrungen. Er schwam in den Ver-

„gnügungen, als die Herzogin von B. sein Herz aufs heftig-
„ste fesselte, seine Existenz war in seiner Liebe. Angelegen-
„heiten riefen ihn aufs Land. Hier blieb er einige Tage,
„und flog sodann nach Paris zurück, voll Ungedult den Ge-
„genstand seiner strafbaren Flamme wieder zu umarmen. Bey
„der Ankunft in ihrem Palast, bebt er eine geheime Treppe
„hinauf, und kommt in das Cabinet, wo er von denen ver-
„traulichsten Liebkosungen überströmt zu werden hofte. Er
„tritt ein, und findet statt der angebeteten Herzogin, einen
„Sarg! — Er sieht auf dem Tische eine kleine Erhö-
„hung mit einem weissen Tuche bedeckt, er hebt das Tuch
„auf und erblickt — den Kopf seiner Geliebten; sie war
„vor zwey Tagen gestorben, und man hatte ihr Haupt vom
„Körper abgesondert, um ihn in dem Grabmahle ihrer vä-
„terlichen Familie beyzusetzen. Rance, von Verzweifelung zu
„Boden gestürzt, waren nun alle Vergnügungen des Lebens
„verhaßt, er verließ Paris und die Welt, um sich in la
„Trappe zu vergraben. Hier legte er sein Gelübde ab, wur-
„de Superior und stiftete diese Ordensregel, deren grosse
„Strenge mit dem Clima des Orts so übereinstimmte, und
„seinem tiefen Schmerz zu schmeicheln schien. Hiervon giebt
„er selbst eine Schilderung in einer seiner poetischen Episteln:

„Tu me crois égaré dans cette Ville immense,
„Où règnent les plaisirs, les arts et l'opulence;
„Je vis dans un Désert, conforme à mon malheur,
„Le Deuil de la Nature y flatte ma douleur,
„Sous les regards d'un Dieu, sous sa main menaçante,
„Je plains mes Erreurs et celles d'une Amante. *)

Die

*) Du glaubst mich noch versunken in jener Oceanschen Stadt,
wo

„Die Mönche von la Trappe bringen täglich eilf „Stunden in der Kirche zu. Ihre Gebethe verrichten sie „mit einer rührenden Inbrunst. Es ist zu bewundern, „daß Menschen sich so viele Stunden lang hintereinander mit „himmlischen Dingen beschäftigen können, ohne sich wenig„stens auf einige Augenblicke zu zerstreuen. Indessen fand „ich sie so. Während vier Stunden, die ich täglich mit ih„nen in der Kirche zubrachte, hob keiner den Kopf in die „Höhe, oder wandte die Augen auf seinen Nachbar. Ich „bemerkte mehr Innigkeit unter den jungen, als unter den „ältern Mönchen: Besonders zogen zwey schöne Jünglinge „meine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Die Verzweifelung „war auf ihren Gesichtern eingegraben, und man konnte in „allen ihren Zügen die Unruhe ihrer Seelen deutlich lesen. „Nie dürfen diese Einsiedler unter einander sprechen; eines „ihrer heiligsten Angelöbnisse ist ein unverbrüchliches Ver„stummen, sie wissen nicht einmal die Nahmen und Geburts„örter ihrer Mitordensbrüder. Davon ist der Superior al„lein unterrichtet. Mit niemand dürfen sie Briefe wech„seln, und werden wie todt in der Welt angesehn. Nie „erhalten sie von dem Ableben selbst ihrer nächsten Bluts„verwandten specielle Nachricht; gelangt eine solche aber „an den Superior, so sagt er laut in der Kirche:

wo Ueberfluß, Künste und die Freuden herrschen? Ich lebe in einer Wüste, die meinem Unglücke angemessen ist! Hier trauert die Natur mit in meinem Schmerz! Unter den Augen Gottes, unter seiner drohenden Hand, beweine ich meine und meiner Geliebten Vergehungen!

„Der Vater, (oder die Muttter) von einem unter euch
„ist gestorben. Bittet Gott für die arme
„Seele!

„Sie speisen alle zusammen, und ich aß mit ihnen an einem „Tische. Ihre Nahrung besteht in Wurzeln und einigen „Gemüsen, die sie selbst in einem grossen Garten aupflan„zen, welcher alleine hinreichend zu ihrem Unterhalte ist. „Auch beym Tische schlug keiner die Augen auf sich umzu„sehen, ja sie blickten mich nicht einmal an, so fremd ich ih„nen auch war, und so viel Geräusch ich machte, indem ich „einigemal verschiedene Sachen auf die Erde fallen ließ. „Man könnte sie für Bildsäulen ansehen, die von Zeit zu „Zeit den Mund durch Kunst bewegen. Ich genoß mit ih„nen dieselbigen Speisen, fürchtete aber während meinem „dreytägigen Noviciat schon verhungern zu müssen, beson„ders da ich von meiner langen Reise viel Eßlust mitge„bracht hatte. Nach geendigter Mahlzeit gehn sie in den „Garten, um dort an ihren Gräbern zu arbeiten, von da „wieder in die Kirche, wo sie bis zum Augenblick des Schla„fengehens verbleiben. Ihre Zellen empfangen das Tages„licht durch einige grosse Löcher, denn sie haben keine Fen„ster. Dies verursacht solch eine ausserordentliche Kälte in „diesem ohnedies sehr rauhen Clima, daß ihre Bettdecken stets „wie gefroren sind. Jedes sanfte Lächeln ist aus diesem „traurigen Aufenthalte verbannt. Hier dämmert nie ein fro„her Augenblick der Ruhe auf, und jedem Vergnügen ist der „Zugang auf ewig versperrt. Die Natur seufzt hier unun„terbrochen, und unaufhörlich wird sie unterdrückt. Man „lebt hier unbekannt, abgesondert und vergessen von der

ganzen

„ganzen Welt, ohne irgend eine andere Gesellschaft zu haben, „als den stummen Schmerz, und das gewisse Bewußtseyn, „daß dieser Schmerz nur erst mit dem Leben aufhören „werde.

„Ihr Noviciat dauert zwey volle Jahre, nach deren „Ablauf kann keiner mehr diesen Wohnsitz der Melancholie „verlassen. Ein Fremder darf 3 Tage bey ihnen bleiben, „und nach ihrer Art leben; sind sie verstrichen, so fragt man „ihn, ob er das Noviciat antreten wolle? Wo nicht, so „muß er sich entfernen. Nach der Ordensregel dürfen sie „nie miteinander reden, nur in dem einzigen Falle eines Ge„wissensscrupels darf derjenige, dem er auf dem Herzen liegt, „dem Superior sich mündlich entdecken. Einer von ihnen „ist bestimmt mit denen Fremden zu reden; das Schicksal „dieses Mönchs, schien mir noch das erträglichste von allem „zu seyn. Er zeigte mir das Grab des Abts Rance sowohl, „als das des Grafen von Cominge, und betheuerte mir, „daß auch die Geschichte des leztern, welche sehr viel beyge„tragen hat, dieses Closter berühmt zu machen, vollkommen „wahr sey. Diese Begebenheit flößt durchaus zärtliche Theil„nehmung und romanhafte Ideen ein, die mit dem Enthu„siasmus verbunden, dessen melancholischer Fittig hier überall „anweht, einen unglücklichen Liebhaber leicht anstecken, leicht „verwirren könnte, dem es einfällt, diesen Ort zu besuchen. „Der Mönch, welcher mein Führer war, und mir alles zu „seinem Orden gehörige erklärte, zeigte viel natürlichen Ver„stand. Er sagte mir, daß er im Succeßionskriege gedient „hätte, und Ritter vom Ludewigsorden gewesen wäre. Auch

„erzählte er mir, daß die Herzogin von *** nebst einigen „andern Damen vor kurzen in Mannskleidern zur Abtey ge„kommen wären, daß aber der Wirth des Gasthofs sie er„kannt, dem Superior sogleich davon Nachricht gegeben, und „man sie daher nicht ins Closter gelassen habe.“ Eine Cautel, zu welcher vermuthlich die Geschichte des Grafen Cominge Gelegenheit mag gegeben haben. „Eben dieser Gastwirth „theilte mir auch folgende sonderbare Anecdote mit. Einer „von den Einsiedlern befand sich eines Tages in der an den „Garten stossenden Allee von Apfelbäumen. Hier gieng er „spazieren und betete, als ein junger Officier sich näherte, und „ihn um den Weg nach Rennes fragte. Der Mönch, wel„cher Gott vor dem Altare ein ewiges Schweigen ange„lobt hatte, konnte und wollte es nicht brechen, daher er „auch schweigend den Weg mit dem Finger zeigte. Der „Officier, der ohne Zweifel nicht ganz nüchtern seyn mochte, „und sich für beleidiget hielt, weil er durchaus keine Ant„wort erhalten konnte, stieg vom Pferde, warf den Mönch „zu Boden, und walkte ihn weidlich durch. Nach abgeleg„ten Beweisen seines Mißvergnügens und seiner Bravour, „wolte der Prügelheld sein Pferd wieder besteigen, es bäum„te aber so heftig, daß er nicht aufsitzen konnte. Der er„bärmlich zugerichtete Beter ward es gewahr, rafte sich halb „ohnmächtig von der Erde auf, und ohne weder ein Wort zu „sprechen, noch die mindeste Klage auszustossen, ergrif er das „Pferd beym Zügel, und hielt dem Reiter den Steigbügel. „Ist diese Geschichte wahr, wie mirs der Gastwirth zugeschwo„ren hat, so ist dieses Beyspiel der Geduld und Ergebung „bewunderungswürdiger, als alle Bußübungen dieser Religiosen.

„Der

„Der berühmte la Mothe, wahrscheinlich von einer „poetischen Melancholie befallen, gieng sehr jung nach la „Trappe, um sich hier zu begraben. Allein, im zweyten „Jahre seines Noviciats wurde sein Dichterfeyer durch ein „schönes Marienbild wieder angeblasen. Er besang die Ma„donna in einem langen Gedicht. Hierauf verlangte er Er„laubniß mit dem Superior zu sprechen, und widmete ihm „das verfertigte Gedicht. Aber anstatt des erwarteten Bey„falls, erhielt er einen derben Verweiß, daß er sich noch mit „irdischen Künsten beschäftiget habe, und das Verbot, jemals „wieder an solche zu denken. Mißvergnügt über diesen Er„folg verließ la Mothe das Kloster, dadurch gewannen die „Musen einen vortreflichen Dichter, und das Kloster wurde „von einem schlechten Mönch befreyt. Seine Gedichte ath„men einen Geist, der zu den klösterlichen Casteyungen „nicht paßt.“

Jeder, der diese Nachrichten mit Aufmerksamkeit liest, wird eingestehen müssen, daß die Klöster dieses Ordens offenbar als Raubnester des Menschenhasses anzusehen sind, in welchen die Menschheit um viele würdige Mitglieder bestohlen wird, und die, aus diesem Grunde, jede weise Regierung zerstören solte. Menschen, leben für Menschen, mögen sie glücklich oder unglücklich seyn. Gröstentheils sind aber die Unglücklichen bessere Menschen an sich selbst, und für die Glücklichen, als die Glücklichen einander selbst sind. Unglückliche werden durch wiederholte traurige Erfahrungen immer früher zu dem Lichte geführet, in welchem man den ächten Werth der Dinge kennen lernt. Sie sind duldsamer gegen

andre, strenger gegen sich selbst, biegsamer in Pflichten und unvermeidlichen Verhältnissen, standhaftere und zuverläßigere Freunde. Ihre Ansprüche sind bescheidner, ihre Wünsche eingeschränkter; sie sind thätiger, empfänglicher für alles Gute, und gewiß mitleidiger und theilnehmender als die Glücklichen. Die Unglücklichen sind daher, wenn sie den Abweg vermeiden, durch viele widrige Erfahrungen ihr Herz endlich zu verbittern, und gegen die übrigen Menschen durchkälten zu lassen, und ihr Unglück sie nicht in drückender Dürftigkeit versenkt, sehr nützliche, und wenn sie sich dem Geräusche der Welt nur in sofern entziehen, daß sie aus einem engern Cirkel des häußlichen Lebens hervorwirken, höchst wohlthätige Menschen. Sie sind es, die gründlicher, zuverläßiger und liebreicher ihre, der Welt noch unkundigern Brüder führen und warnen, aus den theuer erkauften Schätzen eigner Erfahrungen belehren, und mit Standhaftigkeit wafnen können. Durch ihr Beyspiel werden sie ihre Warnungen bestärken, und auf solche Weise oft mehr für gesellige Tugend und Aufklärung unter Zeitgenossen und künftigen Generationen wirken, als oft die Glücklichsten können und wollen.

Angenommen nun, daß es größtentheils Unglückliche sind, die sich freywillig in die Klöster verschliessen; daß diejenigen, die sich nach la Trappe wenden, besonders unglückliche und dazu gemeiniglich Menschen von eigner Stimmung, verfeinerter Erziehung und Sitten, oft von Talenten, Kentnissen und Reichthum, voll starker Leidenschaften, mit höchst reizbaren Empfindunsvermögen, (denn plumpe und dickhäutige Kerls gehen sicher nicht nach la Trappe) und Söhne der

son-

sonderbarsten und verwundersten Schicksale sind, so ist jede Einkleidung zu la Trappe eine empfindliche Rache an der Menschheit, die immer unschuldig an den Unthaten der Einzelnen bleibt, und der Ablauf jedes dortigen ausgehaltenen Noviciats, ein grösserer Verlust für den Staat, als er bey irgend einer andern klösterlichen Gelübde leiden mag. Man behaupte ja nicht, daß der von allen Seiten in die Augen fallende Nachtheil dieser Ordensregel für jeden Staat und für die menschliche Gesellschaft, eben so gut, wie diesem auch allen übrigen Klosterorden vorzuwerfen sey. Man irrt gewiß. Diejenigen geistlichen Orden, die sich mit Wissenschaften abgeben, die Erziehung betreiben, Kranke pflegen, Pilgrimme aufnehmen, Wilde zähmen, Gefangene erlösen; sind alle über diese Vergleichung erhaben. Ihr Werth ist ausser Zweifel. Aber selbst die, durchgängig als unnütz, dem Staate, der Menschheit, und der Religion gleich lästig erklärten Orden, die in Armuth beten und nicht arbeiten; oder, die auf der heiligen Mast stehen, jene ansäßigen Brüder der geschäftigen Unthätigkeit alle, sie mögen müßig gehen oder liegen, betteln oder prassen, sind Muster der Industrie, der Nutzbarkeit und Geselligkeit gegen die lebendigen Leichen von la Trappe.

Jene verachtetsten unter allen Mönchen, die von erbettelten Almosen leben, stiften doch mancherley Gutes, und mehr als man glaubt. Sind sie gleich arm, so lassen sie doch ihrem Magen so leicht nichts abgehen. Ihre fromme Sorglosigkeit um den andern Morgen, und selbst ihre Strapazen erhalten sie gesund. Bey ihren steten Wanderungen

haben sie daher viel Einfluß auf eine gesunde Population, gegen die keine Regierung unerkenntlich seyn kann. In Gegenden, wo diese Herren betteln, wird selten die Klage der weiblichen Unfruchtbarkeit ertönen: Mancher handveste Ackersknecht, manches erste Glied in braven Regimentern, marschierte aus braunen Kutten hervor. Sie schaffen Erben, wo man darum verlegen ist. Nicht selten stützten diese barfüßigen Wappenhalter den Stamm eines glänzenden Hauses, mit der bescheidentsten Discretion, und verhüteten in grossen Familien den Wagfall von Millionen, indem sie selbst Bettelarm blieben. Manchen beträchtlichen Diebstahl, an dessen Entdeckung die Künste der verschlagensten Inquisition verzweifelten, forschten sie aus, und schaften das Entwendete, ohne Sporteln, dem rechtmäßigen Eigenthümer wieder; und — auch die Dümsten unter ihnen, führen wenigstens manchen Betrunkenen von der Strasse sicher nach Hause, oder laufen Meilenweit um, einen eilfertigen Wanderer auf den rechten Weg zu bringen, der um desto früher zu Weib und Kind gelangt.

Unter denen reichen, welche vom Ertrage begüterter Klöster leben, und durch ihre Ordensregel nur zu Gebet und Genuß verbunden werden, sind viele, die ganz aus eignen Triebe sich für sich selbst und andre nützlich beschäftigen. Verschiedene unter ihnen bearbeiten nützliche Künste. Einige widmen ihre sorgenfreye Muse den speculativen Wissenschaften, wozu sich die mönchische Lebensart vorzüglich schicket, und die Welt hat sich schon mancher Früchte solcher klösterlichen Denker zu erfreuen gehabt. Die übrigen dieser Gattung, wel-

welche zu gewissenhaft sind, als daß sie ihre Ordensregel durch freywillige Beschäftigungen suppliren wolten, und lieber bey ihrem Bauch- und Gottesdienste buchstäblich stehn und liegen bleiben, beschäftigen durch die Bedürfnisse ihres Magens wenigstens andrer Fleiß; ihre stärkern Verdauungskräfte sind zahlreiche Triebräder für viele andre Hände; und bey ihrer eignen müßigen Corpulenz thun sie dem Müßiggange doch immer Abbruch. Aber diese stummen Melancholiker von la Trappe, die in einem steten Todesschauer den Schatten ihres ehemaligen Daseyns vollends vorüber fröstelu; die sich nie satt essen, immer Erde kauen; eilf Stunden vom Tage verbeten; keinem Sterblichen eines Blicks würdigen; einander selbst ignoriren; alle Tage Todtengräber spielen; höchstens kleine häusliche Arbeiten verrichten, und jede Idee ausser der, von Unglück und Grab verwerfen; — wie tief sind sie unter jenen allen! Was nützen sie dem Staate, dem sie in seiner Mitte abgestorben sind? Was denen Menschen, da in ihnen die heilsame Frucht des Unglücks auf ihrem eignen Baume fault? Was ihren Verwandten, die ihr starres Auge nicht mehr kennet? Und wie unglücklich sind sie durch, und für sich selbst? Die Lage jedes Einzelnen von ihnen gleicht jenem Einsiedler, der sein Leben auf einer Säule zubrachte. Sie entsagen der Sprache! entsagen dem Gebrauche des Werkzeugs, das die lindernde Klage aus dem Gram geschwollnen Herzen zapft! Durch die Verschliessung dieses wunderbaren Organs, womit der Schöpfer den Menschen so weit, so wohlthätig über alle Thiere erhob, müssen sie sich zu seiner Ehre animalisiren! Ihre mitgebrachten Kentnißvorräthe sind stehende Sümpfe, die durch keine Rede

 bewegt

bewegt werden! Die Religion muß hier aus den sanften Banden, womit die milde Trösterin den Menschen an ihren Sender knüpft, wundreibende Ketten schmieden lassen! Jede Ordensregel greift hier in die andre, den Geist immer in dem engen Zirkel derselben Ideen herum zu drehen, und ihn zu jeder Art von Empfänglichkeit abzustumpfen. Der Verstand verwest eingeengt in den Gedanken des Grabes! Die bleichen Schreckbilder des abgeschiedenen Weltlebens, und die schwankenden Begriffe von jenem zukünftigen, stossen sich in der Finsterniß dieser melancholischen Seelen, daß ihre Ruhe in steten Ohnmachten dahin sinkt, und nur durch die vehementen Salze des Wunderglaubens periodisch wieder zu sich kommt. Natur, Elemente und angebohrne Gaben sind hier aufgeboten, Elend aus Elend zu brüten. Und, welche bejammernswürdige Situation, wenn jemals die Reue über den unwiederruflichen Schritt, mit der Reue über begangene Thaten, die ihn veranlaßten, den fürchterlichen Streit beginnt? — Wolten und dürften diese Unglücklichen auch denken und studieren, wie könnten sie bey 11 Stunden täglichen Gottesdienst? Muß dieses anhaltende Beten nicht alle Kräfte zu einer totalen Schlafheit abspannen? Nicht jede wissenschaftliche Anstrengung unmöglich machen, da sogar die Inbrunst ihres Gebets, durch ihr vieles Beten geschwächt wird, wie der Verf. des Briefs, an den ältern Mönchen sehr richtig bemerkte? Wird nicht das beständige Wimmern des Magens, das peinliche Gefühl von Einflüssen der Witterung und der Kälte, und die Mattigkeit, welche durch beunruhigten Schlaf in Wind geöfneten Zellen und auf dürftigen Lagern dem Körper zufallen muß, das Nachdenken beständig unterbrechen?

Ihre

Ihre Arbeiten, die sie wirklich noch verrichten, wie gering, wie ungemeinnützig! Sie pflanzen ihren Garten, sie fällen ihr Brennholz, und bauen täglich an ihren Gräbern. Was soll das eigentlich seyn, alle Tage an ihren Gräbern arbeiten? Wie bald ist ein Grab gemacht? Jeder gräbt sich also ein Loch, füllt's wieder zu, und gräbt es den folgenden Tag wieder auf, und das immer so fort? Das heißt spielen! wie kindisch, wie lächerlich! Soll das erbauliche Vorstellung des unvermeidlichen Schicksals alles Fleisches heißen, so können sie diese Erbauung ernsthafter, bequemer, und mit geringem Zeitverlust veranstalten. Von den Herrnhuthern sollen sie Gräberbetrachtungen lernen, sie verstehen sich besser darauf, und diesen kosten sie weder ihre Thätigkeit noch ihre stille lebensfrohe Heiterkeit. — Doch nun das schrecklichste! All' ihre zärtlichen Bande sind zerrissen. Von ihren Verwandten und was ihnen auf dieser Erde das theuerste war, — auf immer getrennt! Keine, auch nicht die leiseste Bothschaft von dem Zustande ihrer Verlassenen, weht in ihre Kluft herüber, und keine von ihnen hinüber! Nur in dunkele Ferne jener andern Welt, sprießt ihnen ein Keim der Ahnung dereinstigen Wiedersehens. Alle Briefe verschlingt die Hand des mystischen Priors! Schauderhaft ist die Art, mit welcher er seinen armen Mönchen den Tod eines Vaters, einer Mutter ankündiget. Hat es vielen unter ihnen harten Kampf gekostet, sich aus den Armen ihrer Lieben zu reissen, so müssen ihre Herzen in diesem Augenblicke, die unaussprechlichsten Qualen fühlen! So vielmal diese Bothschaft in der Kirche ertönt, eben so vielmal fühlt auch jeder die Schmerzen seines Verlustes wieder, weil jeder glauben muß, daß ihn

die Trauerpost treffe. Wie grausam! — Was mußte nicht z. B. jedesmal der unglückliche Cominge empfinden, wenn die Worte erschallten, die Mutter von einem unter euch ist gestorben! Er, dem die seinige die einzige Vertraute seiner Leiden gewesen war! Er! der sie so heimlich in der Gewalt eines Wütherichs verlassen hatte! Er! der sich bewußt war, wie schrecklich er sie durch die Nachricht von seiner Vergrabung gebeugt, und unter dem bittersten Grame ans Grab geschleppt haben müsse! Doch vielleicht thut hier die Gewohnheit die wohlthätigste ihrer Wirkungen! Vielleicht daß die oftmalige Wiederhohlung dieser verhüllten Bothschaften endlich ihren Eindruck mindert, und bey manchen wenigstens nicht mehr so schmerzhaft wirkt, als der Theilnehmer in der Ferne sichs denkt.

Erwägt man endlich, welchen Jammer dieses fürchterliche Gelübde auch über die verlassenen Angehörigen der Eingekleideten verhängt, erinnert man sich aus der Geschichte des Grafen Cominge, in welche traurige Lage nach seinem Uebergange in die Abtey alle wichtige Personen seiner und seiner Adelaide Familie müssen gerathen seyn, so sieht man auch von dieser Seite, daß diese Ordensregel alle übrigen an Grausamkeit übertreffe, weil, auch in den allerstrengsten Klöstern, denen Anverwandten und Freunden der unerlößlich Eingekleideten der Trost vergönnt ist, die geliebten Verschlossenen in ihren Zellen zuweilen zu besuchen, oder wenigstens hinter dem Gitter zu sprechen.

Jeder Menschenfreund wird daher, wo die Geschichte denen Menschenverderbern eine Rubrik in ihren Annalen anweist, auch den Namen Rancé mit Abscheu einzeichnen; Obgleich ihn Mönche canonisiren, und Redner und Dichter apotheesiren. Rancé erscheint in seiner ganzen Geschichte, bey seiner Flucht aus der Welt, und in seiner Stiftung als ein höchst elender Mensch. Er gehört unter die kleinen Seelen, die sich mit der Welt entzweyen, weil sie die Welt gemißbraucht haben; die, verübte Vergehungen, mit verzagter Furcht lieber durch körperliche Casteyungen auf einem Winkel abbüssen, als durch entgegengesetzte bessere Handlungen in der Welt wo sie fehlten, auch wieder gut machen wollen; die ihre ganze irdische Bestimmung auf den Genuß eines einzigen Geschöpfs einschränkten, und weil dieses wegfällt, die ganze Menschheit ignoriren; die allein darinnen einigen Trost finden können, wenn sie nur sehen, daß andre eben so unglücklich sind, wie sie selbst, und dann auch ohnfehlbare Mittel erdenken, sich diesen Trost zu verschaffen, wie Rancé in seiner Stiftung that. Es ist wahrlich keine Kunst sich vor der Gefahr neuer Anlässe zu Ausschweifungen, unter einer unzugänglichen Capuze zu verkriechen, und mit dem Stricke eines verknoteten Gelübdes in einer Wildniß anzubinden. Es bedarf wohl keines Nachdenkens, welcher Held der grössere sey, ob der, welcher in der grossen Welt, mitten in den Stürmen des Lebens denen Menschen dennoch das ist, was sie ihm nicht seyn wolten, und von Reizen und Gefahren umlagert, sich mit seiner Pflicht standhaft bis zum Palme durchkämpft? — oder der, welcher erst die Menschen als Götzen anbetete, und nun er fühlt, daß sie

in Verhältniß mit seiner Anbetung, doch nur Holz und Steine sind, ihnen flucht, und sich nun für alle, selbst in Holz und Steine verwandelt; in dem schwärzesten Abgrunde der Einsamkeit sich unwiederfindlich versteckt, jeder Lockung, jedem Reize den Zugang abschneidet, und sich moralisch tödtet, um den körperlichen Tod stets vor Augen zu haben? — Daß in der Seele eines trunkenen Wollüstlings, wie Rancé war, beym schreckhaften Erwachen vom Rausche eine plötzliche Revolution vorgehen konnte, läßt sich denken, und mit Erfahrungen vergleichen. Mochte er den Salto mortale von dem Gipfel des Genusses in seine lebendige Vergrabung mit zerschmettertem Herzen, für seine Person thun; mußte er aber auch andere bereden ihm nachzuspringen? Mußte er diesem rasenden Nachspringen bis auf den heutigen Tag Zunft und Gilde stiften? Mußte er einen Streich des Schicksals, der ihn alleine getroffen, unglücklichen Zeitgenossen in denen zu seiner neuen Ordensregel überredeten Mönchen, mit fühlen, und unglücklichen Nachkommen, noch bey seiner Gruft entgelten lassen? Welcher weise Staat mag es gestatten, daß ein Selbstmörder den Dolch, den er in seine bürgerliche Thätigkeit stieß herausziehe und weiter gebe? daß man ihn noch in einem Zeitalter, wo alles auf Menschenglück hinstrebt, für neue Opfer auf des Verführers Grabsteine wätzen darf? In einem Jahre der neuesten Zeit stand zu la Trappe die Anzahl der unglücklichen Jünger des Rancé auf 69! — Ob der oben ausgestellte zerprügelte Mönch, jedem Leser in eben dem Lichte glänzen werde, in welchem ihn der Herr Verf. des Briefs sah, steht dahin. Sey diese Prügelscene halb oder ganz wahr, so fällt die Verdienstlichkeit des Geprügelten

gelten bey aller unverkennbaren Gutherzigkeit doch halb ins Lächerliche, so wie die Brutalität des Prüglers ganz ins Verächtliche. Es fällt während der Action ein gewisser Schein von Dummheit auf den Kopf des Dulders, der den Zuschauer nicht recht zur vollen Bewunderung seines Herzens kommen lassen will. Fast könnte man verleitet werden, dem Mönche seine Prügel zu gönnen, wenn das süssere Mitleiden nicht jede Schadenfreude unterdrückte. Rancé mag mit seinem ganzen Einfalle, auch diese Prügel verantworten. — O! wie klug war la Mothe! Wären ihm doch mehrere gefolgt! Möchten ihm noch alle folgen, die heute mit ihren Gräbern noch nicht fertig sind, dann würde zur Ehre der Religion und Menschheit, la Trappe und seine Filiale bald nicht mehr seyn!

II.

Klaglied eines Geometers,

über

den Verfall der Reize seiner Frau.

O! Zeit du böser Circulus
Du Feindin aller Ehen,
Ach, was du nur berührest, muß
In deiner Hand vergehen;
Du Reizverderberin sag' an
Was hat dir meine Frau gethan? —

Sie zeigt mir, ach! im Negligée
Anstatt der Schönheit Spuren,
Jetzt lauter mathematische
Verzweifelte Figuren:
Ihr Leib ist eine Tabula
Der ganzen Mathematica!

Ach! Ihr Gesichtchen sonst so reich
An regulairen Zügen,
Der reizendsten Ellypsis gleich
Gemacht, mich zu besiegen,
Ist jetzt, besehen um und um,
Ein schreckliches Triangulum.

Ihr Mündchen sonst so paralell
Mit beyden Augenbogen

Ist

Ist jetzo, Gott! verzeih mirs, scheel
Und jämmerlich verzogen;
Und in dem Mund rollt jetzt herum
Ein Mobile perpetuum.

Wie schön' war nicht ihr Wangenpaar
Vor kurzer Zeit formiret,
Ein herrliches Convexum! — gar
Mit Rosen emailliret.
Und dies Convexum — Schade drum! —
Ist leider, jetzt — ein Concavum.

Ich weiß nicht was dem Kinn geschah
Das ich so gern sonst drückte;
Ich dacht' an die Parabula
So oft ich es erblickte:
Und jetzt fällt mir dabey — o Pein!
Der Angulus acutus ein.

Sonst hob und dehnt ihr Busen sich
In altum et in latum.
Jetzt ist er, — o! wie ärgerts mich
Ein Planum inclinatum!
Die beyden Hemisphaeria
Sind nun zwey kleine Pendula.

Die Hüften, ach! sonst waren sie
Viel runder und viel fetter:
Nun stehen sie hervor, als wie
Zwey harte dicke Bretter!
Sind mager, eckigt und kurz um
Ein Paralellepipedum.

Die Schenkel sind nun nicht mehr schön
Sie waren einst viel ründer
Und fühlten sich vordem wie zween
Elastische Cylinder.
Nun aber sehen sie, — o! Graus
Als wie ein Polygonum aus.

Und noch was — o! zwo Linien
Die sonst so schwer sich trennten,
Zu eng' für meinen ehlichen
Gefürchteten Tangenten: —
Verwandelten jetzt fürchterlich
In einen weiten Rhombus sich.

Ich selbst, wie gut verstand ich eh
Mich auf das electriren
Jetzt eckelt mir das ewige
Radices extrahiren.
Sonst electrirt ich gut und kam
Ad tertiam potentiam.

Drum keifet oft mein Weib mit mir
Klagt über'n, Quotienten:
Die Närrin die! — ich kann nicht für
Die wahren Koefficienten.
Denn ach! sind die Factoren klein
Kann das Product dann grösser seyn?

Nun muß ich leider glauben was
Sich jetzt an mir bewähret:
Ja zwischen Mann und Weib ist das
Verhältniß umgekehret.
Eh war ich groß, und sie zu klein
Jetzt wird sie weit, und ich schrumpf ein.

B.

III.

Bemerkungen über Siam,

aus verschiedenen Reiseberichten.

Das Königreich Siam gehörte lange Zeit zu der Classe der fast ganz unbekannten Länder. Nur noch um die Mitte des verwichenen Jahrhunderts kannten es die Europäer beynahe weiter nicht als den Namen nach. Jene berühmte Gesandschaft des Königs von Siam, die im Jahr 1682 nach Frankreich kam, noch mehr aber die Gesandten, die Ludwig XIV. bald nachher 1685 und 1687 nach Siam absendete, verbreiteten zuerst Licht über die innere Verfassung dieses Landes. Es erschienen nach und nach Berichte von verschiedenen Personen, die zu diesen französischen Ambassaden gehörten. Der Chevalier von Chaumont, als ausserordentlicher Abgesandter; der P. Tachard ein Jesuite; der Abbe von Choisy, der als königlicher Residenˀt an dem siamischen Hofe bleiben solte; der mit dem Titel eines französischen Envoye dahin abzegangene la Loubere, der bekannte Graf von Forbin der anfänglich Major bey der Gesandtschaft war, und nachher Admiral und General in Diensten des Königs von Siam wurde, haben, jeder für sich, Bemerkungen über dieses Königreich bekannt gemacht, die aber nicht durchgehends von gleichem Werth sind. Die Nachrichten des Chevaliers von Chaumont, so sehr auch der Charakter des Verfassers für die Wahrheit seiner Erzählung bürgt, sind eigentlich nichts mehr

als ein kurz abgefaßtes Tagebuch, welches bloß mit Angelegenheiten, die auf die Gesandtschaft Bezug haben, sich beschäftiget. Die Relationen des P. Tachard und des Abbe von Choisy zeichnen sich besonders durch einen angenehmen Styl für allen andern zu ihrem Vortheil aus, kommen aber bey weitem nicht den Nachrichten des la Loubere bey, sowohl in Rücksicht auf Ordnung, als auch in genauer Richtigkeit, guter Auswahl der Materien und soliden Bemerkungen. Tachard ist ein Schmeichler, auf den man sich nicht verlassen kann, und Choisy ein witzig seyn wollender, in der That aber seichter Kopf, der sich mehr mit Kleinigkeiten als reellen Dingen beschäftiget. Beyde zeigen fast durchgehends so viel Leichtgläubigkeit, daß sie natürlicher Weise Leser, die ihnen blindlings Glauben beymessen wolten, oft irre führen müßten. La Loubere *) hingegen spricht dem Anschein nach mit gründlicher Sachkenntniß. Sein ernsthafter, dem Gegenstande, von welchem er handelt, ganz angemessener Vortrag, nimmt jeden nach Wahrheit forschenden Leser zu seinem Vortheil ein, und nirgends stößt man in seinem Werke auf Stellen, die man übertrieben nennen könnte. In dieser Rücksicht haben wir ihn auch zu unserm Hauptführer gewählt, ohne doch deshalb zu unterlassen, auch jene hin und wieder zu Rathe zu ziehen. Die Memoiren des Grafen von Forbin **) würden sicher den

*) Sein Werk erschien zu Paris 1691 in zwey Octavbänden unter dem einfachen Titel: du Royaume de Siam. Man hat auch eine andre Ausgabe, die 1714 zu Amsterdam in zwey Duodezbändchen heraus kam.

**) Sie sind im vorigen Jahr, obgleich freylich ziemlich fabrikmäßig ins deutsche übersetzt worden.

den zweyten Plaz nach dem Werk des la Loubere einnehmen; wenn sie sich nur etwas mehr über Siam verbreiten möchten. So aber sind sie nicht ausführlich genug, ob sie gleich deswegen nicht weniger Aufmerksamkeit verdienen; besonders da Forbin an mehrern Orten den P. Tachard und den Abt von Choisy zu widerlegen sich bemüht. Ausserdem war auch der Verfasser ein offenherziger Seemann, kein schmeichlender Höfling, und eben so wenig leichtgläubig. Er erzählt ganz freymüthig was er sah, ohne den geringsten Anspruch auf rednerischen Prunk zu machen. Verschiedene neuere Reisende und Seefahrer, vornehmlich Kämpfer liefern gleichfalls in ihren Tagebüchern einige Nachrichten dieses Königreich betreffend, wir werden nicht unterlassen sie jedesmal namentlich anzuführen, so oft wir von ihren Bemerkungen Gebrauch zu machen uns genöthiget sehen.

Das Königreich Siam gränzt gegen Norden an Laos; gegen Osten an Kamboya, Tunkin und den Meerbusen von Siam; gegen Süden an die Halbinsel Malacca, und gegen Westen an den bengalischen Meerbusen. Die Länge desselben könnte von Norden gegen Süden wohl 170 bis 180 deutsche Meilen ausmachen; es ist aber nirgends über 50 Meilen breit, und an einigen Stellen wird es von ebengedachten beyden Meerbusen so eingeengt, daß die Breite kaum 20 Meilen hält. Die Einwohner von Siam nennen, nach Kämpfers Bericht, ihr Vaterland Muan-thai oder das Land der Freyen, welcher Benennung sie noch den prächtig lautenden Titel: Krom-tep-pram-

ma-

ma = Haa = Jkoen, das ist: der Kreiß den die Götter besuchen, hinzuzufügen pflegen. Die Malayer und Peguaner nennen es Tziam, aus welchem Namen die europäischen Seefahrer vermuthlich Siam gemacht haben.

Von Morgen gegen Mitternacht, und von Mitternacht gegen Abend wird dieses Königreich von einer doppelten langen Kette von Bergen eingeschlossen, die demselben zu einer natürlichen Vormauer dienen. Das flache von diesen Gebirgen umgebene Land, formirt ein ungeheures Thal, welches an einigen Orten wohl bis 50 Meilen breit ist, und von dem Fluß Menam bewässert wird. Dies ist der schönste Theil des Königreichs. La Loubere theilt Siam in zwey Theile, von welchen jeder sieben Provinzen in sich faßt. Kämpfer spricht in allem nur von zwölf Provinzen. Andre Reisende rechnen zwanzig, sind aber in der Benennung derselben nicht miteinander einig. Ueberhaupt hat man noch bis jetzt keinen deutlichen Begrif von den innern Landesstädten, sondern kennt nur bloß diejenigen, die an der See und am Ufer des Flusses Menam liegen.

Die Stadt Merguy liegt auf der Spitze einer grossen und stark bevölkerten Insel. Ihr Hafen wird für einen der besten in ganz Ostindien gehalten. Jonsalan, eine auf einer andern Inselspitze gelegene Stadt, hat zwar eine geräumige Rhede von gutem Ankergrund, aber in den Hafen selbst können nur kleine Schiffe einlaufen. Die übrigen siamischen Seestädte und am Ufer des Meeres gelegenen Provinzen heissen Patane, Bordelang und Ligor; ausser welchen

welchen auch noch verschiedene andre grosse Inseln zu diesem Königreich gehören, die aber den Europäern nur wenig bekannt sind.

Wir müssen nun noch vom Fluß Menam und von den am Ufer desselben gelegenen Städten reden. Dieser Fluß ist sehr tief, fließt schnelle, hat viel Wasser, und kann die größten Schiffe tragen. Im Anfang des Octobers fängt der Strohm an zu schwellen und ergiest sich in die umliegenden Gegenden, wodurch denn das flache Land auf eine geraume Zeit unter Wasser gesetzt wird. Im December aber sinket das Wasser schon nieder. Sobald man merkt, daß dieses geschehen soll, steigt der König in seinen Balon, eine Art von drachenförmigen und sehr reich ausgeschmückten Gondel, fährt längst dem Strom hin, und thut die flehentlichste Bitte an denselben, die Ebene wieder zu verlassen und in sein Bett zurück zu treten. Diese Ceremonie, so lächerlich sie auch immer ist, wird doch auf das genaueste alle Jahr beobachtet.

Der vornehmste an diesem Fluß liegende Ort ist ausser der Hauptstadt die Festung Bankok, die für den besten Seehafen in Siam gehalten wird. Hier bekommen die Schiffe Erlaubniß Handel zu treiben, und auch ihre Abschiedspässe, wenn sie wider absegeln. Die Siamer nennen diese Stadt Fou, sie ist auf europäische Art befestiget, sieben französische Meilen von der See, und zwölf bis funfzehn von der Hauptstadt entfernt. Der zweyte Ort, der erwähnt zu werden verdient, ist Louro; er soll eine sehr angenehme Lage haben, und der König pflegt sich den größten Theil des Jahres daselbst

aufzuhalten. Alle übrigen Städte, wenigstens die Meisten, sind höchst unbedeutend, und bestehen weiter in nichts als in einem Haufen armseliger Hütten, die selten mit einer ordentlichen Mauer, sondern Meistens nur mit einer hölzernen Einfassung umgeben sind.

Die eigentliche Hauptstadt von Siam heißt in der Landessprache Sy = thohy = ya, ein Name, der oft genug verstümmelt worden, und woraus man Juthia, Judea und Odioa gemacht hat. Den Bemerkungen des P. Thomas, eines Jesuiten, zufolge, liegt diese Stadt unter den 14ten Grad, 20 Minuten, 40 Secunden der Breite, und unter dem 120sten Grad 30 Minuten der Länge. Der Boden auf den sie gebauet ist, wird von einer grossen Menge Kanäle durchschnitten, die ihr Wasser vom Fluß Menam erhalten. Hierdurch wird die Stadt in verschiedene einzelne vom Wasser umflossene Quartiere getheilt, die zusammen ein grosses Viereck ausmachen. In der That erhält sie durch ihre Bauart viel Aehnlichkeit mit Venedig, hängt aber übrigens vermittelst einen gegen Osten angelegten Erddamm mit dem festen Land, zusammen. Dieser Damm ist so enge, daß er nur von Fußgängern paßirt werden kann, und dient hauptsächlich, die Gewalt des Strohms aufzuhalten. Die Stadt wird von einer Mauer von Ziegelsteinen umgeben, die gegen Mitternacht und Mittag noch ziemlich gut erhalten, auf den beyden andern Seiten aber sehr vernachläßiget wird, und immer mehr und mehr verfällt. Man hat in dieser Mauer hin und wieder Schwibbögen angebracht, durch welche sich der Fluß in die Canäle der Stadt ergiest, und wodurch zugleich die kleinen Schiffe,

die

die Lebensmittel und andre Bedürfnisse nach der Stadt bringen, auf- und abzufahren pflegen. Auch ist diese Mauer mit Wällen von Erde versehen, auf welchen man zur Vertheidigung der Durchfahrt durch eben gedachte Schwibbögen, Batterien anlegen kann. Gegen Westen an dem äussersten Ende der Stadt liegt ein grosses von Reduten flankirtes Bastion, auf welchem eine Menge Kanonen stehen, die den Fluß bestreichen.

Diese Stadt ist überhaupt von so vielen Canälen durchschnitten, daß man ungehindert in alle Quartiere, bis dicht vor die Häuser in Balons, (eine Art von Ruderschiffe) fahren kann. Man hat auch längst diesen Canälen Dämme zum Anlegen der Schiffe, die aber zum Theil so niedrig und so sehr mit Schlamm bedeckt sind, daß sie entweder die mehreste Zeit unter Wasser liegen, oder doch von Niemand passirt werden können. Auch wird die Communication zwischen den verschiedenen, durch das Wasser voneinander abgesonderten Quartieren durch eine grosse Menge Brücken aller Arten erleichtert. Die besten sind von Ziegelsteinen und fest genug gebauet, die übrigen aber von Brettern, oder von Rohr geflochten, und so unsicher, daß sie bey jedem Schritt unter den Füssen einzubrechen drohen.

Der Umfang dieser Hauptstadt des siamischen Reichs ist groß genug; denn er erstreckt sich auf ungefähr anderthalb deutsche Meilen, ein Raum, der aber nicht durchgehends gleich bebauet ist. Die südlichen und westlichen Theile sind beynahe ganz wüste; im östlichen Quartier hingegen findet

 man

man verschiedene schöne Häuser, die man aber allein den Europäern zu verdanken hat, die sich von Zeit zu Zeit in Siam aufgehalten haben. Unter andern zeigt man hier das hübsche Wohnhaus, welches auf Befehl des berüchtigten Premierministers von Siam Constanz, oder Constantin Phaulcons, für die Abgesandten Ludwig des vierzehnten, eingerichtet wurde; und ein andres, welches er selbst zu bewohnen pflegte. Im nordlichen Theil der Stadt liegt der königliche Pallast, der von einer doppelten Mauer von Backsteinen umgeben ist, und im Umkreise, einen Raum von einer halben französischen Meile einnimmt. Es ist ein grosses in verschiedene Höfe eingetheiltes, und mit einer Menge, theils steinernen, theils hölzernen Gebäuden angefülltes Viereck. In den ersten Höfen wohnen die Hofbeamten und Bedienten des Königs; weiterhin erblickt man ungeheure Elephantenställe, und endlich im letzten Hofe, die eigentlichen Wohnzimmer des Monarchen. Aus dem Mittelpunkt des Palastes erhebt sich eine sehr hohe Piramide, die über alle Gebäude hervorragt; eine Verzierung, die bloß den königlichen Häusern eigen ist. Die Vorderseite von den königlichen Gemächern glänzt überall von Gold und Firniß, auch sind sie mit vielen Bildhauerarbeiten verziert, die nicht übel ins Auge fallen. Das erste königliche Zimmer, und das einzige, zu welchem Ausländern der Zutritt erlaubt wird, ist der grosse Rathssaal, wo der König fremden Gesandten Audienz zu geben pflegt. Der Eingang zu demselben ist niedrig und enge, und man muß zuvor eine Treppe ohne Lehnen hinaufklettern, die kaum zwey Fuß breit ist. La Loubere bemerkt, daß die Siamer diese Treppe auf Händen und Füssen hinauf-

aufzukriechen pflegen, welches denn so leise geschieht, als ob sie sich vorgenommen hätten, ihren König zu beschleichen. Die Decke dieses Audienzsaals ist in verschiedene Felder abgetheilt, und mit vergoldeten Blumenzierrathen ausgeschmückt, die durchgebrochen, und mit chinesischen Crystall garnirt sind. Der Thron des Königes glänzt überall von Gold und kostbaren Steinen. Der Himmel desselben reicht bis an die Decke des Saals, aber der Sessel ist nicht über funfzehn bis sechszehn Fuß von der Erde erhaben. Rund umher sind Stufen angebracht, auf welchen die Grossen des Reichs sich mit dem Gesicht nach der Erde zu niederwerfen, und in dieser Stellung so lange verharren, bis der König den Saal verlassen hat. Der Monarch selbst steigt nie diese Stufen heran, sondern kommt immer durch eine kleine hinter dem Thron angebrachte Thüre herein.

Das Serail stößt dicht an die königlichen Gemächer, und sieht von aussen nicht weniger prächtig aus. Doch ist es sowohl wie das übrige Innere des Palastes für Fremde und Einheimische unzugangbar, daher denn auch kein Reisender umständlich davon Meldung thut. Indeß sprechen sie doch von weitläuftigen Gärten, die hinter dem Palaste liegen, und die mit Palmbäumen bepflanzt und von kleinen Bächen bewässert sind. *)

Gerade

*) Der Graf von Forbin sagt im ersten Theil seiner Memoiren: „Diejenigen, die ausserhalb wohnen, sie mögen auch noch so vornehm seyn, dürfen nie den innern „Theil des Palastes betreten, in welchem sich der König

 auf-

Gerade zu dem königlichen Palast führt eine lange Strasse, die den lebhaftesten Theil der Stadt ausmacht, weil hier viele chinesische, magolische, arabische und andre asiatische Kaufleute ihre Waaren verkaufen. Diese Leute wohnen gewöhnlich in kleinen steinernen Häusern, die nicht länger als acht Fuß, vier breit, und zwölf bis funfzehn hoch sind; obgleich ein jedes zwey Stockwerke hat. Die übrigen Quartiere der Stadt sind durchgehend mit elenden Hütten angefüllt, die bey weitem nicht so gut sind, wie die Wohnungen der ärmsten Landleute in Europa. Sie sind von Bambosrohr zusammen geflochten, und haben mehr Aehnlichkeit mit einem Vogelbauer, wie mit einer menschlichen Wohnung. An dem

„aufhält, und diejenigen, die sich einmal darinnen befin„den, kommen niemals wieder heraus. Was man mit „Gewißheit davon sagen kann, ist: Daß alles, was dar„inn vorgeht, auf das Geheimnißvollste geschieht. Ein „jeder hat in demselben sein bestimmtes Amt und sein be„sondres ihm angewiesenes Quartier, aus welchem ihm „nie erlaubt wird sich zu entfernen. Diejenigen, die in „dem einen Zimmer aufwarten, wissen nichts von dem, „was in den andern vorgeht. Eine jede Abtheilung des „Palastes hat also ihre besondern Officianten, bis zu der„jenigen, die der König selbst bewohnt, welcher fast seine „ganze Lebenszeit eingeschlossen zubringt, weil er einen „Theil seiner Hoheit darin bestehen läßt, sich nur höchst „selten sehen zu lassen Wenn er seine Minister, die „seine Günstlinge sind, sprechen will, so zeigt er sich an „einem sechs Schuh hoch von der Erde erhabenen Fenster, „wo er sie anhört, und nachdem er ihnen seinen Willen „mit wenig Worten bekannt gemacht hat, wieder ver„schwindet.“ —

denjenigen Orten, die am meisten der Ueberschwemmung ausgesetzt sind, stehen diese Häuser auf dreyzehn bis vierzehn Fuß hohen Pfählen, die Treppen zu denselben hängen auf der einen Seite herab, wie die Leitern an unsern Windmühlen. Das Dach ist mit Palmblättern gedeckt; ein mit Erde angefüllter und auf vier Stöcken festgemachter Korb ersetzt die Stelle des Feuerheerdes. Kurz, alles zeigt die gröste Armuth an. Natürlicherweise braucht es nur eine Arbeit von wenig Stunden um Häuser dieser Art aufzubauen oder zu zerstören. La Loubere erzählt, daß während seinem Aufenthalt in Siam dreyhundert dieser Häuser abbramen, und innerhalb zwey Tagen wieder aufgebaut wurden.

Ausserdem hat die Hauptstadt weitläuftige Vorstädte, und eine Menge nahe gelegener Dörfer, die dicht aneinander stossen und den ganzen Weg bis Banckock anfüllen. Diese Gegend enthält allein mehr als die Hälfte von den Einwohnern des Königreichs. Hin und wieder trift man Dörfer an, wo sich japanische, peguanische und malayische Colonisten niedergelassen haben. Aber die vornehmste Merkwürdigkeit in der ganzen umliegenden Gegend ist eine Piramide, die nach Kämpfers Bericht dreyhundert und sechszig Fuß hoch von der Erde ist, und von ihm weitläuftig beschrieben wird. Sie ist von Ziegelsteinen erbaut, in einer Ebene, die ungefähr eine Viertelmeile von der Hauptstadt entfernt ist, zum Angedenken eines Sieges, den die Siamer einst an diesem Ort über einen König von Pegu erfochten, der mit seinem ganzen Heer in dieser Ebene erschlagen wurde.

Eigentlich kennen die Siamer nur drey Jahreszeiten: Den Winter, den kleinen Sommer, und den grossen Sommer. Der erste währt nur zwey Monathe, und besteht in unserm Dezember und Januar. Den kleinen Sommer oder Frühling formiren die Monate Februar, März und April; die übrigen sieben machen den grossen Sommer aus. Ihr Winter ist eben so heiß wie bey uns der wärmste Sommer und dabey sehr trocken, weil sie selbst in dieser Jahreszeit, so wie auch das ganze übrige Jahr, die Pflanzen und Gewächse in ihren Gärten beständig bedeckt halten, um sie dadurch für die ausserordentlich brennende Hitze der Sonne zu sichern. Da aber die Hitze während den beyden Wintermonaten weniger angreifend ist wie in ihrem Sommer, so kömmt ihnen diese Jahreszeit sehr kühl vor. Während den sieben Sommermonaten regnet es unaufhörlich, obgleich die Luft dabey immer ganz unerträglich heiß bleibt.

Alle Reiseberichte schildern uns dieses Königreich, wie ein beynahe ganz unangebautes Land. Die von den Flussen am weitesten entlegenen Gegenden sind mit Waldungen bedeckt. Diejenigen hingegen, die nahe am Wasser liegen oder von der Ueberschwemmung fruchtbar gemacht werden, belohnen den Fleiß des Landmannes reichlich. Der Reiß ist die gewöhnliche Nahrung der Einwohner, und wird am meisten gebauet; auch säet man Weizen auf den Anhöhen, die vor der Ueberschwemmung sicher sind. Doch geschiehet dieses nicht sehr häufig, weil vermuthlich das Begiessen desselben, den trägen Eigenthümern zu viel Mühe verursacht, oder auch der Absatz dieses Lebensmittels ihnen zu schwer wird. La

Lou=

Loubere berichtet, daß nur für den König allein Weizen eingeerndtet wird, und selbst dies geschieht nicht sowohl aus Geschmack an Speisen dieser Art, als vielmehr wegen der Seltenheit derselben. Ausserdem findet man auch in ihren Gärten türkischen Weizen, desgleichen Erbsen und andre Hülsenfrüchte, die aber nach dem einstimmigen Bericht aller Reisenden keine Aehnlichkeit mit den europäischen haben.

Die mehresten in Europa bekannten Blumen zieren auch die Blumenbeete der Siamer. Man sieht auf denselben Nelken, Tuberosen u. s. w.; aber nur selten Rosen und Schasminen. Ueberhaupt haben alle Blumen in diesem Lande wenig Schönheit, und verblühen wegen der übermäßigen Hitze sehr geschwinde; eine Unannehmlichkeit, die indeß durch den Wohlgeruch und herrlichen Geschmack der dortigen Früchte hinlänglich ersetzt wird. Man hat hier eine grosse Menge von allerley Gartenfrüchten, die man in Ostindien findet; z. B. Ananas, Feigen von Bananas, und andern Bäumen; desgleichen eine Art von Pomeranzapfel, die Mangouste heissen, einerley Geschmack mit unsern Kirschen haben, und eben so kühlend sind; die sogenannte Mangue, welche von aussen wie eine schöne rothe Birne aussieht, und wie eine Pfiersich schmeckt; Cocusnüsse und dergleichen mehr. Auch findet man in diesem Lande einige wilde Weinstöcke, die so dicke Traubenkämme haben, daß einer allein Mühe genug hat sie aufzuheben; doch sind sie zugleich so bitter, daß niemand so leicht in Versuchung geräth, diese Trauben zu kosten. Man hat öfters aber immer vergebliche Versuche angestellt, in den Gärten Wein zu ziehen, denn die Trauben

sind hier eben so bitter als die wilden geblieben. Man findet in Siam keine Maulbeerbäume, und daher auch keine Seide; dahingegen giebt es viele Baumwollbäume, und die Siamer verfertigen eine Menge Baumwollenzeuge die sehr fein sind, Ferner bringt dieses Land alle Arten von Holz hervor, welches sowohl zum Bauen, als auch zu andern Arbeiten sehr gut ist. Auch hat man hier verschiedene seltene Bäume, die den vortreflichen Gummi tragen, den die Chineser und Japaner zu ihren lakirten Arbeiten gebrauchen. Aus der Rinde eines andern Baums den die Siamer Tonhoe nennen, machen sie Papier, und aus andern, die wilde Früchte tragen, ziehen sie ein Oel, mit welchem sie die dauerhafteste und schönste Kitte und sehr guten Mörtel zubereiten.

Vor allen andern Thieren in Siam verdient der Elephant unstreitig den ersten Rang; es giebt in diesem Lande nicht allein die schönste Race dieser Thiere, sondern er steht auch bey den Einwohnern in grosser Achtung. Die Siamer sprechen von einem Elephanten wie von einem Menschen; sie halten ihn für ein vollkommen vernünftiges Geschöpf, dem nur bloß die Sprache fehlt, um mit dem menschlichen Geschlecht in eine Classe gesetzt zu werden, und zeichnen das Geschlechtregister derselben sorgfältig auf. Man bedient sich derselben öfters zum Transport der Artillerie über Gebirge. La Loubere, Forbin und andre, erzählen manche sonderbare und beynahe unglaubliche Anecdoten von der ausserordentlichen Gelehrigkeit und dem Verstand dieses Thieres, die wir aber, wenn wir die Gränzen dieses Aufsatzes nicht überschreiten

schreiten wollen, mit Stillschweigen übergehen müssen. Ausser den Elephanten, findet man auch in diesem Königreiche eine Menge anderer Thiere, z. B. das Nashorn, Büffelochsen, Danimhirsche, Tyger und Affen. Pferde hingegen findet man nirgends, oder doch nur sehr selten, und der König sieht sich daher genöthiget, die seinigen aus Batavia kommen zu lassen.

Ohne uns bey den Vögeln, Fischen, Insekten und andern zur Naturgeschichte dieses Königreichs gehörigen Merkwürdigkeiten aufzuhalten, wollen wir nur bloß noch mit einigen Worten der Mineralien erwähnen, die dieses Land hervorbringt.

Vorzeiten dachte man sich Siam als das goldreichste Land in ganz Ostindien. Verschiedene alte Schriftsteller nennen es die goldne Halbinsel, ja einige hielten es sogar für Salomons Ophir. La Loubere bemerkt, daß es aller Wahrscheinlichkeit nach ehemals an Goldminen sehr reich müßte gewesen seyn, und die ungeheuren goldnen Götzenbilder nebst vielen andern Verzierungen von gediegenem Golde, desgleichen die alten verfallenen Bergwerke, die man von Zeit zu Zeit entdeckt hat, bezeugen zur Genüge, daß man vormals Gold aus den Minen gehoben habe. Indeß sind doch alle deshalb angestellten Nachsuchungen der letzten Könige fruchtlos gewesen. Vorzüglich gab sich der im Jahr 1688 verstorbene König viel Mühe, die alten Quellen der Reichthümer seiner Vorfahrrn wieder aufzufinden. Er bediente sich zu diesem Endzweck verschiedener Europäer, besonders eines

Spaniers, den er aus Mexico kommen ließ, und der 20 Jahre lang mit den schmeichelhaftesten in der That aber bloß in der Einbildung bestehenden Versprechungen, die Leichtgläubigkeit des indischen Monarchen zu hintergehen wußte. Nach vielen aufgewendeten Kosten und unsäglicher Mühe entdeckte er endlich einige Kupferminen, die mit ein wenig Gold und Silber vermischt, aber von so geringem Werth waren, daß man aus fünfhundert Pfund kaum eine Unze Gold zu ziehen hoffen konnte. Ueberdem war auch das Oberhaupt dieser Unternehmung sowohl wie seine Untergebenen höchst unwissend in der Scheidekunst der Metalle. Um aber doch aus dieser Masse einigen Nutzen zu ziehen, ließ der König noch etwas Gold hinzuthun, woraus denn Tombak verfertiget wurde.

An Bley und Zinn hingegen hat Siam keinen Mangel, obgleich letzteres von eben keinem grossen innern Werth und sehr hart ist. Auch giebt es einige Eisenminen, die aber aus Faulheit wenig genutzt werden. Die Anker an den siamischen Schiffen sind alle von Holz, und an ihren Häusern sieht man nichts von Eisen, weder Schlösser, noch Riegel, ja nicht einmal eiserne Nägel. Sie brauchen weder Scheeren, noch Nadeln, Messer und Gabel. Ihre Nähnadeln machen sie von Bambos, verfertigen statt der Nägel hölzerne Pflöcke, und bedienen sich beym Essen zwey kleiner Stöckchen, wie die Chineser. Die Giessereyen, die man in der Hauptstadt antrift, werden zu nichts, wie zum Stückgiessen gebraucht.

Die

Die Siamer haben auch einige Magnetbrüche, sie sind aber viel zu unwissend, als daß sie grosse Vortheile aus denselben ziehen solten. Andre Berge bringen den feinsten Agath, Diamanten, Saphiren und andre kostbare Steine hervor. Die Gleichgültigkeit aber, die die Regierung gegen diese Schätze zeigt, verhindert beynahe alle Nachsuchungen, die deshalb angestellt werden könnten. Da man zu mehrernmalen den siamischen Ministern rohe Diamanten, die man gefunden hatte, überreichte, aber niemals einer von den Findern dafür belohnt wurde, so giebt man sich in diesem Lande auch wenig Mühe, diesen Entdeckungen weiter nachzuspüren.

Die Eingebohrnen von Siam sind überhaupt klein von Person, aber dabey doch wohl gewachsen. Männer sowohl wie Weiber haben breite Gesichter und hohe Kinnbacken, welches verursacht, daß sie mehr länglicht viereckigt, als länglich rund aussehen. Ihre Augen sind klein, wenig lebhaft, und das Weiße in denselben fällt ins gelblichte. Hierzu kömmt noch ein grosser Mund, dicke, bleiche Lefzen und Zähne, die durch das häufige Betelkauen ganz schwarz geworden sind. Ihre Gesichtsfarbe ist eben so wenig reizend; sie fällt ins Braunrothe, und die nehmliche Farbe haben auch ihre Hände und Füsse. Ihre Nase ist kurz und rund an der Spitze, und ihre Ohren sind sehr groß, welches sie wie die meisten asiatischen Völker für eine grosse Schönheit halten. Auch haben sie dicke, schwarze Haare, welche die Weiber sowohl wie die Männer so kurz abschneiden, daß sie ihnen nicht die Ohren bedecken. Die Weiber legen keine Schminke auf; aber die Grossen des Reichs und alle Hofleute mahlen sich nach ihrem

Range, bald mehr bald weniger, mit blauer Farbe von den Füssen bis zum Gürtel. Diesem Gebrauch zufolge färbt sich der König von den Fußsohlen an bis zum Nabel mit dieser Farbe. La Loubere bemerkt noch bey dieser Gelegenheit, daß dieser lächerliche Gebrauch mehr aus Aberglauben, als Hochmuth eingeführt ist.

Die Siamer gehen gewöhnlich mit blossem Kopf und Füssen. Um den Leib schlagen sie ein Stück Leinwand oder anderes Zeug, nachdem sie vornehmer oder geringer sind. Es ist ungefehr drittehalb Ellen lang, fällt bis an die Knie herab, und wird zwischen den Beinen wieder heraufgezogen und an den Gürtel befestiget. Die Portugiesen nennen dieses Kleid Panje. Die Mandarinen tragen auch noch ein Hemde von Nesseltuch, welches die Stelle der Weste vertritt. Sobald ihnen ein Mann von höherm Range begegnet, ziehen sie es aus, und wickeln es um den Leib, wodurch sie zu erkennen geben, daß sie bereit sind, seine Befehle anzunehmen. Diese Hemden haben keinen Kragen, sind vorne offen und lässen den ganzen Oberleib bis an den Nabel blos. Die Ermel sind sehr weit und werden nirgends befestiget. Uebrigens sind diese Hemden sehr enge und gehen bis an den Gürtel, wo sie in kleine Falten gelegt werden.

Der König von Siam trägt über sein Hemde eine Weste von Seide, mit goldenen oder silbernen Blumen. Sie liegt sehr enge am Leibe, und hat eben solche Ermel; aber niemand darf eine ähnliche Kleidung tragen, woferne er sie nicht vom Könige geschenkt erhält. Eine weisse, hohe und

wie

wie ein Zuckerhut zugespitzte Mütze ist der Hauptschmuck des Königs, der Grossen seines Reichs, der Befehlshaber seiner Kriegsheere, und seiner Hofbedienten. Die Mütze des Königs umgiebt eine Krone von kostbaren Steinen und die Mützen der übrigen zieren gleichfalls Reife von Gold, Silber, oder vergoldetem Kupfer, woran man ihren Rang erkennen kann. Diese Mützen werden unter dem Kinn befestiget und nie abgenommen, wenn man jemand grüßt. Doch werden sie nur allein denn getragen, wenn einer vor dem König erscheinen muß, oder sich sonst in Amtsgeschäften befindet. Auch haben sie Reisehüte, die aber nie als bey solchen Gelegenheiten aufgesetzt werden; die königlichen sind von verschiedenen Farben. Das gemeine Volk geht immer mit blossem Kopf, oder bedeckt ihn höchstens nur mit einem leinwandnen Lappen; ferner trägt man in diesem Lande spitze Pantoffeln ohne Absätze und Hinterleder. Sie ziehen sie aus, so oft sie in das Haus eines vornehmen Mannes kommen, theils, um die Zimmer nicht unreinlich zu machen, theils auch um den Besitzer des Hauses ihre Hochachtung zu bezeugen.

Die weibliche Kleidung ist wenig von der männlichen unterschieden, auch sie schlagen ein Kleid oder Panje um ihre Lenden; ziehen es aber nicht zwischen den Beinen durch, sondern lassen es bis auf die Waden hinunterhangen. Die Vornehmen tragen noch überdem eine Leibbinde, mit welcher sie die Brust bedecken und die Enden über die Schultern schlagen. Den übrigen Leib lassen sie ganz bloß, weil sie kein Hemde wie die Männer tragen. Ungeachtet ihrer Nacktheit aber werden sie doch wegen ihrer Sittsamkeit gerühmt. Es giebt

giebt überhaupt wohl wenig Länder, wo die Einwohner beyderley Geschlechts mehr Schamhaftigkeit besitzen solten, wie in diesem Lande. Sogar beym Baden nehmen sie nie ihr Panje ab. Während der Anwesenheit der französischen Gesandten in Siam, mußten einigen von ihren Leuten, die sich baden wolten, Panjen gegeben werden, weil das Volk durchaus nicht zugeben wolte, daß sie sich nackend zeigen solten.

Ihre Kinder gehen bis ins vierte oder fünfte Jahr ohne Panje; sobald sie es aber einmal angezogen haben, wird es ihnen nie wieder ausgezogen; ja selbst dann nicht, wenn sie für begangene Bosheiten bestraft werden sollen. Auf dem blossen Leibe Schläge bekommen, heißt in Asien überhaupt eben soviel als jemand ehrloß machen.

Eben so einfach wie die Tracht der Siamer sind auch ihre Wohnung, Hausgeräthe und Speisen. Wir haben bereits von der Bauart ihrer Häuser gesprochen: Sie sehen inwendig nicht prachtiger wie von aussen aus. Alle ihre Möbeln bestehen in einigen Sesseln, einem Tisch und ihren Betten. Viele, besonders unter dem gemeinen Volke, schlafen nur auf schlechten Matten, die von Rohr geflochten sind. Ihre Stühle sind gleichfalls von Rohr, auf welchen bey reichen Leuten noch Kissen von verschiedenen Zeugen gelegt werden. Niemand darf sich eines Fußteppichs bedienen, woferne er nicht von dem König damit beschenkt wird.

Da die Religion des Landes den Einwohnern das Fleischessen größtentheils untersagt, so schränken sich alle ihre Speisen auf Reiß, Gartengewächs, Früchte und Fische ein; ob

sie gleich, weder an Wildpret noch zahmen Vieh Mangel haben. La Loubere erzählt, daß zu der Zeit seines Aufenthalts in Siam, das Fleisch sehr wohlfeil war. Ein Dutzend Hühner kosteten nicht mehr als zwanzig Sous, ein Schwein wurde für sieben Sous verkauft, und eine Kuh gilt in den Provinzen zehn, und in der Hauptstadt drey Livres; kurz ein Mensch kann für zwey Pfennige eine recht gute Mahlzeit halten, oder sich doch wenigstens ganz satt essen. Uebrigens herrscht selbst bey ihren prächtigsten Gastmalen weder Sinnlichkeit noch Delicatesse. Alle Speisen werden auf einmal aufgetragen und ohne Ordnung vorgesetzt. Jeder Gast ißt, nach chinesischer Sitte, für sich besonders. Eben dieser Brauch wird auch bey ihren gewöhnlichen Mahlzeiten, wenn sie unter sich sind, beobachtet. Der Hausherr speißt an dem einen Tisch, die Frau an einen andern, und selbst die Kinder werden, jedes für sich, bey Tische bedient. Die eigentliche Stunde zur Mahlzeit ist immer des Morgens, wenn jeder das Bette verläßt. Mittags nehmen sie nur einige leichte Speisen zu sich, und die Abendmahlzeit wird mit Untergang der Sonne gehalten. Unter einem so heißen Himmelstrich wie in Siam, wird natürlicher Weise nur wenig gegessen. Ihre Lieblingsspeisen sind getrocknete und eingesalzene Fische, faule Eyer, und allerley Ungeziefer und Insekten. Dieser dem europäischen Gaumen so eckelhafte Geschmack herrscht überhaupt bey den meisten morgenländischen Völkern. La Loubere sagt: „Die Natur scheint den „Siamern Geschmack an Nahrungsmitteln dieser Art mit „Fleiß eingeflößt zu haben, weil sie am leichtesten zu ver„dauen sind.“ — Reines Wasser und Thee sind die ge-

wöhnlichen Geträncke dieses Volks; auch trinken die Reichen persische und spanische Weine, und der gemeine Mann, wenn er recht lustig seyn will, Reißbrandtwein, doch pflegen sie sich selten zu berauschen.

Höflichkeit und Bescheidenheit sind die natürlichen Eigenschaften der Siamer, sie übertreiben aber beydes beynahe eben so sehr wie die Chineser. Man flößt ihnen von Kindheit an Ehrbarkeit gegen ihresgleichen, und unbedingten Gehorsam gegen die Befehle ihrer Eltern und Vorgesetzten ein. Das Alter wird in grossen Ehren gehalten. Wenn zwey Mandarine zusammen kommen, so wird immer der jüngste, gesetzt daß er auch von weit höherm Range wäre, dem ältesten den ersten Platz überlassen. Einigkeit und Unterwürfigkeit herrschen hier in jeder Familie in einem solchen Grade, daß ein Sohn, der über seinen Vater klagen solte, für ein Ungeheuer gehalten werden würde. Ihre Sprache ist an höflichen, lieblichen, verbindlichen und herablassenden Ausdrücken sehr reich. Dem Frauenzimmer wird jederzeit mit der äussersten Achtung begegnet. Das männliche Geschlecht giebt ihnen immer Beynahmen, die von den größten Kostbarkeiten, die man in diesem Lande kennt, entlehnt werden; z. B. junger Diamant; junges Gold; junge Blume; junger Himmel. Nie wird man mit einem Frauenzimmer sprechen, ohne ihr den Nahmen jung beyzulegen. Denn man ist in Siam eben so sehr wie in Europa überzeugt, daß dieses der schmeichelhafteste Lobspruch für das schöne Geschlecht ist.

Die-

Diejenige Stelle, die am höchsten von der Erde erhaben ist, wird auch für die ehrenvollste in diesem Lande gehalten. In einer Ebene bezeichnet die rechte Hand immer den vorzüglichsten Platz. Privatpersonen werden nie ihresgleichen die rechte Hand oder den Vorsitz überlassen. Auf der Strasse gehen sie immer hinter, aber nie neben einander. Man würde gegen die Achtung, die man Standespersonen schuldig ist, sich zu versündigen glauben, wenn man während der Zeit, daß sie in einem Balon unter einer Brücke durchfahren, über dieselbe gehen solte. Die Siamer denken in diesem Punkt so genau, daß sie lieber ihre Balons halten lassen, als sich der Schande aussetzen wollen, unter den Fussen irgend eines andern Menschen durchzufahren. So oft sich die französischen Gesandten in dem untersten Zimmer ihres Hauses befanden, unterstanden sich ihre siamischen Bedienten nie in das obere Stockwerk hinaufzusteigen, gesetzt daß auch ihre Geschäfte daselbst noch so dringend gewesen wären.

Die Mandarinen die nach Frankreich kamen, wurden zu Vincennes einquartirt. Dem Oberhaupt der Gesandtschaft, der das Schreiben seines Herren an Ludwig XIV. bey sich führte, wurde das erste, und den übrigen das zweyte Stockwerk zu ihrer Wohnung angewiesen. Einem von diesen letztern, dem es einfiel, daß er sich an einem höhern Ort wie der Brief seines Königs befände, verließ in größter Eil sein Zimmer, stieg die Treppe herab, und wolte durchaus nicht mehr oben wohnen. Diesem sonderbaren Vorurtheil zufolge, sitzt der König von Siam, so oft er in seinem Balon

spazieren fährt, auf einem sehr erhabenen Sitz. Alle Einwohner erhalten alsdenn Befehl, sich unten am Ufer des Flusses einzufinden, und sich auf die Erde nieder zu werfen, damit kein einziger sich durch ein Ohngefehr vielleicht an einem höhern Ort befinden möchte, wie der Sitz des Königs.

Alle diese durch den Gebrauch vorgeschriebenen und festgesetzten Höflichkeitsbezeugungen werden für Pflichten angesehen, von welchen niemand sich loß machen kann. Derjenige der sich untersteht, seinen Vorgesetzten unartig zu begegnen, oder seine Schuldigkeit gegen sie zu unterlassen, läuft immer Gefahr, die Bastonnade zu bekommen. Einem andern das Gesicht berühren, mit der einen Hand über den Kopf zu fahren, oder in den Haaren zu wühlen, sind Dinge, die für die gröbsten Beleidigungen gehalten werden. Der Höflichkeitscoder dieses Landes verlangt es durchaus, alles mit beyden Händen zugleich anzugreifen und zu überreichen; wer dawider handelt, begeht die unverzeihlichste Grobheit. Die Siamer fangen ihre Briefe eben so an wie die alten Römer: N. N an N N, und drücken am Ende statt der Unterzeichnung des Namens ihr Petschaft unter. Diese Briefe werden in einen hohlen Stock gesteckt, dessen Oefnung man mit eben diesem Petschaft versiegelt. Aber ungeachtet ihrer übertriebenen Höflichkeit, erlauben sie sich, doch mancherley Freyheiten, wodurch man in Europa sich gegen die Gesetze der Reinlichkeit und Wohlanständigkeit gröblich versündigen würde. Wenn sie sich zusammen mit andern in Gesellschaft befinden, hat jeder die Freyheit, den Folgen einer übeln Verdauung freyen Lauf zu lassen, sich mit dem Daumen den Schweiß

von

von der Stirne zu wischen, und sich mit den Fingern die Nase zu schneuzen, ohne daß er darum für unhöflich gehalten werden solte. Indeß trägt doch jeder, der einen Besuch abstatten will, einen kleinen silbernen oder kupfernen Spucknapf bey sich, um nicht die Matten oder Sitze zu beschmutzen.

Die beyden vornehmsten Schriftsteller, die uns einige Nachrichten von dem Religionssystem der Siamer gegeben haben, und die von den meisten übrigen Reisenden in diesem Stück ausgeschrieben werden, sind la Loubere und der P. Tachard; aber beyde widersprechen sich offenbar. Der erstere behauptet gerade zu: Die Siamer hätten gar keinen vernünftigen Begrif von dem Wesen Gottes. „Sie erkennen, sagt er, weder die Ewigkeit, noch die Weisheit und Allmacht des höchsten Wesens, und glauben, daß ihre Götter „ehemals Menschen wie sie gewesen sind." Der P. Tachard hingegen räumt zwar anfänglich ein, daß ihre Lehrsätze sehr bizarr und schwer zu ergründen wären, indeß giebt er sich doch in der Folge viel Mühe, die Dunkelheit ihres Religionsystems aufzuklären, und die Art und Weise ihres Gottesdienstes zu erläutern.

Die Siamer sagt dieser Mißionair, glauben einen Gott; sie verstehen aber hierunter ein Wesen, welches aus Geist und Körper zusammengesetzt, dessen Haupteigenschaft es ist, den Menschen zu helfen. Diese Hülfe besteht darin: Daß er ihnen ein Gesetz giebt; ihnen die Mittel zum Guten vorschreibt; und in der wahren Religion und den ihnen nöthigen Wissenschaften unterrichtet. Die Vollkommenheiten, die

sie ihm zueignen, bestehen in dem höchsten Grad aller moralischen Tugenden, die er durch unaufhörliche Uebung in einer unendlichen Menge Körper, die er bewohnte, erlangt hat. Ihren Begriffen zufolge ist ein Gott, ohne Leidenschaften, ohne Wünsche und ohne die geringste Bewegung, die seiner Ruhe schaden könnte. Aber er gelangte zu diesem höchsten Grad der Vollkommenheit erst durch die ausnehmendste Aufmerksamkeit auf die Unterdrückung seiner Leidenschaften. Diese Anstrengung wirkt in seinem Cörper eine so wunderbare Veränderung, daß sein Blut davon ganz weiß wird. Es steht in seiner Gewalt, sich sichtbar und unsichtbar zu machen; in dem nehmlichen Augenblick kann er, Kraft seiner Wünsche, sich von dem einen äussersten Ende der Welt bis zum andern versetzen. Er weis alles; aber sein Wissen besteht nicht wie das menschliche in einer Folge von Vernunftschlüssen: Es ist blos ein klarer Blick, mit welchem er auf einmal die Vorschriften des Gesetzes, die Laster und Tugenden, die verborgendsten Geheimnisse der Natur, das Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige, den Himmel, die Erde und Hölle, alle Theile der Welt die wir kennen, und selbst dasjenige, was sich in andern uns unbekannten Welten zuträgt, übersieht. Er erinnert sich deutlich aller Dinge, die von seiner ersten bis zu seiner letzten Seelenwanderung vorgegangen sind. Indeß ist doch das Glück dieses siamischen Gottes nicht eher vollkommen, als in dem Augenblick, wenn er stirbt, um nie wieder aufzuleben. Alsdenn erscheint er nicht mehr auf der Erde, und ist von allem Elend befreyt. Die siamischen Theologen vergleichen diesen Tod mit dem Schlaf, der uns gegen alle Leiden unempfindlich macht, nur mit dem Unterschied, daß ihr Gott, sobald

bald er stirbt, auf immer davon befreyt ist, dahingegen der menschliche Schlaf nur in einem kurzen Aufschub besteht. Diesem verstorbenen Gott, folgt sogleich ein anderer, und die Regierung eines jeden währt eine gewisse Anzahl Jahre.

Auch glauben diese Völker, daß ein jeder Mensch, der sich vorsetzt, durch seine Handlungen die göttliche Würde zu verdienen, und nach langen Prüfungen zu dem vollkommensten Grad der Tugenden gelangt ist, dereinsten Gott selbst werden könne. Sie glauben ferner, daß es Engel beyderley Geschlechts giebt, die in sieben Rangordnungen eingetheilt sind, und deren Geschäft darin besteht, unaufhörlich über die Erhaltung des menschlichen Geschlechts und die Regierung aller Länder der Erde ein wachsames Auge zu haben. Ausser dem Stande der Gottheit glauben sie auch noch einen weniger erhabenen, den sie den Stand der Heiligen nennen. Um diesen sich zu erwerben, muß der Mensch sich verschiedene Tugenden eigen gemacht, und mehr als einen Cörper bewohnt haben. Der Unterschied zwischen dem göttlichen und diesem Stande der Heiligen besteht darinn: Daß Gott alle seine Eigenschaften durch sich selbst allein, die Heiligen aber, solche nur durch den Unterricht, den er ihnen ertheilt, erlangt haben.

Die Siamer haben sonderbare Begriffe vom Paradiese und der Hölle, deren Daseyn sie zwar glauben, die aber beyde ihrer Meynung nach, nicht von ewiger Dauer sind. Sie theilen die Hölle in acht voneinander abgesonderte Woh-

nungen der Pein, und das Paradies in eben so viel Wohnplätze der Glückseligkeit. Sie überreden sich, daß der Himmel so wie die Erde regiert werde, und denken sich in denselbigen Länder, die voneinander unabhängig sind; Völker, Könige, und folglich Kriege, Schlachten, obrigkeitliche Würden, und mit einem Worte alles, was auf Erden üblich ist. In einer jeden Abtheilung der Hölle befinden sich, ihrem Vorgeben nach, Richter, die alle Sünden der Menschen in ein grosses Buch eintragen, und ein Oberrichter, der unaufhörlich beschäftiget ist, dieses Sündenregister durchzusehen. Sie bilden sich ferner ein, daß ein jeder Mensch, dessen Vergehungen in der Hölle abgelesen werden, gezwungen ist, zu niessen, und daß daher der Brauch komme, einem, der da nießt, ein langes Leben zu wünschen.

Sie behaupten gleichfalls, daß jedes Gute oder Uebel, welches einem begegnet, die Wirkung der guten oder bösen Handlungen sey, die wir in diesem oder in einem der vorigen Lebensläufe verübt haben, und daß sich hierdurch der Ursprung alles Guten und Bösen deutlich und natürlich erklären liesse. Reichthümer, Würden, Geist, Schönheit und andere natürliche Vortheile, sind Belohnung der Tugenden, die man in seinem ersten Lebenslauf ausgeübt hat. Armuth, Schande, Dummheit, Häßlichkeit und andere Fehler, sind die Bestrafung des Lasters; und dies sind denn ihrer Meynung nach, die Urquellen der Ungleichheit unter den Menschen.

Vermöge einer Folge dieses Systems setzen sie fest, daß die Seelen aus drey verschiedenen Oertern hervorgehen, um

dem

dem Schicksal gemäß, welches sie vordem verdient haben, die menschlichen, himmlischen, thierischen und höllischen Körper zu bewahren. Könige, Fürsten, mit einem Wort alle diejenigen, die die erste Rolle auf dem Schauplatz der Welt spielen, haben himmlische Seelen empfangen. Diejenigen, deren Seelen zuvor einen thierischen Körper bewohnten, sind von einer weniger erhabenen Classe, und von der Stunde ihrer Geburt an, der Dürftigkeit und allen Arten des Elends unterworfen. Die von höllischen Seelen belebten Menschen sind Spielbälle der schändlichsten und schädlichsten Leidenschaften. Ihr ganzes Leben besteht in einem Gemisch von Verbrechen und Unglücksfällen.

Ihren Begriffen nach ist die Welt ewig. Sie finden es abgeschmackt, ihr einen Anfang und ein Ende beyzulegen. Jene nacheinander folgende Erneuerung des Daseyns der Wesen und ihre Unwandelbarkeit sind, wie sie sagen, die unwiderleglichsten Beweise von der Ewigkeit ihrer Existenz und Fortdauer.

Alle die Attribute, die sie, wie man gesehen hat, ihren Gott beylegen, eignen sie auch dem Sommono-Khodom zu, den sie verehren. Seine Geschichte ist ein ungeheures Gemisch der lächerlichsten Fabeln und einiger Züge, die aus dem Christenthum entlehnt sind. Nach seinem Tode, welchen die Siamer nicht wie eine wirkliche Vernichtung ansehen, wurde sein Cörper verbrannt, und seine Gebeine von seinen Schülern bis jetzt aufbehalten. Ein Theil davon befindet sich in Siam, der andre in Pegu, und man ermangelt nicht

diesen Gebeinen die wunderbarsten Eigenschaften beyzumessen.

Die Gesetze, die Sommono-Khodom den Siamern ertheilte, sind in sechs Vorschriften enthalten. 1.) Nie zu lügen und niemand zu betrügen. 2.) Nicht zu stehlen. 3.) Keine Unzucht oder andre Unehrbarkeit zu begehen. 4.) Nicht des Weibes seines Nächsten zu begehren. 5.) Kein lebendiges Geschöpf umzubringen. 6.) Kein berauschendes Getränk zu trinken.

Der Aberglaube herrscht hier über den menschlichen Verstand nicht weniger, wie im übrigen Indien. Die Andächtigen nehmen sich sehr in Acht, den vierfüßigen und kriechenden Thieren, den Insecten, und sogar den Bäumen das geringste Leid zuzufügen. Diejenigen Bäume, deren Alter den Umsturz vorhersagt, werden gestützt, und die von der Erde entblößten Wurzeln wieder damit bedeckt; mit einem Wort, man trägt für eine so geliebte Pflanze alle mögliche Sorgfalt.

Einigen Reisenden zufolge haben die Siamer verschiedene religiöse Feste, die sie auf eine sehr andächtige Weise durch Opfer, Erleuchtungen ihrer Pagoden und Prozeßionen, wobey man mit grossem Pomp die Bildsäule des Sommono-Khodom herumträgt, zu feyern pflegen. Andre, vorzüglich der Pater Leblanc versichern, daß diese Völker weder an Götter, noch an Gottesdienst gedächten, und daß die Talapoins, die ihre Priester sind, für die Layen zu beten und zu opfern sich angelegen seyn liessen, während dem diese alle

ihre

ihre Religionspflichten darauf einschränkten, den Priestern Almosen zu geben.

Es giebt vielerley Glaubenssekten unter den Siamern, und die der Deisten, ist keine der schwächsten, weil dem Anschein nach noch im verwichenen Jahrhundert der König und sein ganzer Hofstaat zu derselben gehörte; die Antwort, die dieser Prinz, wie der P. Tachard erzählt, dem Herrn von Chaumont gab, beweißt zur Genüge, wie seine Denkungsart in Rücksicht auf Religion beschaffen war. Die Jesuiten bemühten sich auf das eifrigste, den König Tschaou-Naraja zur Annehmung der christlichen Lehre zu überreden. Bey der ersten Audienz, die er dem französischen Gesandten ertheilte, that dieser im Namen seines Monarchen die dringendsten Bitten an ihn, sich taufen zu lassen. Beunruhigt über diese Vorschläge, die man in Ludwigs Namen so oft wiederholt hatte, beklagte sich der König darüber gegen seinen Minister. „Ich weis nicht — sagte er — was den König „von Frankreich bewegen muß, sich so sehr meine Bekeh„rung angelegen seyn zu lassen. Diese Sache geht nur Gott „an, und es scheint, als wenn er sich wenig darum bekümme„re. Warum hat denn das höchste Wesen die Einführung „so verschiedener Arten von Gottesverehrung in dieser Welt „zugegeben. Könnte er nicht als Schöpfer und unumschränk„ter Oberherr der ganzen Schöpfung, als Urheber aller Ge„danken, aller Bewegungen der Seele, den Menschen einmü„thige Gesinnungen über die Religion einflössen, und alle „Völker unter einem Gesetz gebohren werden lassen? Muß „man denn nicht bey dem jetzigen Laufe der Dinge natürlicher

„Weise auf den Gedanken gerathen, daß er gegen jeden Got„tesdienst gleichgültig ist, und sogar an den verschiedenen Ar„ten, womit ihn jedes Geschöpf nach seiner Weise anbetet, „Vergnügen findet? Solten jene Schönheit und Verschie„denheit, die wir in der natürlichen Ordnung der Dinge be„wundern, in einer übernatürlichen weniger bewunderungs„würdig, und der Weisheit Gottes weniger angemessen „seyn?“ — *)

Die siamischen Priester werden, wie wir bereits erwähnt haben, Talapoins genannt; eine Benennung, die von einer Art von Fächer herkömmt, der Talapa heißt, und den diese Priester fast immer in der Hand haben. Es giebt einige derselben, die sich von aller menschlichen Gesellschaft absondern, und die Tage ihres Lebens einsam in Wäldern zubringen; dies sind diejenigen, die am meisten in Ehren gehalten werden. Andere leben in Klöstern, oder wohnen in Städ-

*) Dies Raisonnement, welches in der That etwas zu philosophisch in dem Munde eines unwissenden asiatischen Despoten klingt, scheint ihm indeß mit Willen beygelegt worden zu seyn, um dem P. Tachard Gelegenheit zur Einrückung einer langen Rede zu geben, die er an den Minister Constantin Phaulcon gehalten zu haben vorgiebt, und in welcher er die Einwürfe des Königs zu widerlegen sucht. Sie gehört nicht in unsern Plan, man kann sie aber in dem 5ten Buch der Reisebeschreibung dieses Jesuiten finden, die 1686 in französischer Sprache in 4to gedruckt wurde, und von welcher man auch noch eine Amsterdammer Ausgabe von 1688 in zwey Duodezbänden hat.

Städten und Dörfern. Sie dürfen aber, so lange sie in dem geistlichen Stand bleiben, aus welchem sie indeß heraustreten können, wenn sie wollen, nicht heyrathen, woferne sie nicht Gefahr laufen wollen, verbrannt zu werden. Das ganze Land wimmelt von diesen Priestern, und der P. Tachard versichert, daß sich ihre Zahl auf nicht weniger als funfzigtausend erstrecken soll. Sie sind in vier Classen eingetheilt, die eine Art von Hierarchie formiren, und mit der Einrichtung der catholischen Geistlichkeit in Europa viel Aehnlichkeit haben. Die niedrigste dieser Classen heißt Nen: Dies sind eigentlich Kinder, die den andern Priestern aufwarten müssen, so wie die Layenbrüder in den europäischen Mönchsklöstern. Die Geistlichen von den beyden folgenden Classen werden Picous (d. h. Diaconi,) und Badlouangs (Prediger) genannt. Die von der obersten Classe heissen Sancrats, und sind die eigentlichen Bischöffe des Landes. Nur der König allein kann sie ernennen, und nach dieser Würde wird sehr getrachtet. Die Sancrats ernennen wieder die Picous und Badlouangs, die aber zu dieser Ceremonie wenigstens zwanzig Jahr alt seyn müssen. Diese Priester hatten sich zur Zeit der Regierung des Tschaou-Naraja so sehr vervielfältiget, daß dieser Monarch eine Reform derselben für höchst nothwendig ansahe. Er befahl daher, daß sie alle durchgängig in Rücksicht auf ihre Lehrsätze das strengste Examen ausstehen solten. Diejenigen, die nicht die überzeugendsten Beweise von ihren Fähigkeiten geben würden, solten secularisirt und folglich einige tausend unnütze Leute zur Arbeit angehalten und dem Staat wiedergegeben werden.

Unter dem Vorwand, die Ehre ihres priesterlichen Amtes zu behaupten, eignen sich die Talapoins eine unendliche Menge Vorzüge zu. Sie grüssen niemand; verlangen aber, daß sich ein jeder bis an die Erde vor ihnen verneigen soll. Auf der Strasse gehen sie keinem Menschen aus dem Wege, und in den Häusern nehmen sie immer den vornehmsten Platz ein. Ihre Klöster sind unverletzliche Freystätte, die sogar der König selbst nicht anzutasten wagt. Diese Mönche gehen alle so wie das ganze übrige Volk mit blossem Kopf und Füssen. Sie tragen keine Hemden, sondern schlagen bloß einige Ellen Leinwand um den Leib, und hängen eine gelbe Scherpe gleichfalls von Leinwand oder Cattun um ihre Schultern. Ihre Regel von der sie, so lange sie Talapoins bleiben, nicht im geringsten abweichen dürfen, ist äusserst strenge, und der Hauptzweck ihres Instituts beruht vorzüglich darauf, durch eine enthaltsame strenge Lebensart, die Sünden derjenigen, die ihnen Almosen reichen, abzubüssen. Sie haben eine vorgeschriebene Zeit, während welcher sie einsam leben, und ihre Bußübungen auf das genaueste erfüllen müssen. Zu gewissen Stunden begeben sie sich in ihre Pagoden, wo sie das Leben ihres Gesetzgebers in zwey Chören und in einem Ton absingen, der viel Aehnlichkeit mit dem hat, womit die europäischen Mönche die Psalmen abzusingen pflegen. Nach geendigter Morgenandacht beschäftigen sie sich mit Reinigung ihrer Tempel, Auszierung der Altäre und andern Geschäften dieser Art. Nachher geht ein jeder, der nicht von Hause eigene Mittel besitzt, aufs Betteln aus, wovon die meisten leben. Sie stellen sich ohne eine Wort zu sagen an die Thüren der Häuser, murren nicht wenn man sie abweist,

weist, aber zeigen sich immer äusserst erkenntlich für die empfangenen Wohlthaten.

Ferner besteht eine ihrer Pflichten in dem Unterricht, den sie dem Volk in Glaubenssachen ertheilen, und in der Erklärung der Gesetzbücher ihrer Religion, die sonst niemand als sie allein lesen darf. Dies ist eine eben so ehrenvolle als einträgliche Beschäftigung. Kein einziger Prediger geht unbeschenkt von seiner Canzel wieder zurück. Sind die Zuhörer mit ihm zufrieden, so bezeugen sie es durch lauten Beyfall am Ende der Predigt. Der Prediger sitzt nach orientalischer Sitte, in einem von der Erde erhabenen Lehnstuhl, und spricht seine Rede mit ernsthafter Miene, doch ohne die geringsten Gebehrden und andre Bewegungen des Cörpers, während dem das Volk mit gefaltenen Händen auf den Fersen sitzt und andächtig zuhört.

Die Talapuinen oder Weiber, die sich gleichfalls einer geistlicher Lebensart weihen, beobachten beynahe die nehmliche Regel wie die Männer, und wohnen ebenfalls in abgesonderten Zellen. Da sie sich nie in ihrer Jugend zu diesem Stand entschliessen, so sieht man ihr Alter als eine hinlängliche Bürgschaft für ihre Enthaltsamkeit an. Sie scheeren sich den Kopf und die Augenbranen, und kleiden sich weiß. Ihre vornehmsten Geschäfte bestehen in Beywohnung des Morgen- und Abendgebets, in Zurichtung der Mahlzeit für die Mönche, und im Besuch bey Armen und Kranken. La Loubere bemerkt, daß die Obern in den Klöstern ihren Untergebenen keine Leibesstrafen auflegen, weil ihre Regel ihnen verbietet, irgend jemand zu schlagen.

Die Sorgfalt, womit den Kindern schon frühzeitig eine ausserordentliche Höflichkeit eingeflößt wird, macht sie natürlicher Weise sanft und gelehrig, denn sie werden im entgegengesetzten Falle von ihren Eltern auf das schärfste gezüchtiget. Sobald sie sieben bis acht Jahre alt sind, werden sie in ein Talapoinenkloster gebracht, wo sie den geistlichen Habit anlegen müssen, ob es ihnen gleich jederzeit frey steht, solchen, ohne die geringste Schande davon zu haben, wieder auszuziehen. Sie werden nicht auf Kosten des Klosters, sondern von ihren Eltern unterhalten. Vornehmer Leute Kinder haben sogar einige Sklaven zu ihrer Aufwartung. Nach dem Lesen und Schreiben werden sie vornehmlich im Rechnen unterwiesen. Nachher lehrt man ihnen die Grundsätze der Religion und Sittenlehre, und zugleich die balische Sprache, in welcher alle ihre heiligen Bücher geschrieben sind. Diese Sprache ist nur in Siam bekannt, und wird, eben so wie die europäischen Sprachen, von der linken zur rechten Hand geschrieben. Eben dieses gilt auch von der siamischen Volkssprache. Beyde haben ein Alphabet von wenig Buchstaben, woraus man die Sylben und Wörter zusammensetzt. Die Balische hat aber auch Declinationen, Conjugationen und Abweichungen, die der siamischen mangeln. In dieser letztern bezeichnet blos die Anordnung den Casus nominis; Numerus, Tempus und Modus des Verbums werden durch Partikel angezeigt.

Die siamische Rechenkunst hat wie die unsrige zehn Hauptzahlen, die durch hinzugesetzte Nullen noch mehrern Werth erhalten können. In diesen drey Wissenschaften besteht

steht gemeiniglich der ganze Unterricht, den man in diesem Lande der Jugend ertheilt. Nur diejenigen, die sich dem geistlichen Stande widmen wollen, werden zugleich in der Philosophie, Dichtkunst und Musik unterrichtet. Ihre Philosophie erstreckt sich nicht weiter als auf einige Grundsätze der Sittenlehre, die überhaupt zur Erhaltung der Einigkeit unter den Menschen nothwendig, und daher beynahe die nehmlichen, wie bey allen andern Völkern sind. Ihre Poesie besteht in einer gewissen Anzahl von Sylben und Reimen, die sich aber nicht leicht in eine andre Sprache übersetzen lassen. Ein Theil ihrer Lieder ist historisch, andre hingegen sind moralisch ꝛc. Ihre Musik ist ganz unregelmäßig, ohne Methode, Cadenz und Modulation. Sie spielen und singen nicht nach Noten, sondern blos aus Uebung nach dem Gehör. La Loubere erzählt: Daß zu seiner Zeit ein Bruder des Königs moralische Lieder verfertigte, die sehr geschäzt wurden, und die der Prinz selbst in Musik setzte, nehmlich ihnen eine Melodie nach seinem Wohlgefallen gab, die nachhero von andern treulich nachgespielt wurde. Ihre Instrumente sind kleine Geigen mit drey Saiten, Hoboyen, Flöten und allerley Trommeln. Ihre mathematischen und geographischen Kenntnisse sind höchst unbedeutend und ihre Sternkunde nicht weniger unvollkommen. Man bedient sich dieser Wissenschaft nur, um aus den Gestirnen zu wahrsagen; eine Kunst, die hier in grosser Achtung steht.

Die Siamer studieren weder die Rechte noch die Gesetze ihres Landes, weil beyde in wenig allgemein bekannten Büchern aufbehalten werden, daher denn ein jeder solche erst

in dem Amt, welchem er vorsteht, durch Uebung erlernen muß, und zu diesem Behuf eine Abschrift von denen seine Geschäfte angehenden Gesetzen erhält. Ihre medicinischen, chirurgischen und chemischen Kenntnisse verdienen gar nicht Wissenschaften genannt zu werden. Die Arzeneykunde besteht hauptsächlich in einer gewissen Anzahl von Hülfsmitteln, die sie von ihren Vorfahren geerbt haben, und die sie oft auf eine sehr sonderbare Weise bey ihren Kranken in Ausübung bringen. Die erste Operation, die ein Arzt, der um Hülfe gerufen wird, vornimmt, besteht darin, daß er den Kranken der Länge nach auf die Erde niederlegen läßt, ihn auf den Leib steigt und mit Füssen tritt, wodurch sie ihrem Vorgeben nach die Theile des Körpers erweichen und erfrischen. Ihre Unwissenheit in der Chirurgie und Anatomie ist so groß, daß sie sogar, wenn die Rede auch nur von einer simpeln Aderlaß ist, ihre Zuflucht zu Europäern nehmen müssen. Die Chemie lieben sie mit Leidenschaft, und einige prahlen mit den seltensten Geheimnissen dieser Art, die sie zu besitzen vorgeben. Es befinden sich aber unter diesen Leuten eine grosse Menge Scharlatans und Betrüger, und das gemeine Volk sowohl wie die Vornehmen, laufen oft genug Gefahr von ihnen hintergangen zu werden.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stück.)

IV.

Das Gesetz der Strenge und der Gnade.

Zu Gunsten der Frauen unsrer Zeit.

Siehe das 4te Buch Mosis, 5. Capitel 14ten Vers bis zu Ende.

Vor Alters, als die Zeit noch jung gewesen, *)
War, wie wir mit Erstaunen lesen,
Bey einem Volk, das Göttliche genannt,
Weil, wie man glaubt, Gott selber es regierte,
Ein sonderbarer Trank bekannt.
Wenn Eifersucht den Mann nicht ruhen ließ, so führte
Zum Priester er sein Weib, um sie zu prüfen, hin:
Der reichte ihr, von Gottessinn
Und Glauben voll, mit ernstem Blicke
Den wundervollen Becher dar.
Sie mußte trinken — — Wenn zum Glücke
Sie rein und ohne Makel war,
So blieb, zur Zeugenschaft, daß Gott sie schuldlos finde,
Stets ohne Wirkung dieser Trank,
Da der, die schuldig war, zur Strafe ihrer Sünde,
Urplötzlich ach! der Bauch zersprang,
Indem sie Priester, Mann und Gott betriegen wolte.
Wenn jemand dieses Wunder liest,

Und

*) In times of old, when time was young.

Swift.

Und es vielleicht nicht glauben solte,
Der denke, daß er als ein Christ
Nicht darf daran zu zweifeln wagen,
Daß überdies in jenen Tagen
Noch das Gesetz der Strenge war,
Gemacht für eine blinde Schaar,
Wo seit der Erde Kindesjahren
Der Aussaz, Wucher, die Intoleranz
Und nie erhörter, doch geglaubter Wunder Glanz
Und der Beschneidung Bund zu Hause waren.
Wohl uns, daß jezo das Gesetz der Gnade ist!
Nun herrscht des Christenthumes sanfte Lehre:
Deß freu sich jeder, Heide, Jud und Christ!
Ach! falls noch jezo diese Prüfung Mode wäre,
Wie würd' es wohl dem Bäuchelchen
So mancher Frau in Wien ergehn!

Jos. v. Retzer.

V.

Sr. Maj. des Kaysers eigenhändige Antwort, über die von denen ungarischen Magnaten wegen der dem Cardinal Migazzi anbefohlenen Abtretung des Bißthums Waizen, in 5 Punkten gemachte Vorstellung, als:

Vorstellung.	Wörtliche Resolution.
1.) Habe die Kayserin das Bißthum Waizen dem Cardinal und Erzbischofen Migazzi auf Lebenslang geschenket, und der Pabst auch selbiges auf besagte Zeit confirmiret.	1.) Meine Vorfahrerin konnte thun was Sie wolte, und ich auch — und die Confirmation des Pabstes gehet nur auf das, was bestehet, und nicht auf das, was nicht mehr bestehet.
2.) Habe der Cardinal als Gesandter in Spanien viele Schulden machen müssen, und dadurch sich und seine Familie in mühselige Umstände versetzet.	2) Die ganze Welt weiß, daß weder Er noch seine Familie je etwas hatte.
3.) Habe Er um das Bisthum in die Stadt Waitzen herzustellen über 600,000 Fl. verwendet.	3.) Ob Er 600,000 Fl. verwendet, das ist nicht untersucht; aber gewiß ist es, daß Er über 2 Mill. bezoh.

Vorstellung.	Wörtliche Resolution.
4.) Seye Er ungarischer Magnat; daher man ihme dieses Bißthum nicht ohne vorhergehenden Proceß nehmen könnte.	4.) Und ich bin ungarischer König, und weiß, was ich mit meinem Magnaten zu thun habe.
5.) Verbietet zwar der tridentinische Kirchenrath mehrere Bißthümer zu haben; doch macht er einen Unterschied unter Viros illustres et summe doctos.	5.) Unter diese Categorie gehöret Er gar nicht, indeme darunter nur Königssöhne verstanden werden, und was seine Lehre betrift, da beruf ich mich auf die Wiener.

Unterm 22sten Juny 1785.

VI. Aus.

VI.

Auszüge aus den Memoiren des Marschalls von Vieilleville.

Ein Beytrag zur Staats- und Kriegsgeschichte des sechszehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Noch vor Ende des Winters erhielt Vieilleville durch einen Courier Befehl, sich auf das schleunigste bey dem Könige einzufinden, der ihm einen Auftrag von Wichtigkeit zu geben hätte. Wenige Stunden nachher langte ein zweyter Courier mit Depeschen vom Marschall von Saint André an. Dieser schrieb unserm Helden: Er habe auf königlichen Befehl mit seiner Compagnie von hundert Gens d'Armes in Verdün zur Besatzung hineinrücken müssen, und schmeichle sich, daß Vieilleville weder seine Compagnie noch ihn verlassen, sondern vielmehr auf das baldigste sich bey ihm einfinden würde. Dieser Ort, setzte er hinzu, würde von den kayserlichen bedroht, und er wäre seiner Beyhülfe zur Befestigung und Vertheidigung desselben höchst bedürftig. Vieilleville reisete also ohne Verzug mit dem festen Vorsatze ab, beyden Befehlen ein Genüge zu leisten, woferne sich solche nur irgend miteinander vereinigen liessen, vor der Hand aber

nach Hofe zu gehen, um den Willen des Königs zu vernehmen.

Gleich nach seiner Ankunft zu Fontainebleau erhielt er beym Könige eine Privataudienz. Der Monarch versicherte ihn, daß er ihm das Gouvernement von Toul habe anvertrauen wollen, da er aber eben die Nachricht erhalten, daß der Herzog von Nevers, Gouverneur von Champagne und der ganzen Gränze, bereits das Commando in diesem Ort übernommen hätte, so könnte er ihm nun nichts als die Wahl überlassen, ob er unter diesem Prinzen in Toul, oder unter dem Marschall von Saint André in Verdün, als zweyter Befehlshaber dienen wolle. Man kann leicht ermessen, daß unserm Helden die Wahl nicht schwer wurde. Er erklärte sich für seinen Freund den Marschall, und eilte nach Verdün. Der Herr von Saint André empfing ihn an der Spitze seiner Gens d'Armes, die freylich den Namen des Marschalls führten, deren wirklicher Capitain aber kein anderer als Vieilleville war. Beyde miteinander wieder vereinigten Freunde fiengen nun ernstlich an sich mit der Fortification dieser Stadt zu beschäftigen. Ein italienischer Ingenieur, der für einen der geschicktesten in Europa gehalten wurde, hatte dieserhalb bereits einen sehr weitläuftigen Plan entworfen, der aber bey der Ausführung sehr schwer befunden wurde. Vieilleville schlug einen andern vor, der den Vorzug erhielt. Dem italiänischen Officier verdroß dieses so sehr, daß er Verdün verließ und sich nach Metz begab, wo der Herzog von Guise gleichfalls neue Festungswerke anlegen ließ. Indeß wurde zu Verdün nach Vieillevillens

Vorschrift

Vorschrift eifrigst fortgearbeitet, und sechs neue Bastionen angelegt, die nach dem Namen des Gouverneurs und der vornehmsten Officiere von der Garnison benannt wurden. So hieß zum Beyspiel: Das erste, der Marschall; das zweyte Vieilleville u. s. w.

Während dem man sich zu Verdün ohnaufhörlich beschäftigte die neu angelegten Werke vollends zu Stande zu bringen, unternahm Vieilleville öfters Streifereyen in die umliegenden Gegenden, und erfocht manchen Vortheil über die feindlichen Truppen. Der beträchtlichste von diesen kleinen Scharmützeln bestand in Aufhebung eines beträchtlichen Transports an Lebensmitteln, die für die kayserliche Armee bestimmt waren, welche eben im Begrif war Metz zu belagern. Die Bedeckung wurde theils niedergehauen und gefangen gemacht, theils auch auseinander gesprengt, und der ganze Transport nach Verdün gebracht. Kurz nachher nahm Vieilleville das Schloß Conflans weg, wo er eine beträchtliche Beute fand, die er unter seine Soldaten vertheilte.

Zwischen Toul und Verdün lag ein hübsches Städtchen, welches Estain hieß, und für die Besatzungen beyder Städte von vielem Nutzen seyn konnte. Man hatte bisher versäumt sich dieses Orts zu versichern und denselben auch mit Schonung behandelt, weil solcher der verwitweten Herzogin von Lothringen zugehörte, deren Sohn der Eidam Heinrich des zweyten werden solte. Indessen war doch diese Prinzeßin (Christine von Dännemark) eine Nichte des Kay-

sers, sehr österreichisch gesinnt, und ihre Leute und Beamten hegten die nehmlichen Gesinnungen. Vieilleville nahm es also auf sich, diesen Ort unvermuthet zu überrumpeln, und es gelang ihm. Er fand in dem Hause des Amtmanns verschiedene spanische Officiere und Soldaten, die vermuthlich in diesem Schlupfwinkel eine vortheilhafte Gelegenheit erwarteten, den Franzosen einen übeln Streich zu spielen. Vieilleville wollte sie festnehmen lassen, sie entkamen aber durch Vorschub eines Neffen des Amtmanns, den Vieilleville dafür aufhängen ließ. Bald nachher forcirte unser Held auch das befestigte Dorf Rougegueule, bey welchem Vorfall die kayserlichen einen beträchtlichen Verlust erlitten.

Mit der Befestigung der Stadt Toul war es noch lange nicht so weit gediehen wie mit der von Verdün, weil der Herzog von Nevers dabey nicht so gut unterstützt wurde, wie der Marschall von Saint André. Der König, der davon Nachricht erhalten hatte, ertheilte dem Herrn von Vieilleville Befehl, sich nach Toul zu verfügen; er mußte sich also von seinem Freunde, dem Marschall, trennen, so gerne dieser auch gewünscht hätte, ihn länger bey sich behalten zu können. Unser Held wurde daselbst von dem Herzog sowohl als von der Besatzung mit Entzücken empfangen. Er that sich hier gleich im Anfange durch verschiedene kleine Unternehmungen hervor, die eben von dem nehmlichen glücklichen Erfolg begleitet waren, wie diejenigen, die er zu Verdün unternommen hatte. Endlich hielt er es für rathsam, einen Versuch von grösserer Wichtigkeit zu wagen, und sich der Stadt Pont-a Mousson zu bemeistern. Dieser zwischen

Toul

Toul und Metz gelegene Ort, verhinderte durchaus alle Communication zwischen diesen beyden Städten, und war mit einer starken Besatzung versehen, die von zwey Officieren commandirt wurde, wovon der eine ein Spanier, der andre ein Italiener war; ersterer hieß Don Alphonso von Arbolonga, und der andere Fabricius Colonna. Mit offenbarer Gewalt war diesem Ort nicht gut beyzukommen, Vieilleville mußte daher List zur Hülfe nehmen. Er bediente sich also eines braven, geschickten und verschwiegenen Spions, der sich, nachdem er ihm alles Nöthige zur Genüge eingeschärft hatte, nach Pont-à-Mousson verfügen mußte. Dort gab er sich für einen Abgeordneten der verwittweten Herzogin von Lothringen aus, der einen geheimen Auftrag an den Gouverneur zu bestellen hätte. Er müßte dieses mündlich thun, sagte er, weil die Prinzeßin aus Furcht, sich Verdrüßlichkeiten zuzuziehen, nicht habe schreiben wollen. Ueberdies, setzte er hinzu, wäre er bey dieser Sache selbst intereßirt, denn er sey ein Neffe des Amtmanns zu Estain, und ein leiblicher Bruder desjenigen, den Vieilleville unmenschlicher Weise habe aufhängen lassen, weil er die daselbst versteckten Spanier gerettet hätte. Die Herzogin, fuhr er fort, sey über diese That so aufgebracht gewesen, daß sie sogleich den Entschluß gefaßt hätte, Rache dafür zu nehmen. In dieser Absicht habe sie ihn an den Gouverneur abgeschickt, um demselben zu melden, daß Vieilleville sich gegenwärtig zu Toul befände und alle Anstalten vorkehrte, um die umliegenden Gegenden zu durchstreifen, und die kayserlichen Besatzungen zu beunruhigen. Vor der Hand bäte sie aber, daß man sich ruhig verhalten möchte; zur rechten

Zeit würde sie schon ferner Nachricht ertheilen, wie man diesen eben so gefährlichen als grausamen Feind auf eine leichte Weise überfallen und aufheben könnte. Anfänglich setzte man freylich Mißtrauen in den Abgeordneten, man that eine Menge verfänglicher Fragen an ihn, in der Meynung, daß er sich vielleicht widersprechen würde; aber er hielt sich gut, und endlich glaubte man seinen Reden vollkommen. Sobald er nun von dem Zutrauen der beyden Commendanten überzeugt war, gab er vor, daß er wieder zu der Herzogin zurückkehren müßte, und reisete auch wirklich ab. Aber wenige Tage darauf kam er wieder und meldete ihnen, daß Vieilleville den andern Morgen, bey Aufgang der Sonne, nach Conde an der Mosel gehen, und überhaupt nicht mehr als hundert und zwanzig Pferde zu seiner Bedeckung bey sich haben würde. Fabrizius Colonna glaubte dem Verräther, und zog sogleich an der Spitze von dreyhundert Pferden, der auserlesensten Cavallerie, aus der Stadt, unserm Helden entgegen.

Er fand den Herrn von Vieilleville in der That mit der angegebenen Mannschaft an dem bestimmten Ort. Aber kaum wurde dieser gewahr, daß Fabrizius auf ihn feuern ließ, so zog er sich langsam bis an einen Wald zurück, wo sein Hinterhalt versteckt lag. Fabrizius wurde plötzlich von allen Seiten umringt, der größte Theil seiner Leute getödtet, und er selbst gefangen. Kein einziger Spanier oder Deutscher entrann, der die Nachricht von diesem Unfall nach Pont-a Mousson bringen konnte. Nun befahl Vieilleville seinen Leuten die rothen Scherpen der getödteten und gefan-

gefangenen Spanier zu nehmen, und um die kayserlichen noch besser zu hintergehen, mußte einer seiner Offiziere der Saligny hieß, und vollkommen gut spanisch sprach, mit seiner weissen Scherpe und gesenkten Fahne vorausgehen. Don Alphonso von Arbolonga, der von dem Walle herab einen Haufen Krieger mit rothen Scherpen gerade auf die Stadt zu marschiren sah, und einen dem Anschein nach spanischen Offizier erblickte, der die gesenkte Leibstandarte des französischen Befehlshabers trug, glaubte nun gewiß, daß Fabrizius Colonna als Sieger zurück käme. Er konnte um so weniger daran zweifeln, da das Geschrey: Victoria, Victoria! los Francesez son todos matadas! (Sieg, Sieg! die Franzosen sind alle getödtet!) deutlich in seinen Ohren erschallte. Er stieg nun sogleich mit seinen vornehmsten Offizieren zu Pferde, befahl daß man das Thor offen lassen solte, und eilte den Kommenden entgegen. Aber kaum war er bey ihnen, als er nebst seinem Gefolge umringt und verschiedene von demselben getödtet wurden. Er selbst wurde gefangen, und gezwungen, zwischen zwey spanischen Standarten unter den vordersten mitzureiten. Sobald sie ganz nahe am Thor waren, mußte auf Vieillevillens Befehl nochmals Victoria gerufen werden. Die Garnison erkannte den Don Alphonso, in der Mitte des annähernden Haufens, und ließ daher alle Reuter die bey ihm waren mit in die Stadt hinein. Aber kaum waren sie drinnen, als plötzlich das gewöhnliche Feldgeschrey der Franzosen erschallte, und die spanische Thorwache überwältigt wurde. Auf diese Weise fiel Pont-a-Mousson in die Hände der Franzosen. Der unglückliche Don Alphonso wolte sich über den

ihn gespielten Betrug durchaus nicht zufrieden geben. Er wurde krank, und starb bald darauf für Kummer und Verzweiflung.

Vieilleville blieb auf Anrathen des Herzogs von Nevers mit einer hinlanglichen Anzahl Truppen in Pont=a=Mousson stehen, von wo aus er die kayserlichen, die noch immer fortfuhren Metz zu belagern, durch unaufhörliche Streifereyen zu beunruhigen suchte. Er nahm ihnen noch zwey beträchtliche Transports an Lebensmitteln weg, und lockte überdies ein ansehnliches Corps kayserlicher Truppen in eine Falle, aus der sie nur mit genauer Noth und mit vielen Verlust sich wieder herauszuwickeln vermochten.

Carl V. mußte endlich gegen das Ende des Decembermonats 1552 die Belagerung vor Metz aufheben, und eine Menge Kranke, theils im Lager, theils auch unterwegens zurücklassen, die von den Franzosen nachher auf das mitleidigste behandelt wurden. Der Herzog von Nevers und Vieilleville begaben sich einige Tage nach Aufhebung der Belagerung nach Metz, um dem Herzog von Guise, der die Belagerten kommandirt hatte, ihren Glückwunsch abzustatten. Beyde nahmen Theil an den Unternehmungen in dieser Gegend, wodurch die Ländereyen rund um die Stadt vollends von den feindlichen Truppen gesäubert wurden. Nachher gieng unser Held wieder nach Verdün, wo ihn der Marschall von Saint André mit Ungeduld erwartete, um ihm einen Brief mitzutheilen, den er nur kurz vorher von dem Könige erhalten hatte. Der Monarch bot ihm den durch

den

den Tod des Herrn von Annebaut erledigten Posten eines Admirals von Frankreich an; wobey er zugleich Marschall bleiben konnte, weil der Verstorbene beyde Ehrenstellen gleichfalls zusammen besessen hatte. Saint André schien sehr geneigt, diesen neuen Beweiß von der Gnade seines Herrn anzunehmen; aber Vieilleville redete es ihm aus den Sinn, indem er ihm vorstellte: Daß es dem Verstorbenen oft gereuet habe, daß er diese beyde Stellen zugleich bekleiden müssen, weil es ihm eine Menge Verdrüßlichkeiten zugezogen hätte. Daß weder in der mitländischen See, noch vor dem General der Galeeren die Autorität eines Admirals von Frankreich anerkannt würde; und daß endlich das Admiralitätsgericht nicht zu Paris, sondern zu Dieppe seinen Sitz hätte ꝛc. Saint André fühlte die Wichtigkeit der Gründe, die ihm sein Freund entgegen setzte, zur Genüge; er dankte dem Könige auf das ehrfurchtsvollste für die ihm zugedachte Gnade, und Chatillon, der Neffe des Connetabels, der unter dem Namen Caspar von Coligni in der Folge so berühmt wurde, erhielt den erledigten Admiralsposten.

Vieilleville reisete nun wieder nach seinem Schlosse Duretal. Zufrieden mit dem Ruhm, den er sich in dem vorigen Feldzuge erworben hatte, wolte er dem Hofe mit keiner Bitte um Belohnung oder Beförderung beschwerlich fallen. Indessen bemühten sich ohne sein Vorwissen die Herzoge von Guise und Nevers zu seinem Besten so eifrig, daß der König noch in dem nehmlichen Jahr (1553) ihm die Gouverneurstelle von Metz ertheilte. Auf Befehl des Monarchen mußte er nach Hofe kommen, wo Heinrich ihm sein Gouver-

neur-

neurpatent übergab, und ihm dabey weit unumschränktere Gewalt ließ, als irgend einer seiner Vorfahren besessen hatte. Denn fürs erste standen ausser Metz, auch noch Toul und Verdün unter seinem Commando, und die Gouverneurs beyder Stadte hiengen gänzlich von ihm ab. Fürs zweyte hatte er freye Gewalt über Leben und Tod, und zwar nicht allein über die Einwohner und gemeine Soldaten in diesen Städten, sondern auch über die Offiziere und Beamten vom ersten Range. Er gieng also über Toul und Pont-a-Mousson nach Metz, wo er sich überall als Gouverneur anerkennen ließ, und auf das prächtigste empfangen wurde.

Vieillevillens erste Sorge gieng dahin, Ordnung und Disciplin in seinem ihm anvertrauten Gouvernement wieder herzustellen; denn während der langen und hartnäckigen Belagerung von Metz waren gewaltige Unordnungen sowohl beym Militair als auch bey der Bürgerschaft eingerissen. Um diese nun gänzlich abzustellen, ließ er sehr strenge Befehle bekannt machen, die auf dem grossen Paradeplatz zu Metz in seiner Gegenwart öffentlich abgelesen wurden. „Er „saß dabey — sagt unser Autor — auf seinem guten Roß „Yvoi, welches der Herzog von Nemours, dem er dereinst „Leben und Freyheit rettete, ihm geschenkt hatte, und wär „von fünf und zwanzig auserlesenen Landsknechten begleitet, „die ihm der Graf von Nassau zugeschickt hatte."

Verschiedene Soldaten von der Besatzung pflegten unter dem Vorwand zu jagen aus der Stadt zu gehen; aber anstatt dieses zu thun, plünderten sie vielmehr die Einwohner

der

der umliegenden Dörfer, und um nicht erkannt zu werden, banden sie rothe Scherpen um, damit man sie für spanische Deserteurs halten möchte. Sobald der neue Gouverneur davon unterrichtet war, ließ er zwölfe von denjenigen, die sich dieses Verbrechens schuldig gemacht hatten, aufhängen. Eben so strenge verfuhr er auch gegen andre, die theils Frauenzimmer mit Gewalt entführt und gemißbraucht, theils auch allerley Kaufmannswaaren ohne Bezahlung weggenommen hatten. Vieilleville pflegte bey der Ausübung der Gerechtigkeit nie auf die Person zu sehen, und gegen seine eigne Leute und Bedienten eben so strenge als gegen fremde zu verfahren. So ließ er zum Beyspiel einen seiner Bedienten hinrichten, der ihm sieben Jahre lang gedient hatte, und auf den er sonst nicht wenig hielt. Das ganze Verbrechen dieses Unglücklichen bestand blos darin, daß er bey Nachtzeit die Thüre eines Mädchens, die eigentlich doch nichts mehr und nichts weniger als eine öffentliche Hure war, eingeschlagen, und sie zu seinem Willen mit Gewalt gezwungen hatte. Eben das nehmliche Schicksal traf auch seinen Leibkoch, der überführt wurde, daß er einige Waaren, ohne sie zu bezahlen, gewaltsamer Weise weggenommen hatte. Die zügellose Lebensart war in Metz so sehr eingerissen, daß die französischen Officiere die Weiber und Töchter der Bürger ungestraft entführten und bey sich behielten. Vieilleville ließ sie alle ihren Vätern und Männern wieder zurück geben. Unter dieser Zahl befand sich sogar ein Mädchen, welches der Herr von Gonnor, der Vorfahr unsers Helden, während der ganzen Zeit, daß er Gouverneur von Metz gewesen war, unterhalten hatte. Auch wurde ein Capitain kaßirt und weggejagt, weil

er die Frau eines Notarius gewaltsamer Weise geraubt hatte, und zwanzig bis fünf und zwanzig Nonnen aus den Armen verschiedene Officiere gerissen, und in ihre Klöster wieder zurückgeschickt.

So sehr indessen auch die Einwohner zu Metz mit den Verfügungen zufrieden waren, die Vieilleville zur Beförderung der guten Zucht und Ordnung beym Militair traf, so wenig wolten ihnen doch die Eingriffe behagen, die er, ihrer Meynung nach in die Freyheiten und Vorrechte ihrer Stadt wagte. Vieillevillens Hauptsorge zweckte auf die Gründung und Festerhaltung der königlichen Autorität in Metz ab. Dieser Ort hatte seit undenklichen Zeiten die nehmliche Regierungsform, wie die mehresten Reichsstädte. Die Souverainetät war so zu sagen bloß in den Händen des Magistrats, und der Kayser war bisher nur als Beschützer der Stadt, nicht als der Oberherr derselben angesehen worden. Eben diese Regierungsform war es, die Vieilleville dem Könige im Jahr 1551 da dieser Monarch unter dem Namen eines Vertheidigers der Freyheit des deutschen Reichs mit gewafneter Hand zum erstenmal in diesen Gegenden erschien, angerathen hatte. Aber seit dem fruchtlosen Versuch Heinrich des zweyten auf Strasburg und Speyer, und seitdem Carl der fünfte Metz belagerte, und diese Belagerung wieder aufzuheben gezwungen war, hatten sich die Umstände sowohl wie das Interesse gewaltig geändert. Metz mußte nun wie eine neue Eroberung betrachtet werden, deren Erhaltung für Frankreich äusserst wichtig war. Man sahe sich daher auch genöthiget, diesen Ort auf den nehmlichen

Fuß

Fuß zu setzen, wie alle übrigen Städte des Königreichs. Bey sogestalten Umständen hielt es Vieilleville für rathsam vornehmlich einen gewissen Mißbrauch der obersten Gewalt abzuschaffen, deren sich die sieben vornehmsten Familien zu Metz, welche man die sieben Edlen (les sept Paraiges) nannte, anzumessen suchten. Von jeher war es Gebrauch, daß nur aus diesen Familien der erste Bürgermeister oder Stadtpfleger erwählt werden durfte; eine Würde, die zwar nicht länger als ein Jahr dauerte, deren Besitzer aber während dieser ganzen Zeit mit Verwaltung der Einkünfte der Stadt sowohl, als auch mit der Gerechtigkeitspflege nach seinem Willen verfuhr, und von dem keine fernere Appellation Statt fand. Die Einsetzung eines neuen Stadtpflegers war ein Fest, dessen Herannäherung das Volk jederzeit mit Vergnügen erwartete, und welches immer von grossen Schmausereyen begleitet wurde, wobey der Wein wie Wasser floß, und jedem bis zum Ueberfluß gereicht wurde.

Unser Held war bereits einige Monate Gouverneur von Metz gewesen, als dieser grosse Festtag erschien. Die sieben Edelen kamen den Tag vorher zu ihm, um ihn auf das feyerlichste zu der morgenden allgemeinen Versammlung der Bürgerschaft und zu der neuen Stadtpflegerwahl einzuladen. Die gewöhnlichen Formalitäten wurden bey dieser Wahl immer auf das pünktlichste beobachtet, ob man gleich zum voraus wußte, daß kein andrer als derjenige, an dem unter den sieben Edlen die Reihe war, dies Ehrenamt erhalten konnte. Aber wie erstauneten diese Herren, als Vieilleville ihnen zur Antwort gab: Daß es Zeit wäre Gebräuche abzu-

schaffen, die sie unaufhörlich an ihre ehemalige Dependenz vom deutschen Reich erinnerten; jetzt wären sie Unterthanen des Königs, und ihre Regierungsform müßte also auch französisch seyn; daß man jetzt in Metz nicht mehr weder vom Kayser und vom Reich, noch von den kayserlichen Kammergericht zu Speyer sprechen dürfte, weil man gegenwärtig keine andre Gewalt als die des Königs von Frankreich anerkennen müßte, und unter keiner andern Gerichtsbarkeit stände, als unter dem Parlament zu Paris. Zu gleicher Zeit stellte unser Held den bestürzten Deputirten vor, wie ungerecht es sey, daß die sieben Familien sich das ausschliessende Recht auf die erste Stelle im Magistrat so zu sagen wie erblich vorbehielten. Er kenne unter der Bürgerschaft, fuhr er fort, manchen ehrlichen Mann, der diese Stelle vor allen andern verdiene, und dabey noch das Verdienst besässe, daß er gut französisch gesinnt sey; er würde daher auch einen von diesen den versammleten Bürgern morgen zum Stadtpfleger vorschlagen, und wäre versichert, daß sie ihn dazu erwählen würden. Mit diesen Worten ließ Vieilleville die sieben Edlen voll Verwirrung von sich gehen.

Den andern Morgen kam der Rath und die Bürgerschaft zusammen. Vieilleville fand sich bey dieser solennen Versammlung gleichfalls in Person ein, und auf seinen Antrieb wurde ein ehrlicher Bürgersmann, der Praillon hieß, zum Stadtpfleger erwählt. Da dieser aber eine solche Ehre gar nicht vermuthete, weil er nicht zu der Classe derjenigen gehörte, die man gewöhnlicher Weise zu wählen pflegte, und sich auch nicht in den Umständen befand, den bey der-

glei-

gleichen Solennitäten üblichen Schmauß zu geben, so nahm Vieilleville die Sorge deshalb über sich, und lud dem Gebrauche zufolge, den Kardinal von Lenoncourt, damaligen Bischof von Metz und die Mitglieder des dortigen Domkapitels zu demselben ein. Der Cardinal entschuldigte sich, daß er nicht kommen könnte, und verließ noch an dem nehmlichen Tage die Stadt, äusserst aufgebracht über das Verfahren unsers Helden, und zwar um so vielmehr, da er verschiedene Anverwandten unter obgedachten sieben adlichen Familien hatte, und eben einen von seinen Neffen an diesem Tage die Reihe hätte treffen sollen, zum Stadtpfleger erwählt zu werden. Dem ungeachtet aber wurde die von dem Herrn von Vieilleville veranstaltete Mahlzeit auf das vergnügteste verzehrt. Die vornehmsten Offiziere von der Besatzung mischten sich dabey unter die Bürger, und schenkten ihnen so fleißig ein, daß kein einziger von ihnen an den Verlust ihrer alten Privilegien zu denken Zeit hatte.

Schon war der Cardinal von Lenoncourt im Begrif dem Hofe seine Beschwerden über das Benehmen des Herrn von Vieilleville vorzutragen, als dieser ihm Gelegenheit zu neuen Klagen gab, die ihm denn auch so vielmehr am Herzen lagen, da das Verfahren, über welches er sich beschwerte, ihn selbst persönlich angieng. Schon seit vielen Jahren wurden zu Metz Münzen geschlagen und Goldstücken geprägt, theils mit dem Wappen des Bischofs, der unter andern Gerechtsamen auch das Recht besaß, Münzen zu schlagen, theils auch mit dem Wappen und im Namen des jedesmaligen Stadtpflegers, der niemals zu unterlassen pflegte, das Angedenken an seine

obrigkeitliche Würde auf diese Weise auf die Nachkommen zu bringen. Vieilleville ließ den Münzmeister zu sich holen, und erklärte ihm, daß er recht gut wisse, daß man das gute in Frankreich geprägte Gold und Silbergeld in Metz umzuschmelzen und daraus Münzen von weit schlechtern Gehalt zu machen pflegte; dieses Unternehmen brächte nun zwar einen beträchtlichen aber doch dabey immer unerlaubten Profit, daher er es denn auch für seine Pflicht hielte, die fernere Ausbreitung solcher schlechten Geldsorten zu verhindern. Dem zufolge untersagte er nun dem Münzmeister alles fernere Ausmünzen, und man ließ desto sicherer zu gehen, nicht allein die Münze verschliessen, sondern auch alles dazu gehörige Geräthe wegnehmen, und entzwey brechen. Die Nachricht von diesem neuen Unternehmen des Gouverneurs machte den Cardinal so wüthend, daß er unverzüglich nach Paris abreisete, um den königlichen Conseil seine Klagen vorzulegen. Er rechnete dabey nicht wenig auf die Protection des Cardinals von Lothringen und des Herzogs von Guise, deren Interesse er stets ergeben gewesen war, und mit welchen er noch überdies die Ehre hatte, anverwandt zu seyn.

Im folgenden Jahr 1554 erhielt Vieilleville die durch den Tod des Herrn von Humieres erledigte Compagnie von funfzig Gens d'Armes, obgleich der Connetabel alles mögliche that, um solche dem Sohn des Verstorbenen zuzuwenden. Auch der Herr von Epinay wurde zu gleicher Zeit Hauptmann über eine Compagnie leichter Reuter, die der Herr von Gonnor vormals errichtet, und die seitdem beständig zu Metz in Besatzung gelegen hatte. In eben diesem Jahr verfügte

sich

sich auch die Gemahlin unsers Helden und seine Tochter, die Frau von Epinay nach Metz, wo ihnen zu Ehren eine Menge glänzender Lustbarkeiten veranstaltet wurden.

Um die Besatzung zu Metz desto besser zu üben und mit den Gefahren des Krieges recht vertraut zu machen, ließ der Gouverneur sie in den umliegenden Gegenden unaufhörlich kleine Streifereyen vornehmen, die sich oft bis an die Thore von Thionville, und manchmal sogar bis dicht vor Luxenburg erstreckten. Der kaiserliche Commendant zu Thionville setzte sich ihnen zwar aus allen seinen Kräften entgegen, aber Vieilleville und sein Schwiegersohn erfochten täglich neue Vortheile, und begegneten ihn immer mit der äussersten Geringschätzung. Eines von diesen Gefechten war so beträchtlich, daß Vieilleville deshalb in der Domkirche zu Metz das Te Deum anstimmen ließ, und dem Könige verschiedene Fahnen als Siegeszeichen überschickte. Bey diesem Gefechte zählte man auf Seiten der Franzosen nur acht Getödtete und eben soviel Verwundete, dahingegen auf der feindlichen Seite acht ganze Compagnien aufgerieben waren. Wir geben diese Angabe nach unsern Original an, ohne zu untersuchen, ob solche gegründet sey oder nicht, welches denn auch wohl eine vergebliche Sache seyn dürfte. Wahrscheinlicher Weise scheint sie ziemlich übertrieben zu seyn, aber wenigstens sieht man doch aus derselben, daß es schon in den damaligen Zeiten unter den kriegführenden Mächten Sitte war, den eignen Verlust zu verkleinern, so wie den feindlichen zu vergrössern.

In dem nehmlichen Augenblick da Vielleville diesen Sieg erfochte, ernannte ihn der König zum Ritter vom grossen königlichen Orden. Um ihn aber nicht in einem Zeitpunkt nach Paris zu rufen, da seine Gegenwart in Metz äusserst nothwendig war, ertheilte der König dem Herzog von Nevers die Vollmacht, unserm Helden mit allen Formalitäten in dem Orden aufzunehmen. Dieser schrieb ihm deshalb einen verbindlichen Brief, in welchem er sich erbot, nach Toul zu kommen, und die Ceremonie daselbst vorzunehmen. Aber Vielleville lehnte dieses Anerbieten auf eine höfliche Weise ab, indem er ihm antwortete, daß er es sich zwar für die größte Ehre schätzen würde, von seinem alten Freunde und Gönner dieses Zeichen der königlichen Gnade zu empfangen, daß er indeß aber es doch noch für besser hielte, lieber noch eine Zeitlang zu warten, um solches von den Händen des Königs selbst zu erhalten.

In eben diesem 1554sten Jahre hatte Vielleville das Mißvergnügen, zwey Officiere von seiner Besatzung, deren Talente er äusserst hochschätzte, und daher auch sehr ihr Freund war, wegen harten Vergehungen zu bestrafen. Der erste war der Major und der andre der Prevot von der Garnison. Der Major war ein sehr geschickter und erfahrner Officier und zugleich ein grosser Exerciermeister, aber dabey sehr geldgeizig, daher er denn auch den Ausschweifungen seiner Untergebenen oft durch die Finger sah. Der Prevot hatte in seinem Amt die nämlichen guten Eigenschaften, aber auch den nehmlichen Fehler. So streng er sonst auf Ausübung der Gerechtigkeit hielt, so leicht wurde es doch einem Verbre-

cher

cher der verdienten Strafe zu entgehen, wenn er anders nur Geld hatte, um sich davon loßkaufen zu können. Vieilleville hatte seinen Kriegern alles Marodiren auf das schärfste verboten. Besonders strenge aber waren seine Befehle gegen diejenigen, welche fremde reisende Kaufleute unterwegens aufpassen, berauben und verhindern würden, ihre Waaren nach der Stadt zu bringen. Der Prevot erhielt Befehl die Landstrasse öfters zu bereiten, und wenn er irgend einen Soldaten auf frischer That ertappte, solchen auf der Stelle ersäufen zu lassen. Dies geschah zwar wirklich; aber diejenigen, welche erst nach verübter Plünderung ergriffen wurden, kauften sich mit einem Theil ihres Raubes gemeinhin von der Strafe loß. Der Prevot ließ sie laufen, und gab bey seiner Zurückkunft vor, daß er die Execution an diesen Verbrechern wirklich hätte vollziehen lassen. Ein blosser Zufall verursachte, daß Vieilleville endlich selbst hinter diese Streiche kam. Eines Tages da er ausgeritten war, begegnete er einem von diesen Marodeurs, welchen er schon hingerichtet zu seyn glaubte. Er versprach ihm Pardon, woferne er bekennen würde, auf was für eine Art er der Strafe für sein Verbrechen entgangen wäre. Der Elende bekannte nun alles was zwischen ihm, den Prevot, und sogar dem Major vorgegangen war, und erzählte eine Menge der boshaftesten Streiche. Er und noch einige seiner Cammeraden hätten auf der Landstrasse Kaufleute aus Trier angetroffen, die mit Geld und allerley guten Waaren versehen, nach Metz reisen wollen. Sie hätten diese Kaufleute angegriffen und geplündert. Auf ihrer Rückkehr begegneten sie dem Provot, in Begleitung seines Schreibers und des Henkers, der sie sogleich durch das

bey sich habende Commando arretiren ließ. Ihr Proceß wurde ihnen auf der Stelle gemacht, und sie sämtlich verurtheilt mit gebundenen Händen und mit Steinen am Hals und an den Füssen durch den Henker in die Mosel geworfen zu werden. Aber dieses Urtheil, so fürchterlich es auch lautete, flößte ihnen wenig Bangigkeit für ihr Leben ein; denn sie wußten recht gut, daß der Prevot sich handeln ließ, und befanden sich zu ihrem Glück im Stande, ihn zu bezahlen. Sie erboten sich also ihm selbst tausend Thaler; seinem Schreiber halb soviel, und dem Henker zweyhundert Franken zu geben. Der Prevot nahm ihr Anerbieten an, und gab dem Henker einen Wink, der sie denn eine Strecke mit sich fortführte und nachher laufen ließ. Vorher aber wurde ihnen auch noch der grösseste Theil von dem Ueberrest ihres Raubes abgenommen, unter dem Vorwand, daß das Commando, welches den Prevot begleitete, auch etwas haben müßte, damit es reinen Mund hielt, und die geplünderten Kaufleute, woferne solche etwan nach Metz kommen und ihr Geld und Sachen wiederfodern solten, zum Stillschweigen gebracht werden könnten. Vieilleville gerieth bey diesem Geständnisse für Unwillen und Abscheu fast ausser sich; er befahl, den Marodeur heimlich in die Stadt zu bringen, und ritt voraus. Bey seiner Ankunft wurde ihm gemeldet, daß man einige Marodeurs auf der That ertappt, seinem Befehl gemäß hingerichtet, und die geraubten Güter und Gelder den Geplünderten wieder zugestellt hätte. Der Major, der um seinen Antheil von der Beute zu erhalten, versprochen hatte, die trierischen Kaufleute am Thor zu erwarten, und sie zu verhindern, ihre Klage anzubringen, begab

sich

sich in dem nehmlichen Augenblick dahin. Er ließ diese Unglücklichen sogleich bey ihrer Ankunft fest nehmen und sie ins Gefängniß werfen, ohne daß er zugab, daß irgend jemand mit ihnen sprechen durfte. Vielleicht würden sie auch ihr Leben in diesem Kerker geendiget haben, wenn nicht die Gegenwart des arretirten Marodeurs alle diese Greuel entdeckt hätte. Der mit dem größten Recht aufgebrachte Gouverneur hatte bereits alles erfahren, und gab Befehl, sie zu ihm zu bringen. Ihre Erzählung bestätigte vollkommen die Aussage des Arrestanten, und zu gleicher Zeit befahl Vieilleville, den Major, den Prevot, den Schreiber und den Henker zu arretiren. Durch den Herrn de l'Aubespine, den der König als Regierungspräsidenten nach Metz gesandt hatte, wurde ihnen förmlich der Prozeß gemacht. Dem zufolge wurde ein jeder insbesondre verhört, und zu gleicher Zeit auch die Zeugen gerichtlich vernommen. Man entdeckte bey dieser Gelegenheit ausser dem Verbrechen, welches Anlaß zu ihrer Festnehmung gegeben, noch eine Menge anderer Schandthaten. Indeß war doch ihr Urtheil gelinde genug, weil man sie in Rücksicht auf ihren Rang und vieljährigen Dienste gern mit einiger Schonung behandeln wolte. Der Major wurde auf öffentlichem Markt enthauptet, und der Prevot im Gefängniß erdrosselt; nur der Schreiber allein ward an dem öffentlichen Galgen gehängt. Was den Henker anbetraf, so war seine Strafe wirklich gelinde genug, aber dabey doch denkwürdig. Er wurde durch seinen eignen Knecht auf den vier Ecken des Marktplatzes ausgepeitscht, und nachher wieder in sein Amt eingesetzt, „weil man ihn nöthig brauchte, und er auch ausserdem sein Handwerk vollkommen verstand."

Im folgenden 1555sten Jahr entdeckte Vielleville eine geheime Verschwörung, wodurch Metz in die Hände der kayserlichen gespielt werden solte. Die Spione, die unser Held in Luxenburg und Thionville unterhielt, meldeten ihm, daß verschiedene Franziskanermönche, unter andern auch der Gardian, bey dem Gouverneur von Thionville aus und eingiengen, und öfters mit ihm geheime Conferenzen zu halten pflegten. Zu gleicher Zeit erfuhr er, daß auf der Grenze ein beträchtliches Corps feindlicher Truppen zusammengezogen würde, und daß man eine Menge Commißbrod in den kayserlichen Festungen backen ließ. Dieses zeigte zur Genüge an, daß man irgend eine militärische Unternehmung vorhaben müßte. Ohne jemanden das geringste von dieser Entdeckung zu sagen, begab er sich des andern Morgens mit Anbruch des Tages nach dem Closter, ließ es rundum besetzen, und alle Mönche vor sich kommen. Es waren ihrer so viele, daß sein Verdacht nur noch mehr zunahm; aber der Gardian befand sich nicht unter ihnen. Er war verreißt, unter dem Vorwand, der Beerdigung seines verstorbenen Bruders beyzuwohnen. Wegen der grossen Menge der Mönche sagte man ihm: Sie wären aus mehreren Oertern nach Metz gekommen, um daselbst ein Generalkapitel zu halten. Indessen bemerkte der Gouverneur doch, daß verschiedene von diesen vorgegebenen Franziskanern eine sehr militärische Physionomie hatten, vornehmlich zwey, die in der Krankenstube zu Bett lagen, obgleich ihr ganzes Ansehen weit mehr Gesundheit als Krankheit verrieth. Der Gouverneur befahl sogleich sie peinlich zu befragen, indem er ihnen Daumschrauben anlegen, und alle Ausgänge des Closters mit starken Wachen besetzen ließ. Die

fal-

falschen Franziscaner, die wirklich nichts anders als kayserliche Soldaten waren, mußten nun alles bekennen, was sie von der Unternehmung wußten, und gestanden, daß der Pater Gardian nach Thionville gegangen wäre, um die letzte Hand an dieses Werk zu legen. Auch bekannten sie, daß sie den Gardian stündlich erwarteten, der denn gleich nach seiner Zurückkunft mit Hülfe der verkleideten Soldaten sich des Thors de Pont-Yffroy bemächtigen, und solches den kayserlichen Truppen, die um eine bestimmte Stunde heranrücken würden öfnen solte. Vieilleville gab hierauf sogleich Befehl, alle Stadtthore zu schliessen, und nur das einzige Thor de Pont-Yffroy offen zu halten, durch welches jedermann herein in die Stadt, aber niemand wieder herausgelassen werden solte.

Nachdem Vieilleville alle diese Maaßregeln genommen hatte, zog er einen gemeinen Soldatenrock an, und postirte sich bey besagten Thor, um den Pater Gardian zu erwarten. Er sah ihn bald ankommen, und sobald er unter dem Thor war, griff ihn Vieilleville mit eignen Händen an, ließ ihn binden, und befragte ihn auf der Stelle. Der Gardian machte zwar eine Menge Ausflüchte, um den Verdacht von sich abzulehnen; aber Vieilleville überführte ihn durch Vorzeigung des Briefes, den er von seinem Spion erhalten hatte, und sagte ihm zu gleicher Zeit, daß die ganze Verschwörung bereits entdeckt sey. Der verrätherische Mönch sah nun wohl ein, daß kein Mittel übrig wäre, um der Folter, und vielleicht gar dem ihm bevorstehenden Tode zu entgehen, als das Geständniß der Wahrheit. Er bekannte daher, daß seine

Absicht gewesen sey, durch einige dazu bestellte Leute einen Theil der Stadt anzünden zu lassen, und während dem allgemeinen Tumult, den diese Feuersbrunst natürlicher Weise in der Stadt nach sich ziehen müßte, mit Hülfe der in seinem Closter versteckten und als Mönche verkappten Soldaten sich dieses Thors zu bemächtigen, und es den herannahenden kayserlichen Truppen zu öfnen. Er setzte noch hinzu, der Gouverneur von Thionville würde an der Spitze eines starken Corps und mit nöthigen Sturmleitern versehen, mit Anbruch des Tages vor dem entgegengesetzten Theil der Stadt seyn, um im Nothfall die Mauern mit Gewalt zu ersteigen, während dem ein ander Detaschement durch das Thor, welches er zu öfnen versprochen hatte, in die Stadt hineindringen würde. Vieilleville begnügte sich an diesem Geständniß, und befahl, genau auf den Gardian Acht zu haben. Hierauf ließ er einen Theil seiner Gens d'Armes absitzen, und marschirte mit ihnen, sobald es finster wurde, ganz stille aus der Stadt, wo er sich denn auf dem Wege, den die kayserlichen durchaus nehmen mußten, in einen Hinterhalt legte. Der Feind erschien mit Anbruch des Tages, und würde so nachdrücklich empfangen, daß ein grosser Theil derselben, worunter sich viele vornehme Personen befanden, getödtet oder gefangen genommen wurden. Vieilleville kehrte nun triumphirend nach Metz zurück, wo er das Te Deum singen ließ, und Gott für den erhaltenen Sieg auf das feyerlichste seinen Dank abstattete.

Der Gouverneur von Thionville war nur mit genauer Noth entkommen. So voller Schaam er auch über seine Niederlage war, so wünschte er doch sehnlich zu wissen,

was

was in Metz vorgienge. Er schickte daher unter dem Vorwand, wegen der Ranzion der Gefangenen zu unterhandeln, einen Trompeter an den französischen Gouverneur ab. Vieilleville sahe wohl ein, daß der feindliche Befehlshaber seinen Trompeter nur in der Absicht zu ihm geschickt hatte, um Erkundigung, von dem was in Metz vorgienge, einzuziehen; indeß willigte er doch in das Begehren desselben, in Rücksicht auf die Gefangenen, und ließ sie, nachdem er ihres Lösegeldes sich versichert hatte, frey; aber den Trompeter behielt er zurück, um ihn zum Augenzeugen eines Aufzuges zu machen, der so eben vor sich gehen solte. Man ließ die falschen Franziscaner in ihrem Mönchsanzuge, den sie bey ihrer Arretirung anhatten, aus dem Kloster holen, und durch alle Strassen der Stadt führen; wobey denn auf allen Ecken ihr thörigtes Unternehmen unter Trompetenschall dem Volk bekannt gemacht wurde. Hierauf führte sie der Prevot zur Stadt heraus, und gab ihnen einen versiegelten Brief mit an den Gouverneur von Thionville, in welchem ihm ihr Urtheil gemeldet wurde. Auch der Trompeter ward zurückgeschickt, und konnte nun seinem General hinlänglichen Bericht abstatten, von allen dem was er gesehen hatte. Was den Gardian und die wirklichen Mönche anbetraf, so wurden sie sämtlich in einem Thurm eingesperrt. Vieilleville schickte nun ungesäumt einen Courier an den König mit der Nachricht von diesem Vorfall und dem erfochtenen Siege ab. Sein Bericht wurde nachher auf Befehl Heinrich II. gedruckt. Auch die Erlaubniß, sich nach Hofe verfügen zu dürfen, um welche unser Held zugleich bat, wurde ihm sogleich vom Könige zugestanden.

Wäh=

Während dem Vieilleville sich zu dieser Reise zubereitete, erhielt er den Besuch eines vornehmen lothringischen Cavaliers und seines Sohnes, den der Prinz von Vaudemont, Oheim und Vormund des jungen Herzogs von Lothringen, einen geheimen Auftrag an ihn mitgegeben hatte. Unser Held nahm seine Gäste mit all der Achtung bey sich auf, die sie verdienten. Der Cavalier war kein andrer, als der Groß Seneschal von Lothringen, den der Prinz an den Herrn von Vieilleville bloß darum abgesandt hatte, um ihn zu versichern, daß er keinesweges gesonnen sey, die Parthey des Cardinals von Lenoncourt gegen ihn zu ergreifen, und die Klagen desselben bey dem französischen Hofe zu unterstützen. So sehr Vieilleville indeß auch mit diesem Versprechen zufrieden war, so frug er den Seneschal doch, ob der Prinz nicht etwan ein Schreiben an ihm mitgegeben hätte, worin er dasjenige, welches er ihm mündlich versichern zu lassen die Ehre erzeigte, auch schriftlich bestätigte. Der Seneschal hatte die Antwort auf diese Frage bereits in der Tasche, und überreichte dem Gouverneur ein sehr verbindliches Schreiben, in welchem der Prinz betheuerte, daß er nie die Gedanken gehabt hätte, sich mit einem Geistlichen zu verbinden, um einen so ehrenvollen Ritter, wie Vieilleville, der noch überdem sein Ordensbruder wäre, (denn auch der Prinz war ein Ehrenmitglied des grossen französischen Ordens) zu verfolgen. Vieilleville entschloß sich, diesen verbindlichen Brief nicht weniger höflich zu beantworten, und lud seine Gäste auf den andern Tag zu Mittage bey sich ein; ein Anerbieten, welches diese auch mit vielen Vergnügen annahmen. Sie kamen aber weit früher als um die zur Mittags-

mahl-

mahlzeit bestimmte Stunde, und baten sich nochmals ein Privatgehör aus. Der Seneschal überreichte nun unsern Helden ein zweytes Schreiben, in welchem der Prinz von Vaudemont ihn bat, der Bitte des Ueberbringers ein geneigtes Gehör zu geben, der um das Fräulein von Vieilleville, der jüngsten Tochter des Gouverneurs zu Metz, für seinen Sohn dem Grafen von Duilly sich bewerben würde. Um dieses Ansuchen desto besser zu unterstützen, hielt der Prinz in diesem Briefe der Geburt, den Glücksumständen und den persönlichen Verdiensten des jungen Duilly eine grosse Lobrede. Er stammte von dem Hause de Chatelet ab, einer der vornehmsten berühmtesten und ältesten Familien in Lothringen. Die Einkünfte seiner Güter betrugen an zwanzigtausend Livres Einkünfte. Uebrigens war er von Person ein junger, schöner, liebenswürdiger Mann, von dem besten Charakter, der noch überdem nach der Versicherung des Prinzen viel Anlage hatte, dereinst ein vortreflicher Kriegsmann zu werden.

Vieilleville wurde durch dies Schreiben nicht wenig in Verwirrung gesetzt, weil er nicht wußte, wie er sich auf eine gute Manier aus diesem Handel loswickeln solte. Er hatte bereits andere Anstalten zur Versorgung seiner jüngsten Tochter getroffen. Indeß erwiederte er auf das Höflichste: Er schätzte sich diese Verbindung zwar für die höchste Ehre, da aber seine Tochter Hofdame bey der Königin wäre, so könnte er ohne die Einwilligung derselben ihre Hand nicht vergeben; unterdeß verspräche er, sobald er bey Hofe angelangt seyn würde, der Königin den ihm gemachten Vorschlag mitzutheilen. Uebrigens bewirthete er seine Gäste diesen

Tag sowohl wie den folgenden, mit einer solchen Pracht, daß ihre Achtung für ihn dadurch nicht wenig zunahm.

Kurz nach ihrer Abreise langte auf Befehl des Hofes der Herr de la Chapelle Biron in Metz an, um während der Abwesenheit unsers Helden das Commando zu übernehmen. Vieilleville besuchte ihn gleich nach seiner Ankunft, und bat ihn, ja genau darauf zu halten, daß die gute Zucht und Ordnung, welche er eingeführt hatte, erhalten würde. Hierauf reisete er sogleich ab, und kam nach Verlauf von acht Tagen zu Fontainebleau an. Der Prinz de la Roche sur Yon, und der Marschall von Saint André, waren ihm einige Meilen entgegen gekommen, und in ihrer Begleitung erschien er bey Hofe. Der König empfieng ihn auf das gnädigste, und seinem Beyspiel zufolge, beeiferten sich die Königin sowohl, wie alle Grossen des Hofes beyderley Geschlechts, ihn mit Höflichkeitsbezeugungen zu überhäufen; nur einige wenige schienen ihm kalt und zurückhaltend zu seyn. Am morgenden Tage wurde Vieilleville mit allen gebräuchlichen Ceremonien zum Ritter des grossen Ordens geschlagen; eine Ehre, welche zu gleicher Zeit noch zwey andern jungen Herren wiederfuhr, nehmlich dem jungen de la Mark einem Enkel der Herzogin von Valentinois, der ob er gleich kaum sechszehn Jahre alt war, auf die Vorbitte seiner Großmutter, welcher der König nichts versagen konnte, den Orden erhielt, und Leonor Chabot, Graf von Charny, einem Liebling des Königs, der nachher königlicher Oberstallmeister wurde.

Gleich nach Vieillevillens Ankunft bey Hofe begab sich der Cardinal von Lenoncourt nach der ihm zugehörigen Abtey Barbeaux nahe bey Fontainebleau, wo er mit seinem Freunde dem Cardinal von Lothringen einen Plan entwarf, um sich an unserm Helden zu rächen, der wie er vorgab, der Stadt Metz ihre Freyheit, und ihm als dortigen Bischof seiner Rechte beraubt hatte. Beyde kehrten hierauf nach Fontainebleau zurück. Der Cardinal von Lothringen begab sich gleich zum Könige, und bat ihm, das geheime Conseil ausserordentlich zusammenrufen zu lassen, um über eine Bittschrift von Wichtigkeit ein Urtheil zu fällen. Zum Glück wurde Vieilleville mit zu dieser Rathversammlung gezogen, ob ihm gleich die Ursache, warum sie zusammengerufen wurde, unbekannt war. Der Bischof von Metz hatte also kaum seine Beschwerden vorgebracht, als Vieilleville schon dem König um die Erlaubniß bat, solche beantworten zu dürfen. Der Cardinal von Lothringen wolte zwar das Wort nehmen und seinen Freund vertheidigen, es wurde ihm aber Stillschweigen aufgelegt, und der Gouverneur beantwortete hierauf Punct für Punct die gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen. Es waren ihrer vier an der Zahl. Fürs erste legte man ihm zur Last, daß er die sieben Edlen (les sept paraiges) zu Metz, von welchen oben mehr gesagt worden ist, ihrer Vorrechte beraubt hätte. Vieilleville antwortete hierauf, dies wäre ein Reichsprivilegium gewesen, welches in einer von den königlichen Waffen nun eroberten Stadt durchaus nicht mehr Statt finden könnte. Zugleich stellte er sehr einleuchtend dar, wie wichtig es sey, daß in einem Ort, der gegenwärtig zum Königreich Frankreich gehörte, auch

nicht eine Spur von den alten ihr vom deutschen Reich ertheilten Privilegien übrig bleiben müßte. Die zweyte gegen ihm gemachte Beschwerde bezog sich auf das Vorrecht, welches sich der Bischof von Metz zueignete, Münzen mit seinem Stempel schlagen zu lassen. Diese Klage wurde fast mit den nehmlichen Gründen beantwortet, wie die vorige, wobey es denn dem Gouverneur nicht schwer wurde zu beweisen, daß in einer französischen Stadt auch kein andres als mit königlichem Stempel geprägtes Geld roulliren dürfte. Nicht weniger leicht war der dritte Klagepunkt zu widerlegen. Der Kläger beschwerte sich, daß Vieilleville die von dem Bißthum Metz abhängende drey Städte Vic, Moyenvic und Marsal mit Garnison belegt, und letztere sogar hätte befestigen lassen. Der Gouverneur stellte dagegen vor: Wie äusserst wichtig es für die Sicherheit von Metz und der umliegenden Gegend sey, daß die königlichen Truppen diese drey Städte besetzt hielten; auch habe er, setzte er hinzu, sich nicht im geringsten an den Domainen des Bischofs vergriffen, sondern solche ihm nach wie vor gelassen. Der vierte Punct betraf den bischöflichen Palast, in welchem der Gouverneur seine Wohnung genommen hatte. Er antwortete darauf: Er hätte es bloß in der Absicht gethan, um ein desto wachsameres Auge auf das Interesse Sr. Majestät haben zu können; auch habe er in diesem Palast keine andre Veränderungen vorgenommen, ausser daß er an der Stelle des kayserlichen Adlers daß französische Wappen hätte anschlagen lassen, zum Beweise, daß die Stadt Metz sowohl als das dazu gehörige Territorium, und folglich auch der Bischof selbst, Unterthanen des Königs von Frankreich wären, und von

keiner andern Macht als bloß von diesem Monarchen abhingen. Der Cardinal von Lothringen wolte abermals antworten; aber der König stand auf, billigte alles was Vieilleville gethan hatte, und verließ den Saal sehr aufgebracht gegen die beyden Kardinäle, die sich gleichfalls voller Verwirrung fort begaben. Der Urtheilsspruch des Königs in dieser Sache wurde auf ausdrücklichen Befehl desselben in eine ordentliche Acte gebracht, und unter dem grossen Staatssiegel den Tag darauf wirklich ausgefertiget. Voll Verzweiflung, alle seine Anschläge scheitern zu sehen, verließ der Cardinal von Lenoncourt bald nachher den Hof, und verbarg sich in eine Priorey, die er in Frankreich an der Loire besaß. Hier blieb er den Ueberrest seiner Tage, ohne daß er Metz oder sein Vaterland Lothringen jemals mit Augen wieder sah.

Vieilleville war sehr vergnügt, daß sich dieser verdrüßliche Handel auf eine so gute Art für ihn geendiget hatte. Von nun an war seine vornehmste Sorge nur noch auf die Versorgung seiner jüngsten Tochter gerichtet. Wir haben bereits oben erwähnt, daß sich eine sehr vortheilhafte Parthie in der Person des jungen Grafen von Duilly für sie zeigte, daß Vieilleville aber diesen Antrag auf eine gute Art in sehr unbestimmten Ausdrücken abzulehnen suchte, weil er bereits ihrer Versorgung wegen andre Anstalten getroffen hatte. Der Graf von Sault, ein junger liebenswürdiger Mann, aus einem der vornehmsten Häuser der Provence, war derjenige, dem er zu seinem Schwiegersohn zu machen sich entschloß. Dieser junge Edelmann hatte bereits die bündigsten Beweise von seinem Muthe bey vielen Gelegenheiten dargelegt, und sich dadurch die Achtung und das Vertrauen des Gouverneurs gänzlich erworben, durch dessen

Vorsprache er auch schon zum Commendanten von Marsal ernannt worden wär. Da Vieilleville nach Hofe reisete, wählte er den Grafen von Sault zu seinem Begleiter, doch ließ er sich nichts von dem merken, was er eigentlich mit ihm vorhatte. Erst nach seinen beygelegten Händeln mit dem Bischof von Metz entdeckte er ihm seine Absicht. Der Graf von Sault, der das Fräulein schon seit langer Zeit liebte, ohne daß er jemals einem andern als sich selbst diese Liebe zu gestehen gewagt hatte, gerieth für Freude fast ausser sich. Er gestand, daß er vielleicht längst so dreist gewesen seyn würde, sich um die Hand des Fräuleins zu bewerben, daß ihm aber die Furcht eine abschlägige Antwort zu erhalten, davon abgeschreckt habe, und zwar um so vielmehr, da er wohl wüßte, daß sich der Prinz von Vaudemont für den Grafen von Duilly dieserwegen bereits bey seinem General verwendet hätte! Vieilleville sprach nun mit seiner Tochter von dieser Heyrath, die als ein wohlgezogenes Frauenzimmer zur Antwort gab: Sie würde jederzeit sich der Willensmeynung ihres Vaters unterwerfen. Aber die Königin Catharina von Medicis und die Prinzeßin Claudia, Braut des Herzogs von Lothringen, hörten kaum, daß die Verbindung geschlossen werden solte, als sie sich aus allen Kräften derselben widersetzten. Da die Prinzeßin das Fräulein von Vieilleville gerne mit nach Lothringen zu nehmen wünschte, so kam sie mit der Königin überein, der Gemahlin unsers Helden von der vorhabenden Heirath Nachricht zu geben, und sie zu ersuchen, solche ihrerseits gleichfalls zu hintertreiben. Dies geschah auch wirklich. Die Frau von Vieilleville gab dem Großseneschal ein Schreiben an ihre Tochter, und dieser reisete sogleich nach Fontainebleau ab, wo er bey seiner Ankunft sich

bey

bey dem Fräulein melden ließ, ihr den Brief ihrer Mutter überreichte, und zugleich seinen Sohn ihr vorstellte. Der Graf von Saulte sah freylich mit vielem Verdruß die Erscheinung dieses neuen Rivals; aber er verlohr deshalb nicht den Muth. Es war eben um die Carnevalszeit, und der ganze Hof beschäftigte sich mit Bällen und Maskeraden. Beyde Nebenbuhler waren grosse Tänzer, und beyde beeiferten sich, ihre Geschicklichkeit bey dieser Gelegenheit zu zeigen. Lange blieb ihr Schicksal unentschieden; aber die Ueberredungen der Königin und der Prinzeßin Claudia nöthigten endlich dem Herrn von Vieilleville einen Entschluß zu fassen, der ganz gegen seine Neigung war. Die Prinzeßin erklärte sich, daß sie gesonnen sey das Fräulein von Vieilleville, woferne der Graf von Duilly ihr Gemahl würde, zu ihrer ersten Hofdame zu ernennen; die Königin aber berief sich auf das Versprechen, welches unser Held ihr geleistet hatte, seine Tochter ohne ihre Einwilligung nicht zu verheirathen. Vieilleville sah sich also endlich genöthiget nachzugeben, und der Heirathscontract wurde bald nachher dem Willen der beyden Prinzeßinnen gemäß unterzeichnet, und die Vermählung auf eben den Tag angesetzt, an welchem die Prinzeßin Claudia mit dem Herzog von Lothringen, und Mademoiselle de Nemours mit dem Prinzen von Vaudemont verbunden werden solten. Der Graf von Sault gerieth hierüber so sehr in Verzweifelung, daß er alle seine Ehrenstellen niederlegte und sich nach Provence begab, wo er lange Zeit über seine fehlgeschlagene Hofnung trauerte.

Während dem Vieilleville sich bey Hofe befand, ließ der Herr von Biron, welcher in seiner Abwesenheit in Metz das Commando führte, die von dem Könige genehmigte Strafe

an den Gardian der Franciskaner und den vier vornehmsten Mönchen, welche mit ihm bisher gefangen gesessen hatten, vollziehen. Es wurde ihnen den Tag vorher durch den Prevot angesagt, daß morgen ihre Hinrichtung auf öffentlichen Markt vor sich gehen würde; sie solten sich daher nur zum Tode bereiten und einander beichten. Aber sobald sie allein gelassen wurden, dachten sie weder an Gebet noch an solche Andachtsübungen, die sich für ihren gegenwärtigen Zustand schickten, sondern überhäuften vielmehr den Gardian, als den Stifter alles ihres Unglücks, mit den bittersten Verwünschungen und Flüchen. Endlich fielen sie sogar voller Wuth über ihn her, und ermordeten ihn auf der Stelle. Den andern Morgen, da man sie auf den Richtplatz holen wolte, fand man den blutigen und bereits todten Cörper des Gardians. Die vier Mönche wurden gehangen und die übrigen Franciskaner durch den Prevot zur Stadt herausgebracht, und auf immer aus derselben verbannt.

Ehe noch Vieilleville in sein Gouvernement zurückkehrte, erhielt er von dem Könige die Erlaubniß, eine Citadelle zu Metz anzulegen. Er überreichte dieserwegen dem Monarchen einen Plan, der solchen gänzlich genehmigte, und unserm Helden auf Abschlag der Kosten viermalhunderttausend Franken auszahlen ließ. Vieilleville begab sich nun ungesäumt wieder nach Metz und ließ seine erste Sorge seyn, der Besatzung den rückständigen Sold auszahlen zu lassen. Gleich darauf machte er Anstalt zur Anlegung der Citadelle, und ließ deshalb alle Häuser, die diesem Bau im Wege standen, niederreissen. Da die Eigenthümer derselben hinlänglich entschädiget wurden, so beklagte sich niemand darüber, und in kurzer Zeit sah man

durch

durch den Eifer und die Sorgfalt des Herrn von Epinay, der die Arbeiter kommandirte, die Graben vollendet und die neuen Bastionen sich erheben.

Aber während dem Vieilleville sich auf diese Weise beschäftigte, sann der Gouverneur von Thionville ohne Unterlaß auf neue Mittel und Wege, sich der Stadt Metz, zu bemächtigen; auch lag es ihm nicht weniger am Herzen, sich für die im vorigen Jahre erlittene schimpfliche Niederlage Genugthuung zu verschaffen. Endlich glückte es ihm zwey Unterofficiere von der Garnison zu verführen und mit ihnen solche Maaßregeln zu nehmen, die sicher diese Stadt in seine Hände geliefert haben würden, woferne nicht durch ein glückliches Ohngefähr der ganze Anschlag frühzeitig genug entdeckt worden wäre. Der eine war ein Spanier von Geburt, und der andre ein Provenzale. Beyde des Kriegsdienstes überdrüßig, hatten gemeinschaftlich eine Schenke angelegt, und versorgten die Arbeiter an der Citadelle mit Erfrischungen. Da man nicht das geringste Mißtrauen in sie setzte, so wurde es ihnen leicht, zu erfahren, wie weit man bisher in der Arbeit gekommen sey; auch hatten sie einen Ort ausgekundschaftet, wo mit wenig Mühe die Stadt erstiegen werden konnte. Die Verräther hatten nicht allein dem kayserlichen Befehlshaber davon Nachricht gegeben, sondern ihm diesen Ort auch selbst gezeigt; denn er war eines Tages verkleidet zu ihnen gekommen, um solchen in Augenschein zu nehmen. Bald darauf ward Vieilleville die beyden Unterofficiere, da er eben in dieser Gegend herumgieng, an der Thüre ihrer Schenke gewahr. Er wunderte sich nicht wenig, wie Kriegsleute ein solches Gewerbe hätten ergreifen können, und fragte nach der Ursache. Man antwortete ihm: Sie hätten beyde nicht länger

dienen wollen, weil ihre Brüder, die man als Marodeurs ertappt hatte, auf Befehl des Gouverneurs wären hingerichtet worden. Vieilleville schöpfte sogleich Verdacht, ließ sie zu sich holen, und befragte insbesondre einen nach dem andern nach der Ursache ihres Mißvergnügens. Während diesem Verhör nahm sein Argwohn nur noch mehr zu, und ihre Geständnisse zeigten, daß er vollkommen Recht gehabt hatte, ihnen nichts Gutes zuzutrauen. Beyde gestanden einstimmig ihr Verständniß mit dem Gouverneur von Thionville, und daß sie mit ihm im Briefwechsel stånden, wobey sie sich eines Tambours bedient hätten, der ihre Briefe dahin überbringen und die Antwort darauf wieder hätte mitnehmen müssen. Vieilleville ließ auf diese Aussage den Tambour sogleich arretiren und vor sich bringen. Nachdem er ihm anfänglich Angst genug eingejagt hatte, suchte er ihn wieder zu beruhigen, und versprach ihm nicht allein aller Strafe zu entlassen, sondern auch noch sogar eine Belohnung, woferne er seinen Befehl auf das genaueste auszuführen sich bestreben würde. Der Tambour, der bereits auf sein Leben Verzicht gethan hatte, versprach alles zu thun, was man nur von ihm verlangte. Hierauf begab sich der Gouverneur wieder zu den beyden andern Gefangenen, verhieß ihnen die nehmlichen Vortheile, und überredete sie, einen Brief an den kayserlichen Gouverneur zu schreiben; der auch diesmal durch den gewöhnlichen Ueberbringer überliefert werden solte. In diesem Briefe ertheilten sie demselben die Nachricht, daß Vieilleville den andern Morgen mit den vornehmsten Officieren der Besatzung dem Prinzen von Vaudemont entgegen gehen würde, welcher im Begrif war, seine junge Gemahlin nach Nancy zu führen. Sie setzten noch hinzu: Daß, da Metz während dieser Zeit von Officieren beynahe gänzlich ent-

entblößt wäre, so würden auch vermuthlich die Wachen vernachläßiget werden, und es folglich leicht seyn, diesen Platz zu überrumpeln. Der kayserliche Gouverneur empfieng diese falsche Nachricht richtig, und setzte alles in Bereitschaft, solche zu nutzen, um so vielmehr, da er von der Zurückkunft des Prinzen bereits anderweitige unbezweifelte Nachrichten erhalten hatte. Vieilleville ließ zugleich überall das Gerücht ausstreuen, daß er dem Prinzen bis Toul entgegen gehen würde, und verließ daher auch um die bestimmte Zeit an der Spitze eines zahlreichen Gefolges die Stadt. Aber nicht weit von derselben ließ unser Held seine Begleiter Halt machen und postirte sie in einem Hinterhalt nahe bey dem Wege, den die feindlichen Truppen nehmen mußten. Die Kayserlichen würden hier auch gewiß eine noch weit beträchtlichere Niederlage, wie die im vorigen Jahr gelitten haben, woferne nicht ein unvermutheter Zufall den ganzen Plan unsers Helden vereitelt hätte. Die beyden Unterofficiere lebten ohngeachtet ihnen Pardon versprochen war, doch noch immer in Furcht für einer harten Leibesstrafe, die sie auch in der That verdient hatten. Einer von ihnen machte sich die Abwesenheit des Gouverneurs zu Nutze; hintergieng die Wachsamkeit der Wache, und stahl sich glücklich aus dem Gefängnisse heraus. Zwar wurde er bald wieder eingeholt und zurückgebracht; aber der Lärm den dieser Umstand verursachte entschleyerte das ganze Geheimniß. Ueberall verbreitete sich ein Gerücht, daß zu Metz Soldaten arretirt worden wären, die man einer Verschwörung schuldig befunden hätte. Dies Gerücht kam bis nach Thionville, und der kayserliche General hielt für rathsam sein Vorhaben aufzugeben. Vieilleville mußte dahero gleichfalls unverrichteter Sache nach Metz zurückkehren.

Vielleicht war der Verdruß über diesen mißlungenen Anschlag Ursache an der Krankheit, die bald nachher unserm Helden überfiel. Um sich desto besser pflegen zu können, ertheilte ihm der König die Erlaubniß auf seine Güther zu gehen. Während seiner Abwesenheit aber erhielt an seine Stelle der Herr von Senneteore das Obercommando zu Metz.

(Der Beschluß nächstens.)

VII.

Recht und Recht.

Wenn dir jemand Gestank für gutes Räuchwerk,
Jemand Similor dir für Gold verkaufte:
König! Würdest du diesen
Gauner nicht stäupen lassen?

Wenn, zu huldigen dir jemand in's Antlitz
Spie, mörderisch auf dich den Degen zückte:
König! würdest du diesen
Meuter nicht Vierteln *) lassen?

Wenn ihr aber ein Volk, das über sich euch
Frey zu Vätern erkohr, mit Ruthen oder

Scor-

*) Vierteln) Bey diesem Zeitwort verweiset Adelung auf das ausgebildetere Viertheilen, und läßt jenes nur im gemeinen Leben gelten. Da aber das Hauptwort Viertel z. B. das erste, zweyte Viertel von den Mondeswandlungen oder Mondesbrüchen selbst in den klaßischen Schriften unsrer Nation, und zwar allemal, Viertheil aber in diesem Verstande niemals vorkommt; so, meine ich, dürfte sich ein Dichter zur Noth auch des Zeitworts Vierteln statt Viertheilen bedienen.

Scorpionen zerhauet:
Muß es das Volk denn leiden?

Wenn das leidende Volk ihr noch mit frecher
Sohle tretet, zum Vieh' herunter würdigt,
Schindet, hudelt und hohnneckt:
Muß es das Volk denn leiden?

Sind die Rechte des Volks denn nicht so heilig,
Als der Könige Recht? War denn ein König,
Eh' ein Volk war? . . des Volkes
Wegen ist da der König!

Lor. Leop. Haschka.

VIII.

Der beste König.

Gut ist keiner: Doch ist der minder bösen
Von den Königen der, den seines Volkes
Majestät bey der Krone
Faßt, und unter's Gesetzbuch beugt.

So der Angel *) darum aus königischen **)
Auch der Glücklichste. Du, sein älterer Bruder,
Theotiske! nun weißt du's?
Habe, glücklich, zu werden, Muth!

Lor. Leop. Haschka.

*) Angel) Dieses Wort, als Volksname derjenigen, welche weiland mit den Sachsen das heutige Brittannien in Besitz nahmen, führt Adelung in seinem Wörterbuche gar nicht an; nicht einmal Britte; sondern Engelland und Engländer für einen aus diesem Lande.

**) Königischen) Dieses Beywort, sagt Adelung, ist im Hochdeut-

schon völlig veraltet. Nun also, was soll der thun, der den Begrif von einem Volke, welches Königen unterworfen ist, ausdrucken will, und zwar in sofern es diese Regierungsform hat? Königlich sagt das nicht. Also, so lange dieser Begrif in den Menschenköpfen noch nicht veraltet ist, wird Hr. Adelung schon der deutschen Zunge und Feder erlauben müssen, dieses Wort zu gebrauchen, wie dichterisch, himmlisch, englisch, deut=sch.

IX.
An das Publikum.

Da dies Journal nicht mit dem Januar, sondern in der Mitte des Jahrs mit dem Julius angefangen hat, und daraus bey vielen Interessenten Unordnungen entstanden sind, die zum Theil noch fortdauern, so soll mit diesem 9ten Bande das alte Werk geschlossen, und mit dem Januar 1787 ein neues nach eben dem vorigen Plan angefangen werden, und zwar unter dem Titel: Neue Litteratur und Völkerkunde, 1ster Jahrgang, 1ster Band No. I. Zu Anfang eines jeden Monats wird davon, so wie bisher, ein Stück regelmäßig erscheinen, und sofort von Leipzig aus spedirt werden.

Hamburg, den 1sten Nov. 1786.

v. Archenholz.

Inhalt

Inhalt
des neunten Bandes.

Julius.

August.

September.

Octobe r.

October.

November.

December.

Weissenfels,
gedruckt bei Friedrich Severin.